Der Peter von Danzig.

Der Peter von Danzig.

Historische Erzählung

aus der Zeit der Hansa

von

Reinhold Werner.

Berlin 1884.

Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Es war um die Pfingstzeit des Jahres 1465. Ein lauer Westwind strich über die Bucht von Danzig und tändelte mit den lichtgrünen Wellen, in deren Schaumkronen die Strahlen der Sonne blitzten, welche freundlich vom wolkenlosen Himmel herabschien. Damals hatte die Weichsel sich noch keinen neuen Weg gebahnt und ergoß ihre schmutzig-gelben Fluten bei dem heutigen Weichselmünde in die Ostsee. Letzteres bestand vor vierhundert Jahren nur aus einem von wenigen Fischerhütten umgebenen Blockhause, das auf einer Anhöhe gelegen war. Eine Umwallung schützte es gegen feindliche Handstreiche und einige Feldschlangen richteten ihre Mündungen auf die Hafeneinfahrt.

Das Blockhaus war ziemlich geräumig und diente dem Mündemeister zur Wohnung, der die Oberaufsicht über die Schiffe führte. Um die Frühjahrszeit herrschte hier ein reges Leben; seit Ostern waren schon mehrere

hundert Schiffe von der Weichsel nach Westen und Osten ausgelaufen, fast eben so viele eingekommen, und Kurt Bockelmann, der Mündemeister, hatte viel zu thun. Trotz des noch dauernden Krieges mit dem deutschen Ritterorden war seit einigen Jahren Danzigs Seehandel kräftig emporgeblüht. Während die übrigen preußischen Städte schwer unter der langjährigen Fehde litten und diese an ihrem innersten Mark zehrte, wurde Danzigs Macht und Wohlstand weniger davon berührt. Die Opferwilligkeit und Thatkraft seiner Bürger hatte eine Kriegsflotte geschaffen und in deren häufigen Kämpfen waren tapfere und treffliche Führer herangebildet, während die Aussicht auf Prisengelder verwegene Mannschaften anlockte.

Auch jetzt lagen wieder einige sechzig Handelsschiffe in der Nähe des Blockhauses seeklar, warteten auf günstigen Wind, und zwei Fredekoggen, wie zu jener Zeit die größeren Kriegsschiffe hießen, deren jede außer der seemännischen Besatzung, den Schiffskindern, auch hundert „Ruters" oder Gewappnete an Bord trug, sollten sie geleiten.

An der Seeseite des Blockhauses war eine Veranda angebaut, von der aus der Mündemeister einen freien Ueberblick des Hafens und der ganzen Danziger Bucht hatte, und wo er manche Stunde des Tages verweilte, wenn es sein Dienst gestattete. Kurt Bockelmann war ein hoher Sechziger, aber für sein Alter noch außerordentlich rüstig. Wenn auch schneeweißes Haar seinen edel geformten Kopf deckte,

so glänzten die blauen Augen noch in jugendlichem Feuer und die Haltung war ungebeugt. Aus den wettergebräunten Zügen sprach eine fernige Gesundheit und der muskulöse Gliederbau verrieth, daß der Körper in jüngeren Jahren Riesenkräfte besessen haben mußte.

Der Mündemeister bekleidete sein jetziges Amt erst seit wenigen Jahren. Der Rath von Danzig hatte ihm den wichtigen Posten als Belohnung für lange und treu geleistete Dienste verliehen. Schon als Jüngling hatte sich Kurt gegen die Vitalienbrüder, jene Pest der deutschen Meere, hervorgethan, die fast ein halbes Jahrhundert den Seehandel brandschatzten und schließlich nur unter Aufgebot großer Machtmittel durch Feuer und Schwert vertilgt werden konnten. Dann hatte er rühmlich gegen den Orden und dessen Verbündete, die Dänen, gefochten, bis ihn vor drei Jahren das Unglück traf, im Kampfe durch einen Splitter am Bein verwundet zu werden. Nach langem Krankenlager war er zwar wieder gesundet, aber im Fuße solche Schwäche zurückgeblieben, daß er das Seefahren aufgeben mußte. Das war ihm hart angekommen; allmälig hatte er sich jedoch in sein Schicksal gefunden und sich seit seiner Anstellung als Mündemeister noch mehr damit ausgesöhnt. Er blieb in täglichem Verkehr mit Berufsgenossen, die ihn als Autorität hoch ehrten und seinen Rath einholten. Dann war er im Blockhause seiner Meeresheimat so nahe; ihr frischer Hauch fächelte seine Wangen und

die an den Strand rauschenden Wellen klangen wie trautes Geflüster in seinem Ohr.

Wie oft saß er auf der Veranda, schaute hinaus auf die wogende endlose Fläche, in der sein ganzes Sein wurzelte und ließ sinnend die wechselvollen Bilder vor seinem Geiste vorüberziehen, aus denen sich sein Leben zusammensetzte! — Auch heute hatte er am frühen Nachmittage den gewohnten Platz aufgesucht, aber sein Blick war diesmal nicht auf die Ostsee, sondern auf die Flotte gerichtet, welche in der Münde vor Anker lag. Ihre musterhafte Ordnung, die trotz der großen Zahl der Schiffe in dem engen Fahrwasser Raum für freie Bewegung der einzelnen Fahrzeuge ließ, gab Zeugniß für die Tüchtigkeit des Mündemeisters, nach dessen Anordnung jedes seinen Platz erhalten hatte Die Befriedigung darüber war es jedoch nicht allein, die seinen Zügen einen freudigen Ausdruck gab, sondern etwas anderes ließ sein Auge in höherem Glanze und stolz aufleuchten. Dort unten im Hafen, lag der „Mariendrache", die prächtige Fredekogge, welche mit einem großen Theil seines Lebens auf das engste verknüpft war, auf deren Deck er so viele Jahre die deutschen Meere durchfurcht und seinen und der Hansa Namen weit über Ost- und Westsee hinaus gefürchtet gemacht hatte

Wie schmugg und schlank wiegte sich das gute Schiff dort auf dem Strome, wie genau vierkant waren die Raaen gebraßt und getoppt und wie drohend schauten die Kartaunen aus den Stückpforten!

Wahrlich, die Handelsschiffe mochten wohl mit Vertrauen auf den „Mariendrache" blicken, denn der Besen, den die Kogge oben am Top des Fockmastes führte, war nicht eitel Ruhmrederei. Als Kurt vor zwölf Jahren bei Ausbruch des Krieges mit dem Orden den Befehl über das Schiff erhielt, da hatte er das eigenthümliche Wahrzeichen an seinem Orte befestigen lassen, um Danzigs Feinden zu verkünden, daß er mit ihm die Ostsee rein zu fegen gedenke, und was er damals gelobte, das hatte er auch auszuführen gewußt. Wo der Besen von feindlichen Schiffen gesehen wurde, da hielten sie nicht Stand, sondern stoben bald auseinander nach Nord und Süd.

Aber auch in den letzten Jahren, nachdem Kurt Invalide geworden, hatte der Besen seine Schuldigkeit gethan. Der Ruhm des guten Schiffes war nicht geschmälert worden, denn es befand sich in den besten Händen. Kurts einziger Sohn, Eler, war sein Führer und Paul Beneke, sein Pflegesohn, der Steuermann. Das waren ganze Männer, unter des Mündemeisters Leitung herangewachsen, unter seinen Augen zu tüchtigen Kriegsseeleuten ausgebildet und mit Recht konnte er stolz auf sie sein.

Paul war ein Findling, aber ungewöhnlicher Art. In dunkler Nacht hatte Kurt einst das Unglück gehabt, im englischen Kanal ein fremdes Schiff überzusegeln. Der Stoß war ein so furchtbarer gewesen, das jenes nach wenigen Minuten sank, während Kurts Fahrzeug fast gar nicht beschädigt wurde. Ehe

noch Boote ausgesetzt werden konnten, hatten die Fluthen den Fremden mit seiner Mannschaft verschlungen, und man fand nur noch einen zweijährigen Knaben, der wunderbarer Weise ganz unversehrt auf einem der herumschwimmenden Schiffstrümmer lag. Aus den wenigen Worten, die das Kind sprach, konnte man entnehmen, daß es Paul hieß und von spanischen Eltern stammte. Seine Kleidung und ein goldenes Amulett mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, das der Knabe um den Hals trug, ließen auf vornehme Abkunft schließen, weiterer Anhalt fand sich jedoch nicht.

Kurt nahm die Waise mit nach Danzig, wo sein Schwager, der kinderlose Rathsherr Beneke das hübsche kräftige Kind adoptirte. Nach mehreren Jahren starb jedoch Frau Beneke; bald folgte ihr der Gatte in das Grab und so kam Paul wieder in das Haus Bockelmanns, wo er mit dessen nur wenig älterem Sohn erzogen wurde, bis beide so weit waren, um auf dem „Mariendrache" ihre Lehrzeit zu beginnen. Diese lag nun hinter ihnen, aber es war eine harte gewesen und Kurt hatte die Söhne nicht geschont. Nach den hansischen Satzungen begann damals die Schifffahrt um Ostern, schloß mit Anfang November und nur wenige kühne Männer wagten es, über diese Zeit hinaus die See zu befahren, doch Kurt gehörte zu ihnen. In Kriegszeiten — und diese waren ja fast immer — hielt ihn höchstens Eis im Hafen zurück, sonst weder Stürme, noch Nebel, noch Schnee. Mitten im Winter durchpflügte der Kiel seines Schiffes die

deutschen Meere, und sein plötzliches Erscheinen an den feindlichen Küsten, um keck eine Prise mitten aus dem Hafen zu holen oder durch eine Landung einen Ort zu brandschatzen, verbreitete Furcht und Schrecken. Eine solche Schule war wohl dazu angethan, Eler und Paul zu tüchtigen Männern heranzubilden und sie nicht zu „Sommerschiffern," sondern zu „harten Seevögeln" zu machen, wie der alte Lübecker Chronist Reimar Kock sie bezeichnet.

Sie waren in die Geheimnisse der Gradstöcke, jener einfachen Vorläufer unserer heutigen Instrumente zur Messung der Gestirnshöhen eingeweiht und wußten durch Lotwürfe aus der Tiefe des Wassers und der Beschaffenheit des Meeresgrundes, welchen das Senkblei mit heraufbringt, mit Sicherheit ihren Schiffsort zu bestimmen, wenn trübes Gewölk Sonne und Sterne verhüllte. Sie waren vertraut mit den Strömungen, kannten genau die Gestaltung der Küsten; der Flug der Vögel, das Aussehen der Luft und des Wassers kündeten ihnen den nahenden Sturm. Ihre im steten Kampfe mit den Elementen geschärften Sinne, sowie ihre mannigfachen seemännischen Erfahrungen waren zuverlässige Führer durch das Labyrinth der Gefahren, welche unsere nordischen Meere zu damaliger Zeit in so unendlich größerer Zahl boten, als jetzt.

Kurt Bockelmanns Blicke weilten lange mit stiller Befriedigung auf seinem geliebten „Mariendrache" und auch ein Vergleich mit der zweiten Fredekogge, dem „Dumelde," fiel nur zu Gunsten des ersteren

aus. Jakob Voß, der Kapitän des „Dumelde," war zwar in Kurts Augen auch ein tüchtiger Mann, der auf See Bescheid wußte, aber seinem Eler und Paul kam er doch lange nicht gleich, wo es sich darum handelte, ein Schiff auch nach außen tadellos erscheinen zu lassen. Da baumelten lose Tauenden in der Takelage, die Segel waren lodbrig festgemacht, die Raaen hingen nicht recht vierkant — genug es fehlte auf dem „Dumelde" der seemännische Blick, der solche Unregelmäßigkeiten sofort entdeckt und nicht eher Ruhe hat, bis sie beseitigt sind.

Während Kurt solche und ähnliche kritische Betrachtungen anstellte, gerade wie es noch heutzutage unsere alten Seeleute machen, die an anderen Schiffen als den ihrigen kein gutes Haar lassen, erscholl an Bord des „Mariendrache" der schrille Ton der Bootsmannspfeife, gefolgt von einem Kommando. Es war das Signal für das Esping, das Hauptboot der Kogge, das hinter dem Schiffe liegend jetzt längseit geholt und bemannt wurde. Zwei Männer, vor denen der am Fallreep als Schildwache postirte Ruter seine Hellebarde senkte, als sie ihn passirten, bestiegen das Boot. Die aufrechtgestellten Riemen fielen auf ein Zeichen des steuernden Quartiermeisters klatschend auf das Wasser und das Esping flog, von den kräftigen Armen seiner Ruderer getrieben, pfeilschnell durch den Hafen der Landungstreppe unterhalb des Blockhauses zu, um dort seine beiden Passagiere abzusetzen

und sich dann ohne Aufenthalt wieder an Bord zurückzubegeben.

Am Landungsplatze hatte sich viel Volks versammelt, das bei dem schönen Wetter von Danzig zu Land oder zu Wasser heruntergekommen war, um Freunden und Bekannten an Bord der seeklar liegenden Schiffe noch ein letztes Lebewohl zu sagen. Alle grüßten die beiden Männer achtungsvoll und wichen zur Seite, während diese den Weg zum Blockhause hinauf nahmen und die gebotenen Grüße freundlich erwiderten.

Es waren zwei jugendkräftige Erscheinungen, und als sie so elastisch dahinschritten, sah ihnen gar manches Frauen- und Mädchenauge wohlgefällig nach. Die knapp anliegende Kleidung zeigte ein schönes Ebenmaß der Glieder, der Lederkoller deckte eine breite gewölbte Brust und die barettähnliche Kopfbedeckung saß verwegen auf den wohlgepflegten Haarwellen, die darunter hervorquollen.

In Gestalt und Haltung einander so ähnlich, daß man sie hätte für Zwillinge halten können, wie sie so einhergingen, waren ihre Gesichter dagegen um so verschiedener. Das des jungen Mannes zur Rechten verrieth den echten Norddeutschen, blondes Haar, blaue Augen und eine gerade leicht aufgeworfene Nase. Der Ausdruck war ungemein ansprechend, männlich aber doch sanft.

Sein Gefährte dagegen ließ auf den ersten Blick den Südländer erkennen. In dem brünetten Teint, der kühn gebogenen Adlernase, den dunkeln sprühenden

Augen, dem in dichten Locken geringelten Haar von fast blauschwarzer Färbung war nichts Germanisches, und ein eben solcher Gegensatz herrschte im Ausdruck. Aus den etwas düsteren aber edel geschnittenen Zügen sprach Entschlossenheit und Energie.

Als die beiden jungen Männer die Terrasse des Blockhauses betreten hatten, kam ihnen der Mündemeister entgegen. „Grüß Gott, Eler und Paul!" rief er ihnen die Hand reichend zu, die sie ehrerbietig küßten, „Ihr kommt spät heute, ich hatte Euch schon eher erwartet."

„Wir hatten noch Verschiedenes zu ordnen, Vater," erwiderte der blonde Eler, „die Ruters machten einmal wieder Schwierigkeiten. Sie können das Liegen im Hafen nicht vertragen und werden von Tag zu Tag unverschämter."

„Du bist zu gut gegen das Gesindel, Eler," meinte Kurt, „ich habe es Dir so oft gesagt, daß Deine Milde nicht angebracht ist. Sie sind nicht wie unsere braven Danziger Schiffskinder; das hergelaufene wilde Volk hat weder Treu noch Glauben. Heute dienen sie uns, morgen unsern ärgsten Feinden und nur mit der größten Strenge hält man sie zusammen.

„Ihr habt wohl recht, Vater," entgegnete Eler, „und deswegen bin ich auch heute streng gewesen. Klaus Henning, der Wortführer der Unzufriedenen, liegt unten auf dem Ballast in den Block geschlossen."

„Was hatten sie vor?" fragte Kurt.

„Weil wir seeklar liegen," lautete die Antwort,

„hat Paul ihnen heute den Landgang verweigert; da wollten sie es mit Gewalt durchsetzen, und Klaus war der Sprecher.“

„Und Anstifter — o ich kenne ihn!“ sagte der Mündemeister. „Vor dem nehmt Euch in Acht, daß er Euch nicht einmal in die Ferse sticht. Er ist wie eine giftige Natter und stammt von schlechter Art. Seines Vaters Blut floß durch Henkers Hand auf dem Dominikanerplatz, weil er den Rittern die Thore öffnen wollte. Mit dem Block brecht ihr ihn nicht, bei dem hilft nur Kielholen.“

„Der Ansicht bin ich auch,“ warf Paul ein, „aber Ihr wißt doch, daß der Rath wünscht, wir sollen mit den Ruters gelinde umgehen, weil es jetzt so schwer sei, die nöthige Zahl für die Schiffe zu werben. Doch das ist's nicht, die Schuld liegt an einem anderen Orte. Sie sind auf Prisengelder angewiesen und damit sieht es jetzt mager aus. Die Kreuzherren sind der Fehde müde und wagen keine Schiffe mehr in See zu schicken. Seitdem wir den Dänen den Waffenstillstand aufgezwungen, giebt's nicht viel mehr zu parten und die Ruters gehen lieber nach Calais auf die Auslieger des Grafen Warwick, um die Schiffe des eigenen Vaterlandes zu berauben. Um sie zu halten, müssen wir ihnen festen Sold geben, aber Berndt Pawest, den der Rath jetzt über die Fredekoggen gesetzt, will nichts davon wissen. Er meint, wir sollten sie mit sanfter Hand regieren — als ob mit solchem Volk im Guten auszukommen wäre. Es

ist Zeit, daß wir in See kommen, dort sind wir die Herren und werden sie im Zaume halten."

„Du sprichst mir aus der Seele, Paul," pflichtete der Mündemeister bei, „und," fügte er ingrimmig hinzu, „wenn Ihr einen englischen Auslieger faßt mit untreuen, deutschen Ruters an Bord, dann laßt ihnen eine Steinkugel um den Hals binden und ertränkt sie wie Hunde."

„Leider hält sich Warwick jetzt zurück, seit König Eduard unsere Privilegien bestätigt hat, und reedet nur gegen die Franzosen," sagte Eler bedauernd.

„Das wird nicht lange währen," entgegnete Kurt. „Ich kenne die Engländer; unser Stahlhof in London ist ihnen ein Pfahl im Fleische und sie möchten ihn und unsere Privilegien mit der Wurzel ausreißen, wenn sie könnten. Sie warten nur die Zeit ab, bis sie glauben, auf See uns die Spitze zu bieten, dann brechen sie los. Doch ich hoffe, daß der „Mariendrache" seine Schuldigkeit thun und den Ruhm, den er sich seit zwölf Jahren erworben, nicht schmälern lassen wird. Kann ich mich darauf verlassen, Eler?"

„Ihr sollt Euern Sohn stets Eurer würdig finden, Vater," entgegnete der Gefragte, „hier nehmt meine Hand darauf. Weder Ihr noch unser Danzig werden sich meiner je zu schämen haben."

„Und auch Du Paul," fuhr der Mündemeister sich zu diesem wendend fort, „gieb mir die Hand darauf, Danzigs und der Hansa Ruhm auf dem Wasser zu mehren, wie Du es bisher gethan. Du wirst

nicht lange mehr auf dem „Mariendrache" bleiben. Bürgermeister Niederhoff, der Dich noch von unserer Reise nach Stockholm her kennt, wo er den Dänen so mannhaft entgegentrat, hat mir gestern mitgetheilt, daß der Rath Dir die Barse geben will, die jetzt bei Meister Hans Pale im Bau steht. Wenn sie auch kleiner ist, als Dein jetziges Schiff, so hoffe ich doch, daß Du damit Ruhm ernten wirst."

Pauls Augen leuchteten freudig auf, als er die ihm zugedachte Ehre vernahm und er das heißersehnte Ziel seiner heimlichen Wünsche so nahe gerückt sah. Wenn er auch mit brüderlicher Liebe Eler zugethan war, wurde es ihm bei der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere und seinem eigenen hochhinausstrebenden Ehrgeize doch schwer, der Untergebene seines Pflegebruders zu sein, und deshalb erfreute ihn die Aussicht auf ein baldiges selbständiges Kommando doppelt.

„Die Engländer und Dänen haben größere Schiffe," erwiderte er, dem Mündemeister die Hand drückend, mit stolzem Selbstbewußtsein, „wenn die Barse mir zu klein ist, werde ich mir eins von den ihrigen nehmen."

„Ich habe es von Dir nicht anders erwartet," sagte Kurt. „Ihr beide habt von mir gelernt, wie man es machen muß. Doch nun kommt und setzt Euch; der Rath hat mir ein Faß frisches Jopenbier gesandt, wir wollen einen Krug auf eine glückliche

Reise trinken, denn ich denke, Ihr seid bald erlöst und der Wind wird herumgehen."

„Meint Ihr Vater?" fragten die jungen Leute zu ihrem wetterkundigen Lehrmeister aufblickend.

„Ich glaube fest, daß er keine vierundzwanzig Stunden mehr im Westen stehen bleibt!" erwiderte dieser zuversichtlich, „seht wie Hela dakt, das bedeutet Luft aus dem Osten."

Die Halbinsel schwebte hoch in der Luft und die Fischerboote am Horizonte waren so auseinander gezogen, daß sie wie große Schiffe aussahen, eine Erscheinung, welche von Alters her die Seeleute mit „daken" bezeichnen und die eine Folge der Strahlenbrechung ist, wie sie die mit Ostwinden verbundene trockene Luft hervorbringt.

„Uebrigens," fuhr Kurt fort, „giebt es zuvor noch etwas. Heute morgen stand eine Windgalle im Norden wie ein abgeschnittenes Stück Regenbogen, die Möwen fischten schreiend unter Land, und Schaaren von Strandläufern zogen kläglich pfeifend ostwärts hinüber nach Brüsterort. „Doch," setzte er nach einem Blicke über den Hafen beruhigt hinzu, „die Schiffe liegen ja überall gut festgemacht und es hat auch wohl noch ein paar Stunden Zeit."

Die drei Männer nahmen auf einer Bank vor dem Blockhause Platz und eine Magd füllte aus einer Kanne hohe blaue Steinkrüge mit dem dunkeln, kräftigen Biere, das damals in ganzen Schiffsladungen von Danzig nach dem Westen ausgeführt wurde und

noch heutzutage nach England geht, um dort zur Bereitung des Porters zu dienen. Die Unterhaltung drehte sich natürlich hauptsächlich um nautische Gegenstände und war reich an eingeflochtenen Belehrungen und Rathschlägen des erfahrenen Kurt, denen die jungen Männer mit Aufmerksamkeit zuhörten.

So verging eine geraume Zeit, ohne daß jedoch das vom Mündemeister angekündigte schlechte Wetter eintrat. Die Sonne schien klar und ihre Strahlen badeten sich in den Fluthen, die in lichtem Smaragdgrün erglänzten. Die leichte westliche Brise, welche bis vor kurzem noch die Oberfläche kräuselte, war erstorben, die See lag in majestätischer Ruhe und nur ein sanftes Rauschen der an den weißen Sandstrand rollenden Wellen verrieth, daß überhaupt Bewegung in ihr war.

Der schöne Pfingsttag hatte eine große Volksmenge nach Weichselmünde gelockt und noch immer strömten neue Schaaren herbei. Am Hafen wogte es auf und ab, zahlreiche Boote fuhren zwischen Land und Schiffen hin und wieder; Gesang und heiteres Lachen tönte herauf, und es war ein gar fröhliches und buntes Treiben, auf das man vom Blockhause herabschaute. Und wenn dann der Blick weiter landwärts schweifte, erfreute er sich an den lachenden grünen Gefilden, welche die fruchtbare Niederung schmückten. Die friedlich dahinströmende Weichsel wand sich wie leuchtendes Band durch sie; im Hintergrunde zeichneten sich die Umrisse Danzigs scharf am klaren Himmel ab und die Sonne vergoldete die Kuppeln und Spitzen

seiner Kirchen und hervorragenden Gebäude, während zur Rechten der vom Kloster Oliva sich südwärts erstreckende, reichbewaldete Höhenzug das prachtvolle landschaftliche Bild einrahmte.

Ein den Strom herunterkommendes Boot zog die Aufmerksamkeit des Mündemeisters auf sich.

„Habt Ihr oder Peter Voß noch Boote nach Danzig geschickt?“ fragte er die Söhne, „zu den übrigen Schiffen hier unten gehört jenes dort nicht, dazu ist es zu groß.“

„Nein,“ erwiderte Eler, „es muß eins aus der Stadt sein.“ — Paul musterte das Fahrzeug einige Sekunden mit seinem scharfen Auge. „Es ist ein Rathsboot,“ äußerte er dann, „ich erkenne die rothe Flagge mit dem Stadtwappen und es sind zwölf Riemen darin.“

„Dann ist es der Rathsherr Pawest,“ sagte Kurt, „er wird sich noch einmal überzeugen wollen, ob Eure Koggen seeklar und mit Allem versehen sind. Er nimmt es ernst mit seinem neuen Amte und das muß man ihm lassen, seitdem er Deputirter für die Schiffe ist, fehlt es nirgends an guter Ausrüstung. „Nur schade,“ setzte er lachend hinzu, „daß die Ruters bei ihm einen solchen Stein im Brett haben. Ich hoffe, daß der Rath ihm einmal das Kommando eines Schiffes giebt, dann wird er in vierzehn Tagen davon kurirt sein. Doch wir wollen ihm entgegengehen und ihn an der Landungsbrücke empfangen, wie es sich gebührt.“

Al
nach k
lich aus,
Baldachi
mit der ge
kleideten Ru
geschlitzten Ae
damals für Matro
gleichmäßigem Takte tauchte
deren Blätter sich unter dem Drucke der
Arme ächzend bogen und pfeilschnell flog das Boot durch das Wasser. Berndt Pawest wußte, was sich für seine hohe Stellung als Deputirter für die Schifffahrt geziemte und liebte es, dies auch nach außen zu zeigen. Heute kam er aber nicht allein, sondern brachte seine Ehefrau und seine Tochter mit, um ihnen die zum Auslaufen bereite Flotte zu zeigen.

Pawest war ein stattlicher Herr in den besten Mannesjahren, klug und gelehrt. Im Rathe der Stadt galt er viel und wußte seinen Ansichten Geltung zu verschaffen, doch bestand er vielfach hartnäckig auf vorgefaßten Meinungen und konnte sich auch trotz seiner Klugheit nicht immer von Vorurtheilen seiner Zeit frei machen, mochten sie auch vor dem gesunden Menschenverstande nicht bestehen. Im übrigen war er ein ehrenwerther Charakter, ein glühender Patriot,

er das

heinung
wie er,
its die
sie noch
ne nicht
und füg=
unter und

vereinigten sich die
Eltern. Sie stand geistig
Vater naher und war dessen ausgesprochener Liebling. Sie hatte zwar kaum erst ihr funfzehntes Lebensjahr erreicht, war aber in ihrer Entwickelung dem Alter voran. Die zarte Mädchenknospe begann gerade sich zur jungfräulichen Blüthe zu entfalten, und der duftige Hauch der Herzensreinheit und Unschuld, der auf ihrem Antlitz ruhte, verlieh demselben noch einen um so höheren Reiz. Der Mündemeister empfing den hohen Vorgesetzten und dessen Familie mit ehrerbietigem Gruße und lud sie in seine Behausung ein, von der aus sich die beste Aussicht über den Hafen bot.

Dies wurde freundlich angenommen und die Gesellschaft machte sich auf den Weg. Eler ging zur Seite der Frau Pawest, während Paul Elisabeth geleitete, die er heute zum erstenmal sah, und der Rathsherr folgte mit dem alten Bockelmann, den er

sehr bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelte. Bei Ankunft des Bootes waren Hunderte von Schaulustigen dem Landungsplatze zugeeilt und standen dichtgedrängt, um die vornehmen Herrschaften und das prächtige Boot aus nächster Nähe zu betrachten.

Zwischen der Frau des Rathsherrn und Eler, den sie von früher kannte, entspann sich ebenfalls bald eine Unterhaltung, Paul jedoch ging stumm neben dem jungen Mädchen einher. Als er ihr beim Aufsteigen aus dem Boote behilflich gewesen war und ihre Hand einen Augenblick in der seinen ruhte, da kam plötzlich eine wunderbare Empfindung über ihn, von der er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Der sonst so energische junge Mann fühlte sich seiner Begleiterin gegenüber befangen und verlegen. Er wußte kein Wort über die Lippen zu bringen, ja er wagte es nicht einmal, Elisabeth anzuschauen, die in jungfräulicher Verschämtheit ebenfalls nicht ihren Blick vom Boden erhob. In dieser eigenthümlichen Situation waren die jungen Leute bereits mehrere Minuten neben einander hergeschritten, als sich plötzlich eine lebhafte und auffallende Bewegung in dem umgebenden Volke kund gab. Man hörte Rufe, deren Bedeutung dem Mündemeister und seinen Gästen zwar noch unverständlich blieb, die aber auf die Menge eine erschreckende Wirkung auszuüben schienen. Wild stob sie nach allen Seiten auseinander, so daß Eler und Paul die größte Mühe hatten, die von ihnen geleiteten Frauen vor dem Ueberranntwerden

zu bewahren. Noch immer wußten die jungen Männer nicht, was die plötzliche Panik bedeute, doch da wurde auch ihnen die Ursache klar. „Ein toller Hund," gellte ihnen der Ruf eines Fliehenden in die Ohren, und im selben Augenblicke sahen sie das gefürchtete Thier, eine große Dogge mit blutunterlaufenen Augen, weit heraushängender Zunge und schäumendem Rachen aus nächster Nähe auf sich zukommen. Todesschrecken malte sich auf den Gesichtern der beiden Frauen; Frau Pawest sank ohnmächtig zusammen und wurde von Elers Armen aufgefangen; Elisabeths liebliche Züge deckte Leichenbläße, doch blieb sie aufrecht stehen. Sie ergriff Pauls Arm, als ob sie bei ihm Schutz suchte gegen die grausige Gefahr. Zum Entfliehen war keine Zeit mehr; der nur noch wenige Schritte entfernte Hund nahm seinen Lauf gerade auf Elisabeth, die zitternd wie gebannt das drohende Unheil erwartete. Jetzt sprang das unheimliche Thier zu ihr empor, ein Angstschrei entrang sich ihrer Brust, doch im selben Augenblicke warf sich Paul zwischen beide. Seine Hände umschlangen den Hals der wüthenden Bestie und preßten ihn zusammen. Das gewaltige Thier machte die verzweifeltsten Anstrengungen, sich zu befreien; mehr als einmal hatte es den Anschein, als sollte es gelingen, doch Paul wußte, es war ein Kampf auf Leben und Tod, und nicht allein für ihn selbst, sondern für noch Jemand, die von ihm Schutz und Schirm erhoffte.

Dieser Gedanke verlieh ihm Riesenkräfte, und

wie in eisernen Klammern hielt er den Hund so lange mit ausgestreckten Armen vor sich, bis dessen Bewegungen nachließen und er ihn erstickt fallen ließ.

Ein donnernder Jubelruf der Menge, die bei Beginn des schrecklichen Kampfes in ihrer Flucht inne gehalten und aus der Ferne in ängstlicher Spannung dessen Verlauf abgewartet hatte, begrüßte den kühnen Seemann, dessen Namen in Danzig schon einen guten Klang, und der soeben wieder einen Beweis seines hohen Muthes gegeben hatte.

Der Mündemeister drückte seinem Pflegesohne die Hand: „das war ein braves Stück, Paul, ich danke Dir," und mit ebenso herzlichen Worten begrüßte ihn Eler. Auch der Rathsherr trat herzu und sagte etwas, doch es klang verworren. War es Beschämung, daß er sich von dem Menschenstrome hatte mitreißen lassen und Fremde die Seinen beschützen mußten? Frau Pawest hatte sich von ihrer Ohnmacht erholt; sie hielt ihre Tochter im Arme und dankte Paul mit warmen Worten, doch alles das hörte der junge Mann kaum mit halbem Ohr. Sein suchender Blick hatte sich mit dem Elisabeths begegnet, und der ihm daraus entgegenleuchtende Strahl wie ein elektrischer Funke sein Innerstes durchzittert. Es war ihm, als ob er an einem Wendepunkt seines Lebens stände; er empfand ein Gefühl unsagbaren Glückes, das sich in seinem blitzenden Auge widerspiegelte und ihn für andere Eindrücke fast unempfänglich machte.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis er seine Un-

befangenheit wieder zu gewinnen und einigermaßen zusammenhängend auf die an ihn gerichteten Fragen zu anworten vermochte. Die Uebrigen schrieben die ungewohnte Stimmung dem eben überstandenen Abenteuer zu, doch Bernd Pawest war die eigentliche Ursache nicht verborgen geblieben. Er hatte Pauls Blick und Elisabeths tiefes Erröthen beobachtet, und es durchfuhr ihn wie ein Blitz, daß sich zwischen dem jungen Manne und seiner Tochter infolge des Vorfalles intimere Beziehungen entwickeln könnten.

Doch der Gedanke hatte keineswegs etwas Angenehmes für ihn, sondern erfüllte ihn im Gegentheil mit großer Beunruhigung, ja sogar mit einer gewissen Feindseligkeit gegen den Steuermann. Dieser war zwar der Retter seines Kindes; trotz seines jugendlichen Alters hatte er in den Kämpfen mit den Feinden der Stadt bereits viel Ehre und Ruhm erworben, er erfreute sich auch sonst des besten Rufes, und der Rath ließ besonders für ihn ein Kriegsschiff bauen — aber was wog alles das im Herzen des stolzen Patriziers gegen den Umstand, daß Paul ein Findling, daß er eltern= und namenlos war.

Daß ein anderer Patrizier ihn adoptirt, daß er von dem überall so hochgeachteten Kurt Bockelmann wie dessen eigener Sohn erzogen war — alles das vermochte in des sonst so klugen Pawest Augen nicht den Flecken von ihm zu nehmen, den das harte Vorurtheil jener Zeit vielfach solchen Unglücklichen anheftete und der ihnen mit seltenen Ausnahmen den

Weg zu höheren Lebensstellungen verschloß. Wer wußte, ob Paul trotz seiner goldenen Amuletts nicht von niedriger Herkunft stammte, oder gar, ob seine Geburt eine legitime war?

Nein, dem drohenden Unheil, das der Rathsherr im Geiste aufsteigen sah, mußte deshalb sofort und energisch entgegengetreten, die keimende Neigung im ersten Entstehen erstickt werden.

Während Pawest noch sinnend die zu ergreifenden Schritte überlegte, war man zum Blockhause hinaufgestiegen und der alte Kurt im Begriff, seine Gäste auf die Veranda zu führen, als plötzlich eine eigenthümliche Erscheinnng die Blicke aller fesselte und ihren Gedanken eine andere Richtung gab.

Seewärts und scheinbar in nicht weiter Entfernung zeigte sich eine große dunkle Wolke, deren Ränder sich gegen die umgebende klare Luft scharf abgrenzten.

Sie schwebte jedoch nicht hoch, sondern unmittelbar über dem Wasser und näherte sich offenbar mit großer Geschwindigkeit dem Hafen. Die Gesellschaft hatte kaum Zeit, über das merkwürdige Schauspiel einige Worte zu wechseln, als sie schon von der Wolke selbst erreicht wurde und sich von Milliarden kleiner Mücken umschwärmt sah. Die Sonne verschwand wie hinter einer Wand, und es dunkelte, als bräche die Nacht herein.

Erschreckt flüchteten die Frauen in das Haus, gefolgt vom Rathsherrn, während die beiden jungen Männer staunend die Erscheinung betrachteten, die

nur dem Mündemeister nichts Neues war. — „Da kommt der Ostwind!“ rief er aus, „aber er wird sich mit einer schlimmen Schwark (plötzliches Unwetter) melden. Wehe dem Schiffe, das seine Segel nicht birgt, wenn es den Mückenschwarm sieht. Der Sturm nimmt ihn in den finnischen Sümpfen auf und jagt ihn vor sich her über die Ostsee. Ich habe es unter Livland zweimal erlebt und das erste Mal kostete es uns sämmtliche Masten.“

Als ob der Himmel die Prophezeiung sofort bestätigen wollte, ertönte jetzt oben in den Lüften ein dumpfes Brausen und der Mückenschwarm wurde lichter. Anfänglich leuchtete die Sonne nur wie eine bleiche rothe Scheibe durch ihn, dann aber strahlte sie bald wieder in vollem Glanze und man sah die dunkle lebendige Wolke landwärts ziehen. Nun hörte man das Brausen von neuem, aber näher und lauter, und fast im selben Augenblicke kam auch ein furchtbarer Windstoß daher gefahren. Die drei Männer wurden von seiner Gewalt fast zu Boden geschleudert, und das Blockhaus in seinen Grundfesten erschüttert. Die Flagge auf dem Giebel peitschte einige Male in der Luft und flog dann in Fetzen gerissen mit dem gebrochenen Stocke weit hinaus.

Doch kaum wenige Sekunden dauerte dieser wunderbare Stoß, dann war alles wieder todtenstill wie vorher und nur noch aus weiter Ferne erklang das ersterbende Rauschen des Windes. Unwillkürlich hatten sich die Blicke der Seeleute zum Hafen und

zu den Schiffen gewandt, aber diese waren unbewegt; selbst die leichten Wimpel an ihren Mastspitzen hingen todt auf und nieder, und ebenso hatte kein Hauch die Fläche des Meeres getrübt. Sie lag noch wie ein Spiegel und strahlte das Bild der Sonne zurück. Der Orkan war oben in den Lüften vorüber gesaust und seine untere Schicht hatte nur das hoch gelegene Blockhaus getroffen.

„Gerade wie vor zehn Jahren auf dem Adler," unterbrach Kurt das Schweigen, mit dem seine Söhne die Naturerscheinung betrachtet hatten, „nur ging die Bö damals tiefer und knickte unsere Masten. Doch Eler und Paul, Ihr werdet wohl bald an Bord gehen müssen, um Eure Kabeltaue nachzusehen und die Reserveanker klar zu halten."

„Seid ohne Sorge, Vater, es ist alles klar," erwiderte Eler, „Paul und ich haben Eure Lehren nicht vergessen, daß man an Bord auch im Hafen auf alles gefaßt sein müsse."

„Nun Ihr könnt ja auch schnell genug hinkommen, wenn etwas passirt," sagte beruhigend der Mündemeister, „ich meine nur, daß wir vorhin nur das Vorspiel hatten, der richtige Ost kommt nach. Seht hinter Hela meldet er sich schon."

Die Augen der beiden folgten der ausgestreckten Hand des Alten, die auf eine in Nordosten drohend aufsteigende Bank deutete. Die unsichtige Luft war verschwunden, der Horizont zeichnete sich wie eine scharfe Linie, aber unter der Bank sah man auf dem

Wasser einen breiten schwarzen Streifen, dessen obere Fläche wie Diamanten blitzte und funkelte.

Des Mündemeisters Wetterzeichen hatten nicht getäuscht; die Schwark zog mit schnellen Schritten und unheilverkündend daher. Der Streifen zeigte das vom Winde aufgewühlte Wasser an, das Blitzen und Funkeln war der Reflex des Sonnenlichtes in dem blendenden Gischt der überbrechenden Wellen. Vor dem Streifen sah man aber zugleich wie durch Zauber ein großes Schiff auftauchen, das, um Hela gekommen, unter vollen Segeln auf den Hafen zuhielt. Es war kaum noch eine Meile entfernt und daß man es nicht früher bemerkt, konnte nur an der diesigen flimmernden Luft gelegen haben, die vorher auf dem Meere lagerte und jetzt von dem Windstoße verjagt war.

Bokelmann rief den Rathsherrn und die Frauen, um ihnen den Fremden zu zeigen, dessen Bug das Wasser schäumend zerteilte und dessen von der Sonne beschienene schneeweiße Segel sich wie eine leuchtende Pyramide zum blauen Himmel aufbauten. Doch nur Pawest folgte der Einladung; Frau und Tochter seien von dem vorhergegangenen Schrecken noch zu sehr angegriffen und wollten im Zimmer bleiben, äußerte er. Dabei streifte sein Blick zu Paul hinüber, aber dieser achtete kaum auf die Worte und seine ganze Aufmerksamkeit war auf das Schiff gerichtet. Das seemännische Interesse drängte in diesem Moment alles andere und selbst Elisabeths Bild in den Hintergrund. „Das ist kein Osterling, Vater," sagte er

nach kurzem Ausschauen lebhaft, „der Schnitt der Segel ist nicht hansisch.“

„Du hast recht,“ bestätigte der Angeredete, dessen Auge noch nichts von seiner früheren Schärfe durch das Alter eingebüßt hatte, „das ist keine Koggentakelung. Es ist eine Liburne, wie man sie im Mittelmeere hat und einzelne auch in Frankreich. Es sind schneidige Fahrzeuge und unser Meister Pahle sollte sich ein Beispiel daran nehmen. Seine und überhaupt die hansischen Schiffe sind alle über einen Leisten gebaut und wie sie vor hundert Jahren waren, so sind sie heute noch. Ich glaube,“ wandte sich der Mündemeister an Pawest, „Ihr könntet als Deputirter wohl etwas nach dieser Richtung thun und den Rathsmeister anhalten, daß er sich nach andern Rissen umsieht. Unsere Fredekoggen sind ja gute Seeschiffe, dort den „Mariendrache“ habe ich genug darauf probirt und das ist gewiß viel werth, aber sie segeln nicht gut genug. Wenn uns die Franzen und Englischen nicht über den Kopf wachsen sollen, müssen wir schnellere Schiffe haben. Seht nur wie die Liburne durchs Wasser fliegt! Die Segel stehen zum brechen voll, aber ihr scharfer Bug schneidet es wie ein Messer, während unsere Koggen einen wahren Berg vor sich aufwühlen.“

Der Rathsherr nickte zustimmend. „Ich werde es im Rathe vorbringen,“ erwiderte er, „und das befürworten, was Ihr sagt. Nach meinem Bedenken,“ fuhr er ernst fort, „wird uns die Zukunft noch schwere

Kämpfe bringen, und wenn wir unsere Stellung in der Hansa und in der Welt behaupten wollen, müssen wir seemächtig sein."

In diesem Augenblicke änderte das fremde Schiff seinen Kurs, so daß es sich mehr von der Seite zeigte.

„Seht nur," rief Eler, „was für ein mächtiges Fahrzeug! ein so großes ist mir noch nicht vorgekommen. Da weht auch seine Flagge aus, es ist ein Franzmann."

„Ja aber trotz seiner Größe wird es verloren sein," sprach Kurt in Erregung, „wenn es seinen jetzigen Kurs beibehält; es steuert gerade auf den Schimmel los. Und wenn ihn dort jener dunkle Streifen faßt, ehe er zu Anker ist, dann mag er sich auch vorsehen."

„Was ist das ‚der Schimmel'?" fragte Pawest.

„Ein großer Stein und die einzige Gefahr auf der Rhede, weil er fast im Fahrwasser liegt. Für unsere gewöhnlichen Schiffe steht Wasser genug darauf, aber für unsere Koggen und besonders für jene große Liburne bleibt er immer gefährlich und . . . ."

Ein erschreckter Ruf der beiden jungen Leute unterbrach Bockelmanns Erklärung und veranlaßte ihn, seine Blicke wieder dem Fremden zuzuwenden. „Heiliger Jakob!" rief nun auch er, „da hat ihn die Bö gepackt.

Das stolze Schiff, dessen Erscheinung noch kurz zuvor die Bewunderung und den Neid der Beschauer erregt war auf einmal zum Wrack geworden. Ein

Windstoß, wie er vorhin über das Blockhaus hinfegte, diesmal aber der Beginn einer schweren Gewitterbö, die mit reißender Schnelligkeit aus der dunkeln Bank in Nordosten emporstieg, hatte die Liburne unvorbereitet und unter vollen Segeln getroffen. Die Bemastung konnte dem gewaltigen Drucke nicht Widerstand leisten; Groß- und Besanmast waren gebrochen, fast alle übrigen Segel peitschten zerrissen an den Raaen, und das steuerlose Schiff trieb quersees auf dem Wasser, dessen bis dahin fast glatte Fläche der tobende Sturm plötzlich zu hohen Wellen aufwühlte und in eine schäumende brodelnde Masse verwandelte.

Die Männer am Lande sahen wie die Anker fielen, drei nach einander; einen Augenblick schien es, als ob sie hielten und das Schiff drehte vor ihnen auf, doch dann schleppten sie wieder und die Liburne trieb langsam dem gefährlichen Steine zu. Das Gewitter begann sich zu entladen; mit dem Heulen des Sturmes mischte sich das Rollen des Donners, grelle Blitze zuckten und niederströmender Regen entzog den Fremden den Blicken.

„Ich werde mit dem Esping hinausfahren," äußerte Paul kurz entschlossen, „der Franzmann weiß offenbar nicht Bescheid auf der Rhede und er soll nicht sagen, daß die Osterlinge ihn in der Noth in Stich gelassen."

„Ich begleite Dich an Bord," sagte Eler, der einen prüfenden Blick seewärts geworfen, „der Vater

hat recht, es könnte etwas zu thun geben. Auf Wiedersehen, Vater; Gott zum Gruß, Herr Pawest!"

Die jungen Leute grüßten flüchtig zum Fenster hinein, von dem aus die Frauen ängstlich auf das nahende Unwetter schauten, und eilten zum Hafen hinunter.

Drittes Kapitel.

Es begannen jetzt schwere Tropfen zu fallen; sie trieben Kurt und den Rathsherrn in das Zimmer und bald darauf setzte die Bö mit ihrer ganzen Kraft ein. Der Regen prasselte gegen das Haus, der stürmische Wind erregte selbst in dem geschlossenen Hafen heftigen Seegang; er pfiff und heulte in der Takelage der Schiffe, die an ihren Kabeln zerrten und schwankten und von ihren Besatzungen durch Reservetaue gegen Losreißen geschützt werden mußten. Gegen die Hafenmündung wälzten sich mächtige Wogen, ihre weißen Kämme brachen sich brausend vor den Dämmen und am Strande, ihr Gischt dampfte hoch in die Lüfte und Donner und Blitz vervollständigten das schaurige Konzert!

„Und in solchem Wetter will Paul Beneke mit einem Boote hinaus?" fragte in Sorge Frau Pawest, die aus dem Gespräche der Männer entnommen, um was es sich handelte.

„Beunruhigt Euch nicht, edle Frau," erwiderte der Mündemeister, „das Esping vom ‚Mariendrache'

ist ein gutes Boot. Es ist der schwersten See gewachsen, hat nicht zum erstenmale solch Wetter bemeistert nud der Paul versteht Boote zu handhaben. Ueberdem wird die Bö bald nachlassen und es ist deshalb keinerlei Gefahr dabei."

Die Frau des Rathsherrn schien sich bei diesen Worten zu beruhigen; auch von Elisabeths Antlitz wich die ängstliche Spannung, mit der sie der Erwiderung des alten Kurt gelauscht und sie athmete tief auf, als sei ihr ein schwerer Stein vom Herzen gefallen.

Kurze Zeit darauf stieß das Esping von Bord des „Mariendrache" ab. Die anfängliche Gewalt der Bö, ebenso wie der Regen hatten nachgelassen, und die Liburne kam wieder in Sicht. Sie schien nicht mehr zu treiben, doch wußte man am Lande nicht, ob ihre Anker hielten, oder ob sie schon auf die Steinklippe gerathen war; jedenfalls befand sie sich in sehr gefährlicher Lage, da Wind und See noch sehr stürmisch blieben.

Unter den kräftigen Ruderschlägen seiner Besatzung glitt das Boot schnell durch den Hafen, gefolgt von den bewundernden Blicken der Zuschauer, die vorhin vor dem Unwetter geflohen waren, jetzt aber wieder die Ufer besäumten.

Paul Beneke stand aufrecht hinten im Boot und handhabte den Steuerriemen, da bei dem hohen Seegange voraussichtlich das Hintertheil des Esping oft

aus dem Wasser gehoben wurde und dann das gewöhnliche kurze Ruder unwirksam geblieben wäre.

Hatte er vorhin durch seine Unerschrockenheit sich die Herzen der Anwesenden gewonnen, so stieg er jetzt durch sein kühnes Unternehmen, bei solcher Witterung einem bedrängten Schiffe zu Hilfe zu kommen, in ihrer Achtung noch um so höher. Ueberall, wo er passirte, schwenkte man die Hüte, und von den Schiffen und Ufern tönten ehrende Zurufe zu ihm hinüber.

Doch die schnelle Fahrt des Bootes wurde bald gehemmt. Als es die Hafenmündung erreichte und in den Kampf mit der Brandung eintrat, die brausend ihre schäumenden Wasserberge gegen den Strand rollte, da kam es kaum vorwärts. Jeder Schritt mußte mit Aufbietung aller Kräfte und allen seemännischen Geschicks Sturm und See abgewonnen werden, und erst jetzt zeigte sich die Größe des unternommenen Wagnisses.

Wie eine Nußschale wurde das winzige Fahrzeug von den empörten Wellen umhergeschleudert, bald auf ihrer Spitze schwebend, bald in ihrem Thale wie in einem Abgrunde verschwindend. Die Zurufe der Volksmenge verstummten; in ängstlicher Sorge waren die Blicke auf den ungleichen Kampf gerichtet, den das Boot mit den wilden Elementen kämpfte und in dem es jeden Augenblick zu unterliegen drohte.

Und als sich ihm jetzt eine der gewaltigen Grundseen entgegenwälzte, wie sie bei Sturm gegen Hafeneingänge rasen, und der schäumende Gischt ihres überbrechenden Kammes über dem Boote zusammenschlug,

da stockte denen am Lande der Athem. Dort oben aber im Blockhause preßte ein junges Wesen krampfhaft die Hand auf das pochende Herz, das vor Weh schier zu zerspringen drohte; alle glaubten, das Boot sei von den Fluthen begraben. Doch nur wenige Augenblicke währte der Schrecken, dann erschallte tausendstimmiger Jubel. Als die zweite Grundsee auflief, da trug sie das Esping wieder hoch empor auf ihrem Rücken. Es war unversehrt, und Pauls schlanke Gestalt stand aufrecht wie vorher am Steuer.

Zugleich war damit auch die Hauptgefahr beseitigt und der Brandungsgürtel überwunden. Der Seegang wurde regelmäßiger und das Boot näherte sich etwas schneller seinem Ziele, wenngleich es für die Besatzung und namentlich für Paul noch immer scharf aufzupassen galt. Bei einem Sturme sind auch im offenen Meere die Wellen nicht gleich. Man hat eine Pause verhältnißmäßig ruhigen Wassers und dann thürmen sich drei hohe und gefährliche Seen, die einander in kurzen Abständen folgen. Bis jetzt hat die Wissenschaft für das Phänomen noch keine Erklärung gefunden, aber der Seemann muß mit ihm rechnen. Wehe dem Schiffe und mehr noch dem Boote, dessen Breitseite ein solcher „Brecher,“ wie ihn die Seeleute nennen, trifft. Erbarmungslos überfluthet er ersteres, alles mit sich reißend und vernichtend, was er auf seinem unheilvollen Wege erreicht, und das schwache Boot ist ohne Rettung verloren.

Die Richtung der See sowie des Windes stand etwas seitlich zum Kurse des Esping, doch es befand sich in guter Hut und Paul wußte es mit Kraft und Geschick zu steuern. Sobald der erste jener drei schweren Brecher sich nahte, ließ er die Leute langsam rudern und preßte mit nervigem Arme den langen Steuerriemen im Wasser seitwärts. Dem gewaltigen Hebeldruck folgend flog der Kopf des Bootes herum recht gegen die drohende Welle. Donnernd und in weißem Schaum kochend brach ihr Kamm über, als wollte sie das Boot umschlingend mit sich hinabziehen in die dunkle Tiefe, doch an dessen scharfem Bug fand sie keinen Angriffspunkt. Wie eine Feder hob es sich auf ihren Rücken, um dank seiner geschickten Leitung eben so glücklich die beiden nachfolgenden Seen zu überwinden und dann mit frischer Kraft seinen Lauf wieder seitlich auf die Liburne zu nehmen.

Nach einer Stunde muthigen Ringens hatte das Esping sein Ziel erreicht. Es war die höchste Zeit; von den drei ausgeworfenen Ankern waren durch die Stöße des heftigen kurzen Seeganges bereits zwei Taue gebrochen; das dritte hielt noch, aber der Anker schleppte langsam durch den Grund. Der „Schimmel" lag kaum noch fünfzig Schritte hinter dem Schiff, man sah deutlich, wie das Wasser auf ihm brandete; wenn das Schiff auf den Stein stieß, dann war sein Schicksal besiegelt und es zerschellte. An ein Bergen der Mannschaft war nicht zu denken, die beiden einzigen Boote der Liburne hatte der fallende Großmast zer-

schmettert und so fehlte alle Hilfe. Die grause Gefahr war auch an Bord erkannt, und diese Erkenntniß äußerte bereits ihre traurigen Wirkungen. Alle Ordnung und Disziplin hatte aufgehört. In wahnsinniger Angst liefen die Leute auf dem Verdeck durcheinander, ohne auf irgend einen Befehl zu achten oder zu wissen, was sie beginnen sollten und auch der Kapitän hatte den Kopf verloren.

Da erschien der kühne Paul als Retter in der Noth, aber er konnte nicht anlegen. Das Schiff lag selbst wie eine Klippe im Wasser; die Wuth der Bö schien von neuem zu beginnen und peitschte die Wellen so gewaltig gegen seine Seiten, daß das Esping unfehlbar an ihnen zerschmettert wäre. Doch auch ohne diesen Umstand würde Paul nicht angelegt haben. Ein Blick belehrte ihn, wie die Sachen auf der Liburne standen; die ganze Mannschaft hatte sich an der Verschanzung zusammengedrängt, um sofort in das nahende Boot zu springen und dem drohenden Tode zu entgehen. Dann wäre das Esping aber selbst verloren gewesen und unter der Last gesunken. Das durfte nicht geschehen und dennoch mußte Paul an Bord des Schiffes, wenn es dem Untergange entrissen werden sollte; nur durch ein schnelles gewagtes Manöver war Rettung möglich.

Es bedurfte für ihn keines langen Besinnens; er ließ das Boot bis hinter das Schiff in dessen Kielwasser treiben. Dort fand es Schutz vor der Gewalt des Sturmes und der Rumpf des Schiffes glättete

das Wasser, so daß die Leute sich mit den Riemen leichter auf der Stelle halten konnten. Die Schiffsbesatzung war nach hinten gestürmt und hatte Taue über Bord gehängt, um sich daran hinabzulassen. Schon machten die Leute Anstalt, ihr Vorhaben auszuführen, als Paul ihnen die Worte entgegendonnerte: „Niemand kommt herunter, ich lasse jeden ohne Gnade niederschlagen.“ Dann, während sie einen Augenblick stutzten, hatte er selbst behende eins der Taue ergriffen und wenige Augenblicke später stand er mitten zwischen den erschreckten Franzosen auf dem hohen Hinterkastell der Liburne. „Ich bin gekommen, Euch zu retten,“ rief er ihnen in ihrer Sprache zu, „aber sofort gehe jeder auf seinen Posten und folge meinen Befehlen. Wenn nicht, dann ist dort die Klippe und in wenigen Minuten seid Ihr alle verloren!“

Wie ein Zauber wirkten die Worte auf die verwirrte Menge und nicht wenig mochte die imponirende Erscheinung des jungen Mannes dazu beitragen, der selbst sein Leben gewagt hatte, um Hilfe zu bringen. Gehorsam wichen die Leute zurück und eilten auf ihre Stationen. Niemand sprach ein Wort und die Disciplin war wieder hergestellt. Ohne sich um den Kapitän des Schiffes zu kümmern, der auch keinerlei Einspruch erhob, nahm Paul das Kommando. Das Schiff mußte schleunigst unter Segel und fort von der gefährlichen Stelle, die ihm jeden Augenblick Verderben zu bringen drohte. An Ankerlichten konnte man nicht denken; die beiden hinteren Masten waren

gebrochen, nur einige Vordersegel noch zu gebrauchen. Damit allein war das Schiff nicht soweit zu drehen, das es den Wind von hinten bekam und es wäre zweifellos auf die Klippe getrieben.

Es durfte keine Zeit verloren werden. Jedesmal, wenn eine anrollende See den Kopf des Schiffes hob, fühlte man ein Schurren unter den Füßen — es war das Erzittern des Ankertaues, wenn der Anker durchschleppte, — und die Brandung auf der Klippe rückte immer näher.

„Bringt ein Springtau auf das Kabel an Backbord,“ befahl Paul, „und klar, um die Fock fallen zu lassen!“

Die geschulte Mannschaft des „Mariendrache“ hätte nicht behender den Befehl ausführen können, als es auf dem Franzosen geschah. Die fremden Seeleute hatten in dem Osterling den Meister erkannt und sein ruhiger Ernst ihre Besorgniß verscheucht. In wenigen Minuten war ein starkes Tau vor dem Schiffe auf dem Kabel befestigt, außerbords herumgeleitet, hinten durch eine Kanonenpforte wieder in das Schiff genommen und straff gesetzt, während die Zimmerleute sich mit ihren Aexten vorne bei der Ankerwinde postirten. Wieder stieß die Bö mit erneuter Kraft und wühlte die See hoch auf; das Schurren unter den Füßen wurde kaum noch unterbrochen, in weißlichem Schimmer leuchtete unheimlich die Klippe durch das Grün der auf ihr brandenden Wogen; sie war kaum noch zwanzig Schritt entfernt.

„Kappt das Kabel!“ ertönte Pauls sonore Stimme durch den heulenden Sturm.

Ein paar wuchtige Hiebe der Zimmerleute durchschnitten das Ankertau und mit klingendem Tone sauste das vordere Ende durch die Klüsen über Bord. Das Vorderschiff war von seiner Fessel frei; augenblicklich drehte der Wind es nach der rechten Seite, während das an dem gekappten Kabel befestigte Springtau das Hinterschiff nach links zog. Dadurch beschrieb die Liburne, ohne zu treiben, auf ihrer Stelle einen Halbkreis und kam vor den Wind. Als sie so weit gedreht hatte, daß die Vordersegel vollstehen konnten, ließ Paul dieselben setzen, und ergriff selbst das Steuerruder. Ein zweiter Axthieb kappte jetzt das Springtau, das Schiff setzte sich in Bewegung und steuerte auf die Hafenmündung zu. Als es beim Drehen eine kurze Zeit quersees lag, da war es noch einmal von einer schweren Woge bedroht, doch auch diese Gefahr ging glücklich vorüber; der gebrochene Großmast lag mit seinen Raaen und Segeln im Wasser, an ihnen brach sich die Gewalt der Grundsee, ohne das Schiff zu schädigen. Einmal vor dem Winde hatte man aber von der See nichts weiter zu besorgen, wenngleich noch keineswegs die Gefahr beseitigt war. Es handelte sich um das Einlaufen in den Hafen; die vor ihm liegende und die Richtung angebende Tonne konnte man in den brandenden Wellen nicht unterscheiden und auch die Molen des Eingangs verschwanden in ihrem kochenden Schaume.

Doch Paul kannte trotzdem seinen Kurs genau; gar oft war er unter Kurt Bockelmanns Leitung bei ähnlichem Wetter in den Hafen gegangen und mit sicherer Hand führte er auch heute das Steuer.

Wie tausendstimmiger Jubel ihn begrüßt hatte, als er mit dem kleinen Boote hinausging, so wurde er mit nicht geringeren Freudenbezeugungen empfangen, als er mit dem Schiffe einlief, das allein seinem Muthe und seinem seemännischen Geschick die Erhaltung dankte. Bald war es zu Anker gebracht, aber erst jetzt, als es zwischen den übrigen Fahrzeugen lag, kam seine außerordentliche Größe, die auch Paul sofort aufgefallen war, als er es betrat, zur Geltung. Weit überragten seine hohen Bordwände die Koggen, Barsen und Huker der Danziger Handelsflotte und selbst der „Mariendrache“ erschien klein dagegen. Niemals hatte man ein so großes Schiff gesehen und der „Peter de Rupellis“ (von Rochelle)“, wie der Name des Franzosen war, wurde von der Menge mit Bewunderung angestaunt.

Die Bö hatte sich inzwischen verzogen; der stürmische Wind war in eine sanfte Brise übergegangen, die See draußen beruhigte sich zusehends und die Sonne lachte wieder freundlich vom blauen Himmel herab, um einen prachtvollen Regenbogen in das dunkle Gewölk zu malen, das sich unter den Horizont zu senken begann. Als das Schiff an den Pfählen sicher fest lag, strömten von allen Seiten Boote herbei, deren Insassen theils die ungewohnte Erscheinung in

der Nähe betrachten, theils Paul ihre Bewunderung für sein kühnes Wagniß aussprechen wollten. Er war jedoch zu bescheiden und zu wenig eitel, um in dem Geschehenen etwas anderes als Erfüllung einer Menschenpflicht zu erblicken, die er bei den Wechselfällen des Seelebens ebenso von anderen für sich selbst erwartete. Die Lobeserhebungen setzten ihn deshalb so in Verlegenheit, daß er sich ihnen möglichst rasch zu entziehen und mit einem ihm von Eler gesandten Boote an Bord des „Mariendrache" zu kommen suchte.

Auf dem Wege passirte er die Anlegetreppe des Blockhauses. Er sah dort das Boot des Rathsherrn fertig zur Abfahrt liegen; Herr Pawest war bereits eingestiegen und der Mündemeister geleitete dessen Frau und Tochter die letzten Stufen hinab. Paul beabsichtigte vorbeizufahren, ließ durch Hochstellen der Riemen dem Vorgesetzten die ihm zukommenden Ehrenbezeugungen erweisen und erhob sich selbst, respektvoll grüßend. Ein Zuruf des alten Bockelmann bewog ihn jedoch zum Anlegen, wenngleich sein Herz stürmisch zu klopfen begann, als er sich beim Betreten des Landes Elisabeth und deren Mutter gegenüber sah. Sie waren noch nicht in das Boot gegangen, sondern auf der Anlegebrücke stehen geblieben, um seine Ankunft zu erwarten.

„Seid herzlich gegrüßt, Herr Paul," sagte Frau Pawest mit gewinnender Freundlichkeit, „wir wollten nicht abfahren, ohne Euch noch einmal die Hand zu

drücken. Ihr habt heute einen glücklichen Tag gehabt, der Euch viel Ehre eingebracht. Unser Kind ist durch Euch vor furchtbarem Geschick bewahrt und dort drüben auf dem großen Schiffe habt Ihr so Vielen das Leben gerettet. Unseres Herzens Dank ist Euch sicher und die Freudenthränen derer, denen Euer tapferer Muth Vater, Bruder oder Sohn erhalten, werden Euch ein köstlicher Lohn sein. Möge der liebe Gott Euch segnen, Euch eine glückliche Zukunft und frohe Heimkehr schenken. Wenn Ihr zurückkommt, werdet Ihr in unserem Hause willkommen sein. Bis dahin lebt wohl, wir werden Euch in unser Gebet einschließen."

Sie reichte ihm zum Abschiede die Hand, die er ehrerbietig küßte. Auch Elisabeth wollte ihm die Hand geben, doch zog sie sie plötzlich wieder zurück. Ein finsterer Blick des Rathsherrn hatte sie erschreckt. „Lebt wohl, auf glückliches Wiedersehen!" sagte sie kaum hörbar. Ihr Antlitz war bleich, ihre Stimme zitterte, aber dennoch erklangen die wenigen Worte in Pauls Herzen wie köstliche Musik.

„Lebt wohl, edle Jungfrau, mögen die Heiligen Euch beschützen," erwiderte er, sich tief vor ihr verneigend, um die flammende Röthe zu verbergen, die sein Gesicht übergoß.

Er wollte den Frauen beim Besteigen des Bootes behilflich sein, doch kam der Rathsherr ihm zuvor. „Laßt's gut sein, junger Mann," äußerte er, indem

er sich schnell erhob und seiner Tochter die Hand reichte, „ich vermag es schon allein."

Der Ton, in dem er sprach, war ein so unfreundlicher und herber, daß Paul unwillkürlich zurücktrat und sich auch auf dem Gesichte der Frau Pawest unverhohlenes Erstaunen über das eigenthümliche Benehmen ihres Mannes gegen den ersteren malte, dem sie so tiefen Dank schuldeten.

Ihr fragender Blick mochte wohl den Rathsherrn daran erinnern, daß er sich von seinen Gefühlen hatte zu weit hinreißen lassen, und mit schneller Selbstbeherrschung suchte er den Eindruck seiner Worte abzuschwächen.

„Auch ich sage Euch Lebewohl, junger Mann," wandte er sich zu Paul, „ich werde nicht verfehlen, Bürgermeister und Rath von dem, was ich heute von Euch und Eurer Tüchtigkeit in Seesachen gesehen, Kunde zu geben und Sorge dafür tragen, daß wenn Ihr übers Jahr zurückkehrt, eine Kapitänsstelle für Euch frei ist; Gott mit Euch."

Paul vermochte es nicht über sich, etwas zu entgegnen und verbeugte sich nur förmlich. So freundlich die Worte klingen sollten, schlugen sie hart und eisig an sein Ohr. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß sie nicht aus dem Herzen kamen und daß sich hinter ihnen Feindseligkeit verbarg.

Eine Fluth von Gedanken stürmte auf ihn ein. Was war die Ursache, daß der Rathsherr, den er heute zum erstenmale gesehen, ihm so übel wollte,

während er doch allen Grund hatte, ihm tief verpflichtet zu sein? Kein Dankeswort war über seine Lippen gekommen, keine Andeutung, daß er sich freuen werde, Paul wieder zu sehen, und dann — was hatte er von einer Rückkunft übers Jahr gesprochen? Der „Mariendrache" sollte doch nur die Handelsflotte nach Holland und Frankreich geleiten und sie wieder zurückführen. Das dauerte höchstens drei Monate, wie konnte von einem Jahre die Rede sein?

Auf alle diese stummen Fragen wußte sich Paul keine Antwort zu geben, aber sie nahmen sein ganzes Denken in Anspruch und nur mechanisch blickte er dem Boote nach, das sich inzwischen in Bewegung gesetzt hatte. Als es hinter einer Biegung des Ufers verschwand, erwachte Paul plötzlich aus seinem Sinnen und die Augen blitzten in freudiger Erregung. An der Seite des Baldachins glaubte er etwas Weißes im Winde flattern zu sehen. War es ein letzter Gruß? „Auf glückliches Wiedersehen!" das waren ihre Scheideworte gewesen und fast unbewußt wiederholte er sie.

Eine Hand, welche sich auf seine Schulter legte, verscheuchte das liebliche Bild, das vor seinen geistigen Augen aufzusteigen begann. —

„Was träumst Du, Paul?" fragte gutmüthig lächelnd der Mündemeister, „Du hast mir kaum guten Tag geboten. Hat die Kleine es Dir angethan? Laß sie fahren, mein Sohn," fuhr er ernst werdend fort. „Herr Pawest hat einen stolzen Sinn und Dein Weg ist nicht der seine. Er ist Rathsherr und von

altem Geschlechte. Wenn ich nicht irre, wird ihn in nicht langer Zeit die goldene Kette der Bürgermeister zieren; doch Du bist Steuermann und nur ein Findling, wenn ich Dich auch lieb habe, wie mein eigenes Kind. Schau nicht rückwärts nach der Stadt; dort das grüne Wasser ist Deine Heimat. Dort liegt das Feld für Dein Streben, dort Dein Ziel. Laß es ein hohes sein, Paul, Du hast die Kraft dazu und heute den Beweis geliefert. Das war ein braves Stück von Dir. Ich bin stolz darauf, daß ich Dich zum Seemann erzog," schloß der Alte, indem er dem Pflegesohne warm die Hand drückte.

Eine Zeitlang stand Paul schweigend und völlig verwirrt. Die Worte des scharfblickenden Mündemeisters hatten ihn in seinem Innersten getroffen und plötzlich das in hellem Lichte erscheinen lassen, was ihm selbst bis dahin dunkel gewesen war. Ja, Elisabeth hatte es ihm angethan. Der Strahl ihres Auges, als er schützend sie in seinen Armen hielt, hatte in seinem Herzen einen Funken entzündet, der es in verzehrende Flammen zu setzen drohte.

„Er ist von altem Geschlecht und Du bist nur ein Findelkind!" Das waren harte Worte und sie stürzten ihn von seiner Höhe und verursachten bitteren Schmerz, aber wie sie aus gutem Herzen kamen, trugen sie auch das Heilmittel in sich. Sie stachelten den Stolz und den Ehrgeiz des jungen Mannes und führten ihm gleichzeitig die Kluft vor Augen, die ihn von Elisabeth trennte, und welche Sitte, Herkommen und Vorurtheil

unübersteiglich machten. Paul war eine zu gesunde und praktische Natur, um einem Phantom nachzujagen, wie Kurts Worte es ihn hatten erkennen lassen. Energisch suchte er deshalb den Zauber von sich abzustreifen, der ihn zu umstricken drohte, und dem Mündemeister voll in die treuherzigen Augen schauend, erwiderte er: „Ihr habt recht, Vater, dort draußen winkt mein Ziel. Daß es ein hohes ist, laßt meine Sorge sein, ich werde Euch Ehre machen."

„Ich zweifle nicht daran, Du sowohl wie Eler, Ihr habt es immer gethan," sagte Kurt. „Wer weiß, wie bald sich Gelegenheit bietet. Der Rathsherr hat mir mitgetheilt, daß der Däne wieder beginnt, übermüthig zu werden. Er kann es nicht verschmerzen, daß wir König Karl von Schweden in Danzig Unterstand gegeben, ihn mit unseren Schiffen auf den widerrechtlich entrissenen Thron zurückgeführt und König Christian einen Waffenstillstand aufgezwungen haben. Dieser nähert sich seinem Ende und der Rath hat durch seine Kundschafter in Erfahrung gebracht, daß Christian heimlich zur See rüsten läßt. Das ist auf Euch abgesehen, habt gute Acht!" „Seid unbesorgt, Vater," entgegnete Paul, den die Aussicht auf einen bevorstehenden Kampf ganz gefangen nahm, mit blitzendem Auge, „dann giebt es wieder eine so schöne Jagd, wie so oft unter Eurem Kommando. Eler und ich, wir haben es Euch abgesehen damals," fügte er lächelnd hinzu, „und wir werden es ebenso machen."

Auch des Mündemeisters Auge leuchtete auf bei dem Gedanken an jene glänzenden Kämpfe, in denen er die Danziger Flagge zu hohen Ehren gebracht, und beide Männer tauschten eine Zeitlang in lebhaftem Gespräche ihre Erinnerungen aus.

Schließlich mahnte jedoch Kurt zum Gehen. „Eler wird ungeduldig sein,“ äußerte er, „daß ich Dich so lange aufhalte. Ich sehe ihn dort auf dem Hinterkastelle Eures Schiffes schon unruhig auf und ab schreiten. Er verlangt wohl Näheres über die Liburne; drum gute Nacht, Paul. Ich denke, morgen früh werdet Ihr segeln können; der Wind fällt und zur Nacht werden wir Stille haben, aber das ist immer so bei Ostwind und morgen früh frischt er desto besser wieder auf. Ich sehe Euch morgen noch vor der Abfahrt. Grüße mir Eler und habt auf die Ruters Acht.“

„Gute Nacht, Vater, habt kein Bedenken wegen der Ruters. Sobald wir auf freiem Wasser sind, werden wir schon mit ihnen fertig werden.“

Paul stieß mit dem Boote ab, und während der Mündemeister zu seinem Hause hinaufging, trugen ihn wenige Ruderschläge an Bord des „Mariendrache“. Kurt hatte Recht gehabt; Eler erwartete ihn mit Ungeduld, um etwas Näheres über die Liburne zu erfahren, deren ungewöhnliche Größe von ihm mit Staunen und einem gewissen Neide betrachtet wurde. Wenn Seeleute auch von jeher das Schiff, auf dem sie sich gerade befinden, andern gegenüber als das

schönste und beste rühmen, so fühlen sie doch einen Stachel im Herzen, wenn sie an anderen Fahrzeugen Vorzüge entdecken und hier trat auch noch ein patriotisches Moment hinzu. Die Hansen und namentlich die Osterlinge waren seit Jahrhunderten gewohnt, in Schiffs- und Seesachen die Führung im Norden Europas zu beanspruchen. Ihre Bauart, ihre Takelage, ihre Bemannung hatten bis dahin allen benachbarten Nationen, mit denen sie Handel trieben, als Vorbild gedient, und jetzt erschien plötzlich ein französisches Schiff, das alle hansischen und selbst ihre größten Fredekoggen weit hinter sich ließ.

Auch Paul fühlte ähnlich und der Fremde gab den beiden Brüdern reichlichen Stoff zum Austausch ihrer Ansichten.

Der Abend brach herein; klar und goldig war die Sonne untergegangen und der Wiederschein des Sternenheeres funkelte auf dem Meere. Fast eben so schnell, wie die Bö sich emporgethürmt, hatten sich die Wogen in der landumschlossenen Bucht wieder geglättet; wie ein Spiegel und unmerklich wallend lag die endlose Wasserfläche und nur noch dann und wann trug der linde Ostwind ihr leises Rauschen vom Strande herüber. Längst waren mit dem scheidenden Tage die Besucher zu ihrer Heimat gekehrt; die Schiffsmannschaften hatten ihre Kojen aufgesucht, und überall im Hafen herrschte tiefe Ruhe. Nur alle halbe Stunden, wenn auf dem „Mariendrache“ die

Sanduhr abgelaufen war, unterbrach das Anschlagen der Schiffsglocke und der Ruf der Posten „Alles wohl" die Stille der lauen Frühlingsnacht.

Viertes Kapitel.

Erst spät begaben sich Paul und Eler hinunter in ihre Kammern. Das voraussichtliche Segeln am andern Morgen, der mögliche Wiederausbruch des Krieges mit Dänemark und andere fachliche Dinge hatten längere Besprechungen herbeigeführt und zwar war es hauptsächlich Paul gewesen, der zu Elers Verwunderung gegen seine sonstige Gewohnheit das Wort geführt. Letzterer wußte freilich nicht, daß sein Pflegebruder, wenn auch halb unbewußt seine Gedanken zwingen wollte, eine andere Richtung zu nehmen, als wohin sie stets zu drängen suchten.

Und dennoch gelang es ihm nicht. Als er in seiner Koje lag, da ließen sich jene Gedanken nicht länger abweisen und stürmten auf ihn ein. Stundenlang floh ihn der Schlaf, und wenn Elisabeths Bild einen Augenblick ihn umgaukelte, dann klang es ihm immer wieder in die Ohren „Du bist nur ein Findling." Zum erstenmal war ihm heute zum Bewußtsein gekommen, welcher unverdiente Makel damit an ihm haftete, wie derselbe sich als dunkler Schatten zwischen ihn und seine Zukunft zu drängen drohte, und das

zurückstoßende, fast beleidigende Benehmen des Rathsherrn war ihm auf einmal klar geworden. In der Erinnerung daran bäumte sich sein ganzer Mannesstolz auf und seine Pulse flogen in fieberhafter Erregung.

Womit hatte er eine solche Ungerechtigkeit des Schicksals verdient? Hatte er nicht stets seine volle Schuldigkeit gethan als Seemann und Mensch, im Kriege und im Frieden stets willig sein Leben eingesetzt, wo es der Stadt Ruhm galt oder wo es sich darum handelte, Nächstenliebe zu üben? Ohne Ueberhebung durfte er diese Frage bejahen und dennoch sollte er ausgeschlossen bleiben aus jenen Kreisen, denen er sich bis jetzt gleichberechtigt erachtete. War sein Adoptivvater Beneke nicht ebenfalls Rathsherr gewesen, der sich nicht gescheut, den Findling an Kindesstatt anzunehmen? Trug er nicht seinen Namen, und trotzdem wurde ihm von einem andern hochmüthigen Rathsherrn das Unglück, eine Waise zu sein, als Schmach angerechnet, die ihn unfähig machte, die Augen zu dessen Tochter zu erheben?

Glühender Haß gegen den stolzen Mann begann seine Brust zu füllen, wilde Gedanken wirbelten in seinem Kopfe, die sich bis dahin nie zu nahen gewagt, und drohten seine edleren Gefühle zu ersticken. Doch mitten in diesem Aufruhr stieg plötzlich Elisabeths Bild vor ihm auf, legte sich wie ein milder Zauber um sein Herz und beschwichtigte das stürmisch wallende Blut.

Vorwurfsvoll ruhte ihr Blick auf ihm, ihre bleichen Wangen verriethen den tiefen Schmerz, den er ihr bereitete — es war ja ihr Vater, gegen den er soeben finstere Pläne gebrütet und beim Abschied hatten ihre Lippen ihm doch verheißungsvoll zugeflüstert: „Auf glückliches Wiedersehen!"

Tief beschämt preßte er die Hände vor sein Gesicht und vergrub es in die Kissen. „Fort, fort, Ihr bösen Dämonen," murmelte er, „die Ihr meine Seele bestricken wollt. Heilige Jungfrau steh' mir bei, rette mich vor Ihnen und vor mir selber." Und wie so oft schon in seinem Leben, wenn grause Noth ihn umgab, ergriff er das goldene Amulett, küßte es und betete inbrünstig. Seit seiner frühesten Kindheit hatte er es auf seinem Herzen getragen; es war das einzige sichtbare Andenken an die ihm in jener Unglücksnacht entrissenen Eltern und bei ihm suchte er Schutz und Trost, wenn Kummer ihn bedrückte. Frau Beneke, seine fromme Pflegemutter, hatte dem Talisman allein die wunderbare Rettung des Kindes aus Sturm und Wogenbraus zugeschrieben und ihn gelehrt, die Jungfrau Maria, deren Bild auf dem Kleinod kunstvoll in Email gemalt war, als seine Schutzheilige zu betrachten, zu der er in jeder Angst und Gefahr seine Zuflucht zu nehmen habe, und die ihn vor allem Bösen schützen werde.

Gläubig und treu hatte er die Worte der frommen Frau in seinem Herzen bewahrt, auch nachdem sie längst im Grabe ruhte, nie den kostbaren Schatz von

sich gelassen und auch heute übte er wieder seine zauberische Kraft.

Ein stiller Friede senkte sich auf ihn herab und verscheuchte die bösen Gedanken. Wohl faßte er um so fester den Entschluß, dennoch jene Schranken zu durchbrechen, die grausames Vorurtheil zwischen ihm und Elisabeth aufgerichtet; wohl gelobte er sich den Findling gleichwerthig neben die ältesten und stolzesten Geschlechter der Stadt zu stellen, aber in einer Weise, die vor Gott und den Menschen wohl bestehen könnte.

Des Mündemeisters Worte „dort auf dem Wasser liegt Dein Ziel. Lasse es ein hohes sein, Du trägst die Kraft in Dir" — sie hatten ihm den richtigen Weg gezeigt. Ihn wollte er verfolgen, auf ihm sich das erringen und erzwingen, was man jetzt hochmüthig ihm versagte, eine Stellung und einen Namen in der Welt, dessen Klang auch dem Findlinge willig alle Thore öffnete, an die zu klopfen er für gut befand.

In dem schweren Seelenkampfe war sein guter Genius Sieger geblieben und er empfand eine wohlthätige Ruhe. Die müden Lider schlossen sich und der Traumgott nahm seine Sinne gefangen. Aus den wirren Gedankenfäden, die ihn beim Entschlummern umspannen, webten sich allmälig einheitliche Bilder in deren Mittelpunkt er selbst stand. Er sah sich wieder auf dem hohen Kastell des „Peter von Rupellis," jedoch diesmal als wirklicher Kapitän und von Top und Gaffel wehten nicht die französischen, sondern die Danziger Farben.

Das Schiff hatte den Krieg in ferne Gewässer getragen, siegreich beherrschte es das Meer und jagte die fliehenden Feinde vor sich her, unter ihnen auch eins, das die Königsstandarte trug. Dann wieder donnerten Karthaunen; pfeifend umsausten die Geschosse das stolze Schiff und schlugen krachend in Rumpf und Takelage. Es galt mit kleiner Zahl einen übermächtigen Feind zu bekämpfen und lange wogte das Schlachtenglück hin und her.

Die Segel flattern zerfetzt im Winde, zerschossene Raaen und Stengen stürzen von oben, auf den Verdecken liegen Todte und zwischen ihnen winden sich jammernd die Verwundeten. Laut tönen die Kommandos, es schmettern die Trompeten, die Enterhaken fallen, und mit Siegesschrei stürmen die Feinde heran. Verzweiflungsvoll kämpfen die Hansen und Paul zeigt allen voran ihnen den Weg in den dichtesten Haufen der Feinde. Hageldicht fallen die Hiebe der Enterbeile und Schwerter auf Sturmhauben und Harnische der Gegner, schrittweise werden sie zugedrängt, der Sieg ist nahe — da ertönt plötzlich der Schreckensruf „das Schiff sinkt, wir sind verloren!" — und schweißgebadet schreckt Paul von seinem Lager empor.

Den Heiligen Dank, es war nur ein böser Traum. Rings umher herrschte tiefe Dunkelheit und die Stille der Nacht wurde nicht einmal durch den gleichmäßigen Schritt der Wachtposten auf dem Oberdeck unterbrochen.

Doch horch! welch eigenthümliches Geräusch schlägt an das Ohr des Lauschenden? Es kommt aus dem

unteren Schiffsraume und klingt wie ein Knirschen und Rauschen.

Gerade unter Pauls Koje befindet sich der Ballastraum, in dem der widerspenstige Klaus Henning seine Strafe verbüßt. Eine böse Ahnung beschleicht ihn, unwillkürlich kommen ihm des Vaters Worte in Erinnerung: „Nehmt Euch vor dem in Acht, er ist eine giftige Natter,“ und er erhebt sich von seinem Lager, um selbst der Ursache jener so unheimlich klingenden Laute nachzuforschen.

Vorsichtig öffnet er die Kammerthür und betritt das Deck. Seine Unruhe steigert sich, als er keine Schildwache bemerkt und die Luke offen findet, welche zum hinteren Zwischendeck hinabführt. Auch die Laterne fehlt, die sonst bei der Sanduhr aufgehängt ist. Eine innere Stimme sagt ihm, daß irgend etwas Schlimmes im Werke ist. Als er sich über die Luke beugt, blitzt ihm von unten ein Lichtschimmer entgegen. Lautlos steigt er die Treppe hinunter; es ertönt dasselbe Knirschen und Rauschen, aber jetzt klar und deutlich, und wie ein Blitz kommt ihm die Erkenntniß des Zusammenhanges. Das Schiff wird angebohrt; bereits strömt das Wasser durch Oeffnungen, das ist das Rauschen; bei einer anderen ist man beschäftigt, und der Bohrer knirscht in den starken Eichenplanken der Bordwand. — Einige unhörbare Schritte führen ihn an die Luke des Ballastraumes, aus welcher der Lichtschein dringt. Er erblickt zwei Gestalten; die eine am Fuße der Treppe stehend, ist ein Ruter und hält eine

Laterne, die andere handhabt einen großen Bolzenbohrer. Ein mehr als zolldicker Strahl zischt durch zwei bereits vorhandene Oeffnungen in das Schiff, und das Wasser steht so hoch im Raum, daß der Lichtschein sich darin spiegelt. Der Bohrer sitzt so tief in der Wand, daß er jeden Augenblick zum dritten Male durchstoßen wird, und dann ist das Schicksal des Schiffes besiegelt.

Es ist die höchste Zeit; für Paul giebt es kein längeres Besinnen und er muß handeln. Er hat es mit zwei desperaten Menschen zu thun, die vor Nichts zurückschrecken, und er muß sie unschädlich machen, ehe sie daran denken, sich vereint zur Wehre zu setzen. Er vergißt, daß er selbst unbewaffnet ist; er führt die Kommandopfeife an den Mund und läßt als Alarmruf einen schrillenden Pfiff ertönen, dessen Echo alle Räume des Schiffes durchdringt. Erschreckt blickt der Ruter nach oben, doch im selben Augenblicke ist er auch schon zu Boden geschmettert, denn Paul ist von oben durch die Luke auf ihn gesprungen. Er selbst stürzt zwar auch dabei, aber mit jugendlicher Elastizität schnellt er sofort wieder empor und steht auf seinen Füßen, während der dumpf aufstöhnende Ruter bewegungslos auf dem Ballast liegen bleibt.

Die Laterne in seiner kraftlosen Hand entglitten und verlöscht, doch ihr letzter Schimmer zeigt Paul noch deutlich den zweiten Verbrecher. Es ist Klaus Henning, und in seiner Hand blitzt etwas wie eine Waffe. Unbekümmert um dieselbe wirft der Steuer=

mann sich auf ihn, seine Hände fassen dessen Hals und legen sich wie ein Schraubstock pressend um ihn, indem er Klaus zu würgen und ihn gleichzeitig so weit wie möglich von sich fern zu halten sucht. Doch seine Absicht gelingt nicht völlig, er hat es mit einem Gegner zu thun, der ihm an Körperkräften gewachsen ist. Er fühlt einen heftigen Stoß gegen die Brust; ein stechender Schmerz und das Rieseln heißen Blutes auf seinem Körper sagt ihm, daß die Natter ihn gestochen und daß er unterliegen muß, wenn er dem Feinde nicht die Waffe entwindet. Blitzschnell läßt er die eine Hand vom Halse los und sucht damit dem zweiten Stoße vorzubeugen. Es gelingt ihm, des Ruters Handgelenk zu ergreifen und mit gewaltsamer Anstrengung es plötzlich so nach hinten zu brechen, daß der Mörder einen lauten Schmerzensschrei ausstößt. Pauls Zweck ist erreicht; er hört die Klinge des fallenden Messers auf den Ballast schlagen und greift wieder nach des Gegners Halse, um ihn unschädlich zu machen. Indessen Hennings Kraft ist nicht gebrochen, er wehrt sich wie ein Löwe und in der Dunkelheit beginnt ein furchtbares Ringen. Eine Zeitlang scheint der Ausgang ungewiß, da stürzen Beide zu Boden. Doch Paul ist der gewandtere; es glückt ihm, im Fallen sich so herum zu schwingen, daß er oben liegt, und damit ist ihm der Sieg gesichert. Er kniet dem Ruter auf die Brust und läßt jetzt abermals den durchdringenden Ton seiner Signalpfeife erschallen.

Auf dem Deck wird es lebendig; die im Vorder-

kastell schlafenden Mannschaften haben den ungewohnten Pfiff gehört und sind aufgesprungen; auch Eler ist wach geworden und erscheint an ihrer Spitze auf dem Kampfplatze, zu dem Pauls Rufe ihn geleitet. Wenige Worte des letzteren erklären die Sachlage. Klaus Henning wird geknebelt, die Zimmerleute pfropfen eiligst die Bohrlöcher zu, die übrigen bemannen die Pumpen und bald ist das Schiff wieder von dem eingedrungenen Wasser befreit.

Den zweiten Ruter fand man leblos an der Treppe liegen; er hatte den verdienten Lohn seiner ruchlosen That bereits dahin: durch Pauls gewaltigen Sprung war ihm das Genick gebrochen.

Schon früher vielfach Genosse von Hennings schlechten Thaten, hatte er beschlossen, ihn und sich für den vom Kapitän verweigerten Urlaub und für die seinem Kumpan auferlegte Strafe zu rächen und den „Mariendrache", das größte und schönste Schiff der Danziger Flotte, dem Untergange zu weihen. Daß er in der Nacht auf Posten ziehen mußte, hatte das Vorhaben sehr erleichtert. Henning war durch ihn von seinen Fesseln befreit, der Bohrer ohne Schwierigkeit aus der Zimmermannskiste beschafft, ebenso das Messer, und ohne des Steuermanns Dazwischentreten wäre nach wenigen Minuten der Plan gelungen.

Pauls Wunde blutete ziemlich stark, sie war jedoch nicht gefährlich. Seine Schutzheilige hatte ihn abermals wunderbar und sichtlich bewahrt. Der sonst unfehlbar tödtliche Messerstoß hatte das Amulett ge-

troffen, war an ihm abgeglitten und hatte nur eine Fleischwunde verursacht, die der Schiffschirurg, ein Benediktinermönch, welche zu jenen Zeiten auf den großen Schiffen vielfach den ärztlichen Dienst neben der Seelsorge versahen, für durchaus unbedenklich erklärte.

Allmälig begann sich die Aufregung zu legen, die das Ereigniß im ganzen Schiff hervorgerufen. Es war nicht lange nach Mitternacht und Eler sandte deshalb die Mannschaft baldmöglichst wieder in ihre Hängematten, theils um sie schneller zu beruhigen, theils damit sie am andern Morgen mit frischen Kräften an die Arbeit gehen könnten. Der Wind war auf Ost stehen geblieben, die Flotte sollte mit dem jungen Tage segeln und dann gab es nach wochenlanger erzwungener Unthätigkeit desto mehr zu thun.

Eler selbst blieb auf dem Verdeck, um die Ausführung seiner Befehle zu überwachen, und ging sodann zu Paul, um diesem, dem der Mönch einen Verband angelegt und kalte Umschläge verordnet hatte, noch eine Zeitlang Gesellschaft zu leisten.

Als er die Kammer des Pflegebruders betrat, fand er ihn in einer außerordentlichen Erregung. Er hielt das Amulett in der Hand, seine Augen strahlten vor Freude und Glück, jubelnd rief er dem Kommenden entgegen: „Meine Mutter; sie ist es, Eler, sie hat mich vor Mörderhänden bewahrt!“ und wieder und wieder preßte er die Goldkapsel mit Inbrunst an Herz und Lippen.

„Was willst Du damit sagen?“ fragte ganz bestürzt der Kapitän, der einen Augenblick glaubte, jener sei nicht im Besitze seines vollen Verstandes.

Statt aller Antwort hielt Paul ihm das Amulett entgegen. Eler kannte es wohl; oft genug hatte er es in Händen gehabt und mit dem Bruder das prachtvolle Bild der heiligen Jungfrau bewundert; jetzt jedoch trat seinem Auge ein ganz anderes Antlitz entgegen. Es war nicht weniger schön und nicht weniger fein gemalt, als das der Mutter Gottes, aber es stellte offenbar keine Heilige, sondern ein weltliches Wesen, eine junge Frau in reicher spanischer Tracht vor, die einen etwa einjährigen Knaben auf dem Arm hielt.

Ein Blick Elers auf dem Porträt genügte für ihn, um Pauls Erregung und seinen vorherigen Ausruf voll zu verstehen. Ja, das mußte Pauls Mutter sein, die Aehnlichkeit zwischen beiden war eine so außerordentliche, daß kein Zweifel möglich war. Auch in den Zügen des Kindes war Paul wieder zu erkennen; unbedingt sollte er es selbst sein. Das waren dieselben blitzenden Augen, dieselbe Gesichtsform, dasselbe üppige schwarzgelockte Haar.

„Woher kommt das Bild?“ fragte Eler im höchsten Erstaunen.

„Es befand sich im Amulett,“ erwiderte Paul. „Sieh hier! der Stoß des Messers hat die heilige Jungfrau getroffen und ist dann gegen den Rand abgeglitten, der dadurch verletzt ist. Als ich vorhin die

Stelle näher betrachtete, bemerkte ich an der Seite ein kleines hervorstehendes Plättchen, das ich früher nie gesehen hatte und das wahrscheinlich durch den heftigen Stoß etwas aus seiner Lage gebracht war. Ich versuchte es zurück zu drücken, als plötzlich das Bild der Jungfrau Maria wie ein Deckel aufsprang und hinter ihm das Bild meiner Mutter erschien — und daß sie es sein muß, das sagt mir eine innere Stimme, und auch Du kannst unmöglich daran zweifeln."

„Nein Paul, weder ich noch irgend Jemand, der ihre Züge mit den Deinen vergleicht. Ihr seid einander wie aus den Augen geschnitten und unmöglich kann eine solche Aehnlichkeit herrschen, wenn nicht zwischen Mutter und Kind. Doch sieh, was ist dort auf der Einfassung des Bildes zwischen den verschlungenen Linien eingravirt?"

Paul hielt das Amulett näher an das Licht und las mit vor innerer Erregung zitternder Stimme „1. Juni 1442", aber vergebens strengte er die Augen an, um mehr zu sehen. Nichts weiter war zu entdecken, kein Name, kein Buchstabe und schmerzliche Enttäuschung malte sich auf dem Gesichte des jungen Mannes, in dessen Herzen die soeben erwachte Hoffnung, etwas Näheres über seine Eltern und Geburt zu erfahren, dadurch grausam zerstört war.

Eine Thräne stahl sich aus seinem Auge die Wange herab und Eler sah aus ihr, wie tief ergriffen Paul sein mußte, obwohl ihn die Veränderung, die mit dem Pflegebruder vorgegangen und ihm schon am

Abend vorher aufgefallen war, befremdete. Früher war schon so oft die Rede von den Eltern gewesen, aber stets hatte er bei den Gesprächen seine gewohnte Ruhe gezeigt. In den beiden Häusern, in denen er seine Kindheit verlebte, wurde ihm nur Liebes und Gutes erwiesen und er hatte deshalb die so früh verlorenen Angehörigen nie vermißt. Woher kam diese so plötzliche Aufregung? Zeichen eines weichen Charakters, wie ihn Eler selbst besaß, hatte dieser nie an Paul bemerkt, im Gegentheil war er oft schmerzlich dadurch berührt worden, daß er für seine eigenen zarteren Empfindungen bei dem Bruder so wenig Anklang und Verständniß fand.

Er glaubte deshalb diese auffällige Wandlung nur den nächtlichen Ereignissen und der durch Blutverlust erhöhten Reizbarkeit Pauls zuschreiben zu müssen und hielt es für das Beste, ihn sich selbst zu überlassen. Er mahnte ihn, sich jetzt Ruhe zu gönnen und war im Begriff, die Kammer zu verlassen, als er wieder seinem Vorsatze untreu wurde und nochmals das Gespräch auf das Amulett brachte. Ihm war ein plötzlicher Gedanke gekommen, der Licht auf die Inschrift des Bildes zu werfen schien.

„Weißt Du Paul, daß wir heute den 1. Juni haben?“ wandte er sich lebhaft fragend an den Pflegebruder.

„Ja,“ erwiderte dieser, ohne indessen der Bemerkung weiteres Gewicht beizulegen, „weshalb erinnerst Du daran?“

„Weil es mir ahnt, daß es für Dich von Bedeutung ist, und weil ich darin für Dich und Deine Zukunft ein günstiges Zeichen des Himmels erblicke.“

„Was willst Du damit sagen!“ fragte Paul aufmerksamer werdend.

„Ich glaube,“ erwiderte Eler zuversichtlich, „daß jenes Datum auf dem Bilde den Tag Deiner Geburt bedeutet. Als der Vater Dich in jener schlimmen Nacht auf dem Wasser treibend fand, da konntest Du nicht älter als zwei Jahre sein. Das war am 21. Mai 1444 und seitdem haben wir ihn als Deinen Namenstag angesehen. Danach bist Du vor kurzem dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Da aber das Bild unbedingt Dich und Deine Mutter darstellt, so halte ich die Zahl als mit Dir in engster Beziehung stehend und weil sie mit Deinem Alter genau stimmt, für den Tag Deiner Geburt. Gieb mir noch einmal das Amulett, wir wollen sehen, ob wir nicht noch irgend etwas darauf Bezügliches entdecken können; ich fühle, daß meine Ahnung eine richtige ist.“

Paul schüttelte ungläubig den Kopf zu des Freundes Worten in der Ueberzeugung, daß seinem scharfen Auge dergleichen nicht entgangen sein könne, überreichte jedoch Eler das Bild, der inzwischen ein zweites Licht angezündet hatte und bei der vermehrten Helligkeit den Rand mit größter Aufmerksamkeit nochmals prüfte.

„Siehst Du, daß ich mich nicht betrog!“ rief er plötzlich in freudiger Bewegung, „das, was wir bisher

für verschlungene Linien angesehen, sind Buchstaben und zwar treten sie ganz deutlich hervor, wenn man nur einmal den Anfang gefunden. Es sind drei in einer Reihe P. d. B. und darunter noch ein vierter, ein n."

In fast fieberhafter Hast griff Paul nach dem Amulett, um sich selbst zu überzeugen. Ja es war so, man hatte die Buchstaben am oberen Rande des Bildes aus kunstvoll verschlungenen Arabesken gebildet, während die Jahreszahl unten stand. Eine Täuschung war ausgeschlossen, und so konnte nur das Halbdunkel oder der durch innere Erregung getrübte Blick die Schuld tragen, daß Paul sie vorher übersehen hatte.

Sie waren da, aber sie erfüllten die zuerst an sie geknüpften hochfliegenden Erwartungen des Letzteren dennoch nicht.

„Was sollen diese Buchstaben bedeuten?" fragte er endlich nach längerem Schweigen mit einer gewissen Bitterkeit, „sie haben für mich keinen Werth."

„Was sie bedeuten?" erwiderte Eler, immer lebhafter werdend. „Sie bestätigen voll meine Gedanken. P. ist Paul und d. B. Dein Vatersname; das n. aber heißt natus — geboren — und Du kannst es in unserer Marienkirche auf jeder Grabschrift lesen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, das dem so ist."

„Du magst Recht haben," sagte Paul, ohne daß indessen Elers Worte Eindruck auf ihn zu machen schienen, „aber was nützt es mir? In Bezug auf

meine Eltern erfahre ich nicht viel mehr, als was ich bereits seit Langem weiß.

„Zwar nicht viel mehr," warf Eler eifrig ein, „aber meiner Ansicht nach doch etwas sehr Wichtiges. Was der Vater bei Deinem Auffinden nur vermuthete, das erheben diese Buchstaben zur Gewißheit. Paul, Du stammst aus edler Familie!" und das Gesicht des Sprechers strahlte förmlich vor Freude, als sei ihm selbst das größte Glück widerfahren.

„Und wenn auch, was kann es mir helfen," äußerte Paul immer noch in gedrückter Stimmung, „so lange ich es nicht beweisen kann?" und unwillkürlich lenkten sich seine Gedanken auf die Schranke, die seine zweifelhafte Geburt zwischen ihm und Elisabeth aufrichtete.

„Ich begreife Deine Verzagtheit nicht, Paul," entgegnete Eler fast unwillig, „und erkenne Dich gar nicht wieder. Sonst hattest Du stets bei Allem frischen Muth und schautest mit Zuversicht in die Zukunft, mochte sie noch so drohend sein und heute bist Du wie ausgetauscht. Nach dem was in den letzten Stunden geschehen, habe ich die feste Ueberzeugung, daß es Dir auch noch gelingen wird, Deine Herkunft zu beweisen. Mußt Du es nicht ein Wunder nennen, daß zunächst das Amulett Dich vor sicherem Tode bewahrte, und daß dann dasselbe Messer, welches Dich bedrohte, Dir eine so große Gnade und Wohlthat erwies, indem es Dir das Bild Deiner Mutter schenkte? Und ist es nicht ebenfalls ein Wunder, daß Alles dies an dem

Tage geschehen mußte, an dem Du das Licht der Welt erblicktest? Nennst Du es endlich einen Zufall, daß Du damals von der ganzen Besatzung des übersegelten Schiffes allein gerettet wurdest und der Vater es noch heute nicht begreifen kann, wie Du bei dem Seegange auf dem kleinen Wrackstücke ruhig liegen bleiben konntest?

„Wahrlich Paul," fuhr er vorwurfsvoll fort, „Du lohnst es Deiner Schutzheiligen, die Dich so sichtlich bewahrt, schlecht, wenn Du so wenig Vertrauen zu ihr hast und in allem diesen nicht den Fingerzeig erkennst, daß sie Dir wohl will und Du zu etwas Großem geboren bist. Fasse Dich nur in Geduld, so wirst Du auf irgend eine Weise auch das erfahren, was Du bis jetzt vermissest."

Elers Worte vermochten zwar nicht Pauls Zweifel zu verscheuchen, aber die warme neidlose Freundschaft, die aus ihnen sprach, machte einen desto tieferen Eindruck auf ihn.

„Gott gebe, daß Du Recht hast," sagte er tief gerührt, „aber ob ich der namenlose Findling bleibe oder eines Tages meine makellose Geburt darthun kann — ich werde Dir nie genug Deine brüderliche Theilnahme danken können. Ich werde sie nie vergessen und hoffentlich kommt eine Zeit, wo ich sie Dir vergelten kann. Doch jetzt bitte ich Dich, mich allein zu lassen; ich fühle das Bedürfniß nach Ruhe, der Blutverlust scheint mich doch mehr angegriffen zu haben, als ich dachte."

Er drückte dem Freunde warm die Hand und sank, als dieser die Kammer verlassen hatte, erschöpft in die Kissen zurück. Die folgenschweren Ereignisse, welche sich in den letzten zwölf Stunden zusammengedrängt und in deren Mittelpunkt er gestanden, hatten geistig und körperlich ihm so viel zugemuthet, daß selbst seine kräftige Natur nicht länger Widerstand zu leisten vermochte und er dringend des Schlafes bedurfte um wieder Kräfte zu sammeln. Bald war er entschlummert und diesmal störten keine wilden Träume die ihm so nothwendige Ruhe, wenn dieselbe auch nur wenige Stunden währte.

Fünftes Kapitel.

Eler hatte am Abend zuvor den Befehl gegeben, falls der Ostwind sich beständig zeigen sollte, schon um vier Uhr Tag zu machen, damit die Flotte sobald als möglich in See käme, da die Vorbereitungen dazu ohnehin einige Stunden fortnahmen.

Kurts Prophezeiung bewährte sich. Der Ostwind war stehen geblieben und begann mit der aufgehenden Sonne aufzufrischen. Als die Schiffsglocke des „Mariendrache" durch vier Doppelschläge „acht Glas" kündete und auf allen im Hafen liegenden Fahrzeugen in hundertfachem Geläute wiederklang, rollte der Donner einer Karthaune über das Wasser und pflanzte sein

Echo in den Dünen fort. Es war der Wachtschuß des Flaggschiffes, um die Schlafenden auf der Flotte zu wecken, und unmittelbar darauf ertönten die durchdringenden Signale der Bootsmannspfeifen, gefolgt von den Kommandorufen der Unteroffiziere „Alle Mann an Deck in Gottes Namen!“

Wenige Minuten später belebten sich die Verdecke der Schiffe. Ueberall wogten die Matrosen auf ihnen wie Bienenschwärme durcheinander, um sich allmälig in Gruppen zu ordnen, und dann um ihre Führer einen Kreis zu schließen. Das Geräusch der Stimmen schwieg, die Häupter wurden entblößt und mit gefalteten Händen standen die wettergebräunten Gestalten, um andächtig dem Gebete zu lauschen, das zu dem lichten Dom aufstieg, der sich über ihnen wölbte. Es sollte hinausgehen auf das weite Meer, in eine ungewisse Zukunft, und manches Herz stellte bang die die Frage „Werden wir wiederkehren?“ Da war es wohl am Orte, Gottes Hilfe zu dem Werke zu erflehen, das man vor hatte, und der Ernst, der auf allen Gesichtern lagerte, kündete, daß das Gebet aus frommem, gläubigen Herzen kam.

Die letzten Worte des Gebetes waren verhallt, das Amen verklungen, die Leute bedeckten wieder ihr Haupt und traten auseinander. Nach beendeter Andacht auf dem „Mariendrache“ bestieg Eler das Hinterkastell, um von dort Umschau zu halten, ob auf den übrigen Schiffen die Morgenfeier beendet sei. Dann ertheilte er einen Befehl; am Großmast stieg an der

Flaggleine ein kleiner Ballen empor und entfaltete sich an dessen Spitze zu einer wehenden Flagge, — es war das Signal für die Flotte in See zu gehen.

Welch reges und lustiges Treiben entwickelte sich auf einmal im Hafen! Auf allen Schiffen wurden Boote bemannt, um die Haltetaue von den Pfählen zu lösen; unter fröhlichem Gesang drehten sich die Bratspille, um die Anker zu lichten, die Matrosen enterten in die Takelage, sie lösten die Segel, die sich im Winde bauschten und von den Masten und Gaffeln flatterten bunte Wimpel und Flaggen. Ein allgemeiner Wetteifer beseelte die Mannschaften, ein Jeder wollte es dem Andern zuvorthun, und Scherze und Neckereien flogen über das Wasser hin und wieder. Doch das Eilen war umsonst; Kurt Bockelmann stand am Ufer und hielt strenge Ordnung in seinem Reich. Nur wie sie in der Reihe lagen, durften die Schiffe den Hafen verlassen und Niemand wagte gegen den erhaltenen Befehl Einspruch zu thun. Der Mündemeister hatte von jeher es trefflich verstanden, seine Untergebenen in Disziplin zu halten und duldete keinen Widerspruch. Ihm war die Polizeigewalt über die gesammte Schifffahrt in Weichselmünde übertragen, und wehe dem Schiffer, der nicht strikt Gehorsam leistete! Ohne Gnade und ohne Ansehen der Person hätte er vierundzwanzig Stunden das Gefängniß im Kellergeschosse des Blockhauses bewohnen und dann sehen müssen, wie er ohne Hilfe und Geleit der Fredekoggen seinen Weg nach Holland fand. Davor hatten

aber die Seeleute damals die meiste Furcht; bei den unsicheren und kriegerischen Zeiten liefen sie dann gar zu leicht Gefahr, in die Hände von Seeräubern oder Kapern des Ordens zu gerathen, welche von ihren Schlupfwinkeln an den Küsten beutespähend auslugten, wo sie einzelne Segler überfallen konnten.

Das Konvoi bestand aus mehr als siebzig Schiffen und es vergingen deshalb einige Stunden, bis sie ordnungsmäßig den Hafen verlassen und sich auf der Rhede sammeln konnten. Jakob Voß mit der zweiten Fredekogge „Dumelde“ war zuerst hinausbeordert, um die Kauffahrer zu empfangen und sie in die befohlene Segelordnung zu rangiren, drei Kolonnen nebeneinander, während der „Mariendrache“ als letztes Schiff gehen sollte. Eler hatte deshalb genügend Zeit, um an Land zu fahren und seinem Vater über die Vorgänge der verflossenen Nacht Bericht zu erstatten. Paul mußte das Bett hüten, da der Arzt das Wundfieber befürchtete, wenn er nicht strenge Ruhe beobachtete und stete kühle Umschläge anwendete.

Der durch die Nachricht erschreckte Mündemeister eilte sofort an Bord des Schiffes, um sich selbst vom Gesundheitszustande seines Pflegesohnes zu überzeugen, der ihm ebenso an das Herz gewachsen war, wie der eigene, und, wenn irgend Gefahr vorhanden sei, seine Uebersiedelung an Land zu veranlassen.

Seine Sorge schwand jedoch bald, nachdem er Paul gesehen. Diesen hatten die wenigen Stunden Schlaf so erquickt und gekräftigt, daß nur die ernstesten

Vorstellungen des Arztes ihn davon abhalten konnten, wieder seinen Dienst zu übernehmen. Alle geistige Aufregung war geschwunden; er sah die Dinge wieder mit seiner gewohnten Ruhe an und erschien dem Mündemeister so ganz unverändert, daß dieser die volle Ueberzeugung der baldigen Wiederherstellung gewann und im Herzen der Vorsehung dankte, die Alles zu einem so guten Ende geführt hatte. Auch er theilte, nachdem er das Amulett gesehen, welches so wunderbar in Pauls Geschick eingegriffen hatte, Elers Ansicht, daß das Bild Niemand anders sein könne, als die Mutter und ebenso erblickte er in den Ereignissen nur ein bedeutungsvolles Zeichen für eine günstige Lösung des Räthsels, das über Pauls Herkunft ruhte.

„Habe nur Geduld, mein Sohn," sprach er beim Abschiede, „eines Tages wirst Du alles erfahren, was jetzt noch dunkel ist. Deiner Mutter Segen ruht auf Dir, das hat sich heute Nacht bekundet, und so wie sie sich Dir gezeigt, wird sie auch dereinst den Vater Dir zuführen. Doch nun lebe wohl, meine Pflicht ruft mich an Land. Ich werde Herrn Pawest Meldung von dem Vorgefallenen machen, damit Bürgermeister und Rath erfahren, wem sie die Erhaltung ihres besten Schiffes zu danken haben. Ich bin sicher, man wird Deine entschlossene That in einer Weise anerkennen, wie sie es verdient. In einigen Monaten sehen wir uns hoffentlich glücklich wieder; bis dahin behaltene Reise und behüt' Dich Gott."

Paul küßte die dargereichte Hand des Vaters, und die beiden Männer schieden von einander.

Ehe der Mündemeister Eler Lebewohl sagte, um sich wieder auf seinen Posten an Land zu begeben, besprach er mit dem Sohne noch, was mit Klaus Henning zu geschehen habe, und beide kamen überein, daß er an Bord verbleiben solle. Die That war an Bord eines zur Abfahrt bereiten Kriegsschiffes geschehen und zu damaligen Zeiten besaß der Kapitän unter solchen Umständen das unbestrittene Recht über Leben und Tod seiner Untergebenen, wenn sie ersteres nach den bestehenden Gesetzen verwirkten. Trotzdem stand es in Elers Macht, da er noch im Hafen lag, den Verbrecher durch seinen Vater an die städtischen Behörden zur Aburtheilung ausliefern zu lassen, doch dann konnte auch der „Mariendrache" nicht segeln, da Paul, Eler und andere hätten als Zeugen vernommen werden müssen, und die Abfahrt der ganzen Flotte, die schon so lange auf günstigen Wind wartete, wäre verzögert worden.

Diese Gründe hatten zu dem gefaßten Entschlusse geführt und die einzige Besorgniß des Mündemeisters war, daß ein so verzweifeltes Subjekt sich an Eler oder Paul zu rächen suchen werde. Eler machte sich jedoch keinerlei Gedanken darüber und war der Meinung, daß das Kielholen nicht nur Klaus Henning für alle Zukunft unschädlich machen, sondern zugleich auch den übrigen Ruters als abschreckendes Beispiel dienen werde. Letzteres Argument leuchtete Kurt

Bockelmann ein, und den von falscher Humanität ausgehenden Prinzipien des Rathsherrn Pawest gegenüber versprach er sich davon einen heilsamen Erfolg für die gesammte Disziplin.

Ein lauter Lärm auf zwei Schiffen, die sich beim Hinausgehen den Vorrang streitig machten, rief den Mündemeister an Land, und seinem Sohne eine glückliche Reise wünschend, empfahl er ihn dem Schutze Gottes und des heiligen Jakob von Compostella, des besonderen Schutzheiligen der Seeleute, und nahm herzlichen Abschied von ihm.

Sein Dazwischentreten schuf sehr bald wieder Ordnung unter den hadernden Parteien; alles ging glatt, und nach einer halben Stunde konnte auch der „Mariendrache“ als Schlußschiff des Konvoi den Hafen verlassen. Das letztere setzte sich in Bewegung, die Fredekoggen salutirten die Heimat mit neun Kanonenschüssen, die Kurt aus seinen Feldschlangen mit gleicher Zahl erwidern ließ, und fort ging es auf das wogende Meer. An den Raaen der Schiffe entfaltete sich die schneeige Leinwand, der Wind schwellte sie in bauchiger Rundung und sie strebte hoch hinauf in die Lüfte.

Es war ein prachtvoller Anblick, wie die Flotte dahinzog durch die leichten hellgrünen Wellen, die von blendendem Perlenschaum gekrönt, an Bug und Seiten der Schiffe hinaufrauschten. Die Sonne strahlte goldig aus blauem Himmel hernieder, die günstige Brise wehte gleichmäßig und mild und im leichten

Aether schwimmend trillerten Lerchen ihr Frühlingslied. Alles war dazu angethan, Herz und Seele freudig zu stimmen und dennoch verstummte auf den Schiffen der fröhliche Gesang der Matrosen, der bis dahin die Arbeit begleitet hatte. Still und ernst wandten sie die Blicke der fliehenden Heimat zu. Die letzten stummen Grüße flogen hinüber zu den zurückbleibenden Lieben und über manches wettergebräunte Antlitz rann eine Thräne herab. Galt es nicht ein Scheiden für immer? Fort, fort, ihr trüben Gedanken, Gott hält uns überall in seiner Hand!

Der Mündemeister stand auf seiner Veranda und schaute den Scheidenden nach. Auch ihm war traurig und bang zu Muthe; aber nur weil er nicht mitziehen konnte auf das weite Meer, an dem sein Herz hing und er einsam zurückbleiben mußte. So lange der Hafen voller Schiffe lag, er sich an ihrem Anblicke erfreute und täglich die Söhne sah, empfand er weniger den Druck der Fessel, die ihn für den Rest seines Lebens an die Scholle kettete, doch als die Flotte hinter Hela verschwand und die letzten Mastspitzen sich unter dem Horizont senkten, da beschlich ihn das Gefühl schmerzlicher Verlassenheit.

Nie hatte er sich so allein gefühlt wie heute und während sein Auge mechanisch auf der Wasserfläche ruhte, ohne wie sonst Freude an dem plätschernden Spiele zu finden, das der Wind mit den Wellen trieb, schweiften seine Gedanken zurück in ferne Vergangenheit. Er gedachte der Jugend; wie schön und heiter

hatte sie sich für ihn gestaltet, welche frohe und unvergeßliche Tage im Kreise der Eltern und Geschwister ihm geschenkt! Dann aber war verderbenbringendes Unheil plötzlich hereingebrochen; es hatte das glückliche Heim grausam zerstört und in wenigen Tagen ihn zur Waise gemacht. Durch jene furchtbare Geißel, den schwarzen Tod, der erbarmungslos Deutschland heimsuchte, waren ihm Eltern und Geschwister geraubt und nur ein jüngerer Bruder, Johannes, ihm geblieben. Als die Zeit in den jugendlichen Gemüthern den ersten herben Schmerz gelindert hatte, suchten und fanden sie im engsten Anschluß an einander Ersatz für das Verlorene. Beide gingen zur See und verwirklichten damit die Träume ihrer Kindheit. Stets auf demselben Schiffe, theilten sie brüderlich Leid und Freud', bestanden gemeinsam die Gefahren des Meeres und reiften in ihnen zu Männern.

In den Kämpfen mit den piratischen Vitalienbrüdern gewannen sie ihre ersten Lorbeeren; schnell stiegen sie von Stufe zu Stufe und nach einem besonders blutigen und für sie ruhmvollen Gefechte beschloß der Rath von Danzig, einem jeden von ihnen zur Belohnung den Befehl über eine Fredekogge zu übertragen, obwohl sie kaum dem Jünglingsalter entwachsen waren.

Wohl schmeichelte das ihrem Stolze, doch die Freude wurde getrübt durch den Gedanken an die bevorstehende Trennung, die erste in ihrem Leben. Im Frühjahr sollten sie segeln; noch blieb ihnen der Winter

für ungestörtes Beisammensein und frohen Genuß. Für diesen bot sich genügend Gelegenheit; den ebenso tapferen wie stattlichen jungen Männern, die selbst den Geschlechtern der Stadt angehörten, öffneten sich alle Thüren und gar mancher patrizischen Jungfrau schlug das Herz höher, wenn das von den Eltern geladene Brüderpaar mit ritterlichem Anstand ihr freundlichen Gruß entbot.

Dann aber stieg wieder furchtbares Unheil herauf und in der Erinnerung daran entrang sich der Brust des Mündemeisters ein schmerzlicher Seufzer. Wohl war sie nie ganz ausgelöscht, heute aber tauchte sie lebhafter und trauriger in ihm auf als sonst. Jene Unglückszeit löste das schöne Band, das bis dahin die Brüder so innig mit einander verknüpft hatte und zerriß es für immer. Liebe wandelte sich in Haß; blinde Leidenschaft verwirrte die Sinne und es floß Bruderblut.

Beide hatten dasselbe Mädchen lieb und Eifersucht beschwor das Verderben herauf. Kurt trug keine Schuld; edelmüthig erbot er sich, den Platz zu räumen, ja selbst außer Landes zu gehen, wenn Johannes gewählt würde, doch das großherzige Opfer wurde umsonst gebracht.

Das Mädchen schlug Johannes aus, und als dieser in bitterem Zorn die Frage an sie stellte, ob das um des Bruders willen geschehe, da glaubte er aus der ausweichenden Antwort der Jungfrau ein Ja herausklingen zu hören und sein Zorn wandelte sich

in sinnlose Wuth. Sein böser Dämon führte ihn unmittelbar danach am einsamen Orte mit Kurt zusammen; er schleuderte ihm tödtliche Beleidigungen in das Gesicht, die endlich auch das Blut des langmüthigen Bruders in Wallung brachten, die Schwerter flogen aus der Scheide und Kurt sank schwer verwundet zu Boden.

Als man ihn auffand, war das Leben fast entflohen. Lange Wochen rang er mit dem Tode; jugendliche Kraft und liebevolle Pflege, die er in dem befreundeten Hause des Rathsherrn Beneke fand, erhielten ihn, und als im Mai die Schifffahrt eröffnet wurde, da war er wieder ganz gesundet und konnte den Befehl über sein Schiff antreten.

Ueber das Geschehene blieben seine Lippen stumm; er verschloß es tief in seinem Innern und ließ die Menschen bei dem Glauben, er und Johannes seien die Opfer eines Mordanfalles geworden. Wußte er doch, daß der entflohene Bruder mehr durch das eigene Gewissen, als durch weltliche Gerechtigkeit gestraft sein würde.

Nur eine wußte um die That, Mechtild, die liebliche Tochter des Benekeschen Hauses. Ihretwegen war sie geschehen, und als Johannes von ihr schied, da hatte sie schon Furchtbares geahnt. Aber auch sie schwieg um Kurts willen, dessen Bild sie mit inniger Liebe im Herzen trug, und als dieser vor sie hintrat und sie zur Gefährtin begehrte, da sprach sie mit der Eltern Segen von ganzem Herzen Ja und Amen.

Nachdem er sie heimgeführt, begann wieder eine glückliche Zeit nach so schwerer Trübsal, und durch die Geburt des Sohnes wurde sie nur um so köstlicher. Für Kurt blieb kaum etwas zu wünschen übrig und nur dann und wann machte ihm der Gedanke an den unglücklichen Bruder das Herz schwer.

Jahre vergingen; da führte das Geschick ihn nach Brouage, an die Küste von Frankreich. Er geleitete eine Danziger Flotte dorthin, wo der Norden und Süden ihre Erzeugnisse austauschten und die Hanseaten mit den Spaniern und Portugiesen sich trafen.

Portugal begann damals den Weg der Entdeckungen zu betreten und die seemännische Welt war voll von der Kühnheit des Prinzen Heinrich, des Seefahrers, der an der Spitze des Unternehmens stand und selbst zu Schiffe auszog.

Aufmerksam und nicht frei von einem gewissen Neide lauschte Kurt dem Berichte eines portugiesischen Galeerenkapitäns, der selbst unter Prinz Heinrich gedient, über die neugefundenen Inseln und Länder, doch plötzlich zuckte bei einer Bemerkung des Erzählers sein Herz zusammen! Dieser erwähnte eines Fremden, eines Norddeutschen, der vor Jahren nach Lissabon gekommen, durch sein nautisches Wissen und Können das Auge des Prinzen auf sich gezogen habe und seitdem im Rathe desselben eine hervorragende Stellung einnehme. Der Portugiese hob die Verdienste des Fremden, mit dem zusammen er selbst

eine Reise nach Afrika gemacht, sehr lobend hervor, und in Kurts Innerem jubelte es auf.

Der Verlorene war gefunden; die Beschreibung der Person, der Zeitpunkt seiner Ankunft in Portugal traf so genau zu, daß es keinem Zweifel mehr unterliegen konnte, der Deutsche sei der unglückliche Johannes. Ja der von dem Portugiesen als etwas Besonderes erwähnte Umstand, daß stets ein düsterer Ernst auf den Zügen des nordischen Fremdlings lagere und Niemand ihn je habe lächeln sehen, erhob für Kurt die Sache zur völligen Gewißheit. Das war das Kainszeichen, das ihm auf Stirn und Herzen brannte, das ihn ruhelos in weite Ferne getrieben und ihn keinen Frieden finden ließ.

Kurts innere Bewegung spiegelte sich auf seinem Gesichte und sie entging auch dem Portugiesen nicht. „Ich sehe, meine Mittheilungen haben Euch lebhaft ergriffen," äußerte er, „darf ich fragen, ob Ihr mit jenem Deutschen näher bekannt seid?"

„Ich war es," erwiderte Kurt, der kaum seiner Erregung Herr zu werden vermochte. „Solltet Ihr ihn je wieder sehen, dann versprecht mir, ihm mitzutheilen, daß des Himmels Fügung Euch hier mit Kurt Bockelmann zusammengeführt, der einst sein bester Freund gewesen. Sagt ihm, alles sei ausgelöscht und begraben, was in der Vergangenheit liege und Niemand wisse darum. Schildert ihm meine Freude, daß ich endlich Nachricht von ihm erhalten habe und entbietet ihm meinen herzlichen Gruß. Ihr thut

damit ein gutes Werk, für welches er und ich Euch segnen werden.“

Gern gab der Portugiese das Versprechen, und von Kurts Seele wurde ein schwerer Druck genommen.

Seitdem war fast ein Vierteljahrhundert dahin geschwunden, aber Kurt hatte nie wieder etwas von Johannes erfahren. Hatte man ihm die Botschaft ausgerichtet und weilte er überhaupt noch unter den Lebenden? Er wußte es nicht, doch er hatte brüderlich und christlich gehandelt und darin fand er auch heute Beruhigung, wo der ganze Vorgang wieder lebendiger als sonst vor sein geistiges Auge getreten war.

Nach jener Begegnung in Brouage hatte ihm lange Jahre ununterbrochen das Glück gelächelt. Auf dem Meere erntete er großen Ruhm, in seiner Vaterstadt wurden ihm hohe Ehren zu Theil, mit Stolz durfte er auf Eler und den ihm kaum minder theuren Pflegesohn blicken, und die treue Mechtild erfüllte durch ihr liebendes Walten das trauliche Heim mit wohlthuendem Frieden. Dann aber war sie von ihm genommen, und als er einst von der Reise zurückkehrte, fand er das Haus einsam und öde. Das war ein schwerer Schlag gewesen und hatte ihn tief gebeugt. Es trieb ihn hinaus; in den Kämpfen mit den Feinden und den Elementen glaubte er Trost und Vergessen zu finden, doch die Kugel, die ihn traf, beraubte ihn dieser Hoffnung.

Sein starker Geist hatte auch das zu tragen und zu überwinden gewußt; allmälig war wieder Ruhe

über ihn gekommen, nur heute schienen die alten Wunden aufzureißen und er sah trübe in die Zukunft. Er dachte an Eler und Paul und machte sich Vorwürfe, daß er seine Zustimmung zum Verbleiben Klaus Hennings an Bord gegeben habe. Wenn dieser verzweifelte Mensch sich an den Söhnen rächte, trug er dann nicht selbst mit Schuld daran?

Der mißtönende Schrei einer Möwe schreckte ihn aus seinen düsteren Träumen; ein Blick auf die Sonnenuhr am Blockhause mahnte ihn an die verlorene Zeit, und er erhob sich, das Versäumte nachzuholen. Ein Signal der Pfeife sammelte die Knechte um ihn und er beorderte sein Boot, um nach Danzig hinaufzufahren. Er hatte Pawest zu melden, daß die Flotte glücklich in See gekommen war, und über die Vorfälle der Nacht Bericht zu erstatten.

Sechstes Kapitel.

In wenigen Minuten war das Boot zur Stelle, die Segel wurden gesetzt, und der frische Ostwind trieb es mit so schneller Fahrt, daß es noch vor Mittagszeit an der Brücke des Langgasser Thores anlegte. In der Stadt kam Kurt jedoch nur langsam vorwärts; das Gerücht von den Ereignissen war bereits nach Danzig gedrungen und die geschwätzige Fama hatte sie in das Ungeheuerliche vergrößert. Eler und

Paul sollten ermordet, der „Mariendrache" gesunken sein und sämmtliche Ruters raubend und plündernd auf die Stadt ziehen. Wo sich Kurt sehen ließ, wurde er mit Fragen bestürmt und konnte kaum die umdrängende Menge davon überzeugen, daß nichts von dem Erzählten wahr sei. Erst nach vieler Mühe gelang es ihm, sich frei zu machen und das Haus des Rathsherrn Pawest in der Langgasse zu erreichen.

Kaum hatte er den Messingklopfer gegen die künstlich mit Eisen beschlagene Thür fallen lassen, als auch diese sich schon öffnete und Frau Pawest ihm gegenüberstand. Sie hatte den Mündemeister durch das Fenster erkannt und da die erschreckenden Nachrichten auch schon ihr kund geworden waren, wollte sie keinen Augenblick versäumen, das Nähere zu erfahren.

„Die heilige Jungfrau segne Euern Eingang, Kurt Bockelmann!" rief sie angsterfüllt dem Kommenden entgegen, „sprecht, ist das Furchtbare wahr, was man sich erzählt?"

„Beruhigt Euch, Frau Pawest," erwiderte der Mündemeister, „es ist nichts Schlimmes vorgefallen. Ich bin gekommen, um dem Rathsherrn zu melden, daß die gesammte Flotte heute morgen mit gutem Winde in See gegangen ist. Daraus könnt Ihr entnehmen, daß man Euch Falsches zugetragen, doch habt die Güte und lasset Euren Eheherrn wissen, daß ich hier bin."

„Er ist aufs Rathhaus gegangen und noch nicht

zurück. Tretet inzwischen ein und erzählt uns, was an den Gerüchten ist, die uns zum Tode erschreckt haben. Meine arme Tochter ist kaum eines Wortes mächtig. Infolge des gestrigen Tages hat das Kind keinen Schlaf in der Nacht finden können, und nun kam heute morgen noch die Unglücksbotschaft, daß Euer Sohn . . ."

„Sie senden Beide Euch und Elisabeth freundlichen Gruß," unterbrach Kurt die Hausfrau, indem er mit ihr das Empfangzimmer im Erdgeschosse betrat, „und so wird es wohl nicht so ungünstig mit ihnen bestellt sein, wie Ihr denkt."

Im Zimmer fand er Elisabeth, deren bleiches Aussehen und verweinte Augen ihm bestätigten, was die Mutter über sie gesagt. „Grüß Gott, Jungfrau," wandte er sich freundlich an sie, „Ihr habt keinen Grund, Euch zu ängstigen. Wie ich schon Eurer Mutter sagte, ist fast alles eitel Geschwätz, was man Euch hinterbracht."

„Und so ist es nicht wahr, Herr Kurt," rief Elisabeth mit strahlendem Auge und in freudiger Bewegung des Mündemeisters Hände ergreifend, „daß Paul — ich meine, daß Eure Söhne," unterbrach sie sich plötzlich stockend und von tiefer Röthe übergossen, „durch Mörder gefallen sind."

„Kein Wort davon," erwiderte lächelnd der Angeredete dem jungen Mädchen, in deren Gedanken zu lesen ihm nach den gestrigen Beobachtungen nicht

schwer wurde. „Eler ist vollständig wohl auf und Pauls Wunde wird in wenigen Tagen geheilt sein.“

„Also ist er doch verwundet!“ riefen beide Frauen erschreckt und wie aus einem Munde.

„Das ist er,“ sagte Kurt, „aber Ihr könnt Euch wohl denken, daß ich ihn nicht würde haben fortgehen lassen, wenn es irgend etwas zu bedeuten hätte, obwohl er nur durch ein Wunder vor Schlimmerem bewahrt ist.“

Er begann dann den mit stets wachsender Spannung folgenden Zuhörerinnen den Verlauf der Dinge an Bord des „Mariendrache“ zu erzählen, war aber noch nicht zu Ende, als der Klopfer an der Thür die Rückkehr des Rathsherrn meldete und dieser unmittelbar danach das Zimmer betrat.

Der Mündemeister begrüßte Pawest in gewohnter freundlicher Art. was jedoch von letzterem nur förmlich erwidert wurde. Offenbar fühlte er sich nicht angenehm dadurch berührt, Bockelmann bei seinen Damen allein zu finden. Seit den Ereignissen tagszuvor war sein ganzes Streben darauf gerichtet, in Zukunft jede Brücke zwischen Elisabeth und Paul Beneke abzubrechen, mit größter Sorgfalt eine fernere Annäherung zu verhindern und statt dessen sah er schon so bald seine Pläne durchkreuzt und, wenn auch nur indirekt, neue Beziehungen zwischen ihnen angeknüpft.

Dem feinen Gefühl der Frau Pawest entging die Verstimmung ihres Gatten nicht, wenngleich sie deren Ursache nicht ahnte, da der Rathsherr bei der

zärtlichen Mutter kaum auf unbedingte Zustimmung zu seinen Ideen rechnen mochte und ihr deshalb nichts von dem anvertraut hatte, was seine Gedanken mit Bezug auf die beiden jungen Leute beschäftigte. Sie glaubte vielmehr, daß dienstliche Angelegenheiten unerfreulicher Art ihn beeinflußt hätten, und erhob sich, um die beiden Männer allein zu lassen und sich mit Elisabeth in die Kemenate zu begeben.

„Die Herren haben gewiß wichtige Sachen zu besprechen, bei denen unsere Gegenwart überflüssig ist," äußerte sie, „und deshalb sage ich Euch vorläufig Lebewohl, Kurt Bockelmann, hoffe aber Euch vor Rückkehr nach Weichselmünde noch eine kurze Zeit zu sehen. Ihr müßt es schon der Neugier von Frauen verzeihen, wenn wir auch den Rest über Paul Benekes neue heldenmüthige That aus Eurem Munde vernehmen möchten. Sie kann unseren warmen Antheil an den Geschicken des jungen Mannes, dem wir selbst so viel Dank schulden, nur noch erhöhen. Also auf baldiges Wiedersehen, Kurt."

Sie reichte dem Mündemeister die Hand, nickte ihrem Manne freundlich zu und zog sich mit Elisabeth zurück.

Die Stimmung des Rathsherrn wurde durch die letzten Worte seiner Frau keineswegs gehoben und trotz aller Mühe gelang es ihm nicht, seinen Unmuth ganz zu beherrschen. Mit ernster Amtsmiene hörte er schweigend den Bericht Bockelmanns an, und nur bei Erwähnung des Bildes und seiner Inschrift,

welche Kurt mit Pauls vornehmer Abkunft in Verbindung brachte, verrieth sein unwillkürliches Mienenspiel das lebhafte Interesse, welches er am letzteren Umstande zu nehmen schien. Doch es war nur vorübergehend, und bald zeigten seine Züge wieder den vorherigen kalten Ausdruck. Sein berechnender Verstand sah in den Buchstaben nicht die Bedeutung, welche Kurt ihnen beilegte, und keinerlei Beweismittel für eine vornehme oder auch nur legitime Geburt Pauls. Dieser blieb für ihn nach wie vor der namenlose Findling, der unbedingt von seinem Hause fern gehalten werden mußte.

„Habt Ihr meiner Frau schon das Nähere über das Bild mitgetheilt?“ fragte er, als der Mündemeister geredet hatte.

„Nein,“ erwiderte dieser, „ich hatte gerade begonnen, davon zu sprechen, als Euer Eintreten mich unterbrach, und der Wunsch Eurer Hausfrau bezog sich auf weitere Auskunft darüber.“

„Nun, dann werdet Ihr es mit mir gewiß für richtiger halten,“ sagte Pawest, die Worte stark betonend, „wenn sie es nicht erfährt. Dergleichen Muthmaßungen geben nur Anlaß zu unnützen Redereien, die ich in meinem Hause vermieden sehen möchte.“

Kurt verstand die Hindeutung, die in verletzender Weise ihm gewissermaßen die Thüre wies. Sein heißes Blut wallte auf und er war im Begriff, beleidigend zu erwidern, bezwang sich jedoch noch rechtzeitig, und äußerte nur: „Es thut mir leid, Herr

Pawest, daß ich überhaupt zu Euch gesprochen habe und da wahrscheinlich Eure Zeit pressirt, will ich nicht länger aufhalten. Habt Ihr sonst noch Befehle für mich?“

„Ich will nur noch bemerken,“ antwortete der Rathsherr, „daß es mir scheint, als ob die ganze unglückliche Sache mit den Ruters hätte vermieden werden können, wenn Euer Sohn für ein verhältnißmäßig geringfügiges Vergehen des Klaus Henning nicht eine so harte Strafe verhängt und dadurch den Mann unnöthig gereizt hätte.“

Eine Zeitlang stand der Mündemeister starr und glaubte nicht recht verstanden zu haben. Dann aber brach sein ganzer Zorn hervor.

„Was sagt Ihr?“ rief er mit vor Heftigkeit zitternder Stimme, „Eler soll Schuld sein, weil er milde genug einen Meuterer in den Block legen ließ und nicht von seinem guten Rechte Gebrauch machte, ihn zu kielholen? Und der andere Ruter, der seinen Posten verließ, um Henning loszuschließen und dadurch die Sache überhaupt möglich zu machen, war er etwa auch durch zu harte Behandlung gereizt? Ihr seid gewiß ein kluger Mann, Herr Pawest, und der Rath hat weise gethan, gerade Euch für unsere Schifffahrt als Deputirter zu wählen, aber wie man Mannszucht und Ordnung auf den Schiffen hält, davon — verzeiht mir, wenn ich Euch die Wahrheit sage, versteht Ihr nichts. Wenn Ihr glaubt, mit Euren Grundsätzen von übelangebrachter Milde eine

solche Bande wie die Ruters zu regieren, so seid Ihr im Irrthum; bei ihnen ist die größte Strenge nöthig, sonst wachsen sie uns über den Kopf. Ich habe über vierzig Jahre lang für die Stadt zur See gestritten, ihr Ruhm ist durch mich nicht geschmälert, und ich glaube in solchen Sachen deshalb ein besseres Urtheil zu haben, als Ihr, die Ihr sie bis jetzt nur von draußen kennt, wenn Ihr auch mein Vorgesetzter seid. Ihr habt mir selbst gesagt, daß wieder ein Krieg mit Dänemark droht; die Englischen warten nur auf eine gute Gelegenheit, um über die Osterlinge herzufallen — nun ich prophezeie Euch, Berndt Pawest, wenn Ihr die Ruters auf solche Weise in Schutz nehmt wie bisher und damit den Kapitänen der Fredekoggen und Auslieger die Hände bindet, dann werdet Ihr unsere Seemacht untergraben und Danzigs Stern wird erbleichen. Zugleich mögt Ihr aber dem Rath sagen, daß er an meiner Statt einen anderen Mündemeister ernenne, ich will nicht länger in seinen Diensten sein, und damit Gott befohlen!"

Ohne weiteren Gruß wandte sich Kurt erzürnt ab und verließ das Haus mit dem festen Vorsatze, es nie wieder zu betreten. —

Der Rathsherr schritt eine Zeitlang unmuthig im Zimmer auf und ab. Er war mit sich unzufrieden und bedauerte, daß er sich mit dem unbedachten Vorwurf gegen Eler dessen Vater gegenüber eine Blöße gegeben, die diesem Gelegenheit bot, ihm eine harte Lektion zu ertheilen. Anderseits hatte zwar Kurts

Prophezeiung wenig Eindruck auf ihn gemacht und seine vorgefaßte Meinung wegen der Ruters nicht erschüttern können, aber trotzdem hielt er es für richtig, mit der von ihm beabsichtigten Beschränkung in der Strafgewalt der Kriegsschiffskapitäne nur langsam vorzugehen. Daß der Mündemeister ihm so kurz den Stuhl vor die Thüre gesetzt und seinen Abschied gefordert hatte, war ihm indessen sehr unangenehm. Jener stand bei Bürgermeister und Rath sowie bei der ganzen Bevölkerung in so hoher Achtung und Ehren, daß sein plötzlicher Abgang zu großes Aufsehen gemacht und Erörterungen über die Veranlassung hervorgerufen haben würde, welche Pawest nicht zum Nutzen gereichen konnten. Er beschloß deshalb, den Alten dadurch zu besänftigen, daß er im Rathe nicht nur für Pauls kühne Rettung des „Mariendrache“ eine Belohnung auswirkte, sondern daß auch Eler und der Mündemeister eine Belobung erhielten, jener für den tadellosen Zustand, in welchem der Schifffahrtsdeputirte bei seiner gestrigen Inspektion die Fredekoggen gefunden, dieser für die musterhafte Verwaltung seines Amtes.

Im Uebrigen hatte die so unerquickliche Unterhaltung doch den Hauptzweck, den er dabei im Auge gehabt, gefördert. Kurt war fortgegangen, ohne die Frauen noch einmal zu sprechen, so auffallend und unerklärlich diesen auch sein Ausbleiben erschien, und der Rathsherr durfte voraussetzen, daß verletzter Stolz auch später ihn fern halten werde. Damit war vor=

läufig zwischen Paul und Elisabeth die weitere Annäherung beseitigt, und daß ersterer nicht sobald wieder nach Danzig zurückkehren werde, dafür glaubte Pawest kraft seines Amtes ohne Auffälligkeit sorgen zu können.

Siebentes Kapitel.

Die Flotte segelte inzwischen bei dem schönen Wetter und günstigen Winde westwärts. Für die Fredekoggen war es keine leichte Aufgabe, eine solche Masse Schiffe in Ordnung und auf den ihnen angewiesenen Plätzen in der Linie zu halten, da ihre Eigenschaften verschieden waren und bald hier ein Segel fortgenommen oder dort gesetzt werden mußte, um eine gleichmäßige Schnelligkeit zu erzielen. Am Tage ging es noch eher, aber nachts herrschte gewöhnlich Wirrwarr und am andern Morgen mußte eine Zahl der Fahrzeuge aus allen Himmelsgegenden aufgelesen werden, wohin sie sich trotz der drei Laternen, welche die Fredekoggen in den Toppen führten, verloren hatten. Die Reise ging deshalb ziemlich langsam von statten; erst am dritten Tage sichtete man Bornholm und gelangte am vierten vor den Eingang des Sundes. Hier wurde der Wind aber so schwach, daß man die Gegenströmung nicht mehr todt segeln konnte und Eler für die Flotte das Signal zum Ankern machte.

Pauls Wunde war inzwischen so weit geheilt, daß er seinen Dienst wieder übernehmen konnte, und Eler beschloß bei der Gelegenheit des Stillliegens die von ihm Klaus Henning zugedachte Strafe in Gegenwart der ganzen Flotte zu vollziehen und dadurch den unbotmäßigen Ruters ein abschreckendes Beispiel zu geben.

Die zu jenen Zeiten bestehenden Strafen auf Schiffen waren nach unseren heutigen Begriffen sehr hart und grausam. Es existirte kein eigentliches Strafgesetzbuch, sondern die Ausübung der Strafgewalt, welche in den Händen der Kapitäne lag, basirte auf altem Herkommen, das von Richard Löwenherz stammte. An Bord der Schiffe, auf denen dieser seine Mannen nach dem heiligen Lande führte, lief er öfter Gefahr, durch die mangelnde Zucht der Mannschaften Flotte und Heer zu verlieren. Er gewann die Ueberzeugung, daß der Kapitän eines Schiffes mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgestattet sein müsse, um dasselbe im Kampfe mit den Elementen und menschlichen Feinden sicher führen zu können, und setzte deshalb namentlich auf Vergehen gegen die Disziplin sehr schwere Strafen, von denen einige sich bis in die neueste Zeit erhalten haben.

Gebrauchte z. B. Jemand im Streite ein Messer, so wurde mit diesem seine Hand an den Mast genagelt und er mußte so lange in dieser Lage verharren, bis er das Messer selbst mit dem Griffe durch die Hand zog; kam jedoch ein Mord vor, so warf man

den mit der Leiche zusammengebundenen Thäter über Bord, zwei Bestimmungen, die selbst noch der große Kurfürst bei Errichtung der brandenburgischen Marine in die von ihm entworfenen Kriegsartikel aufnahm.

Verbrechen, wie das von Klaus Henning begangene, konnten mit dem Tode geahndet werden, jedoch nahm Eler davon Abstand, in diesem Falle Gebrauch von seiner Befugniß zu machen. Glücklicherweise war der tückische Anschlag des Ruters vereitelt; des Kapitäns Charakter neigte überhaupt mehr zur Milde, als zur Härte, und da der Hauptanstifter bereits mit dem Tode gebüßt, beschloß Eler in Uebereinstimmung mit Paul, Klaus Henning nur kielholen zu lassen. Unter diese Strafe konnte er bei der Schwere des Verbrechens nicht hinabgehen; sie war immer noch schrecklich genug, aber sie gab dem Verurtheilten wenigstens die Chance, am Leben zu bleiben, namentlich wenn sie, wie Eler beabsichtigte, nur einmal vollzogen wurde. Es war ihm mehr um eine moralische Wirkung auf die übrigen Ruters zu thun, als um besonders grausam zu strafen.

Als die Flotte geankert hatte, entfaltete sich eine rothe Flagge am Großtop des „Mariendrache“; sie kündigte, daß ein hochnothpeinliches Gericht abgehalten werden sollte. Die Nachricht von den nächtlichen Vorgängen in Weichselmünde war inzwischen längst auf den Schiffen verbreitet und die Stimmung der Matrosen gegen die Ruters eine sehr erregte. Die Verwundung Pauls, dessen frühere Beliebtheit bei den

Seeleuten durch seine kühne Fahrt zur Liburne und deren Rettung nur noch um so mehr gewachsen war, hatte einen wahren Sturm der Entrüstung hervorgerufen, und nur das energischste Einschreiten Elers verhindert, daß es nicht zum offenen Kampfe zwischen Matrosen und Ruters gekommen war. Erst als Paul am Morgen wieder seinen Dienst angetreten und sich auf dem Hinterkastell nicht nur den eigenen Leuten, sondern auch der Flotte gezeigt hatte, legte sich die Aufregung, und man begrüßte sein Erscheinen überall mit frohen Zurufen.

Die rothe Flagge wurde mit allgemeiner Befriedigung wahrgenommen, die Mannschaften verlangten eine strenge Sühne der ruchlosen That und wußten jetzt, daß dieselbe erfolgen werde.

Der Profoß und seine Gehilfen brachten Klaus Henning auf das Deck. Den Zuspruch des Benediktinermönchs, den Eler ihm gesandt, um mit ihm zu beten, hatte er höhnend zurückgewiesen. Auch jetzt stand er mit hoch erhobenem Haupte und musterte mit frechen Blicken die Vorbereitungen zu seiner Bestrafung, die keinerlei Eindruck auf ihn zu machen schienen. Seine Kameraden, die Ruters, waren an Steuerbordseite des Schiffes vorn im Halbkreise aufgestellt, aber Hennings herausforderndes Benehmen verfehlte seine gehoffte Wirkung auf sie; sie hielten die Köpfe gesenkt. Es war ihnen in den letzten Tagen klar geworden, daß Eler sich nichts bieten ließ und daß die gesammten Seeleute unbedingt zu ihrem Vorgesetzten

standen. Das hatte sie eingeschüchtert und sie wagten keinerlei Demonstration.

Jetzt enterten einige Matrosen in die Takelage. An beiden Seiten der Großraa, der untersten am Großmast, aber immer noch fünfzig Fuß über dem Wasserspiegel hängenden Segelstange, wurden Rollen angebracht und Taue darüber geleitet, deren beide Enden man an Deck zurückführte. Das eine Ende des Backbordtaues nahm man alsdann quer unter dem Schiffe durch und holte es an Steuerbord herein. Die Gehilfen des Profoß hatten einen von schwerem Tauwerk geflochtenen Gürtel herbeigebracht, an dem sich ein eiserner Ring befand, sowie Schuhe mit dicken Bleisohlen, an welchen ebenfalls Ringe befestigt waren.

Nach diesen Vorbereitungen ertönte das Kommando „Ruhe". Todtenstille lagerte über der Besatznng und alles lauschte auf die Verlesung des Urtheils. Es lautete: „daß Klaus Henning, der Zeit Ruter auf der freien Hansestadt Danzig Fredekogge „Mariendrache" wegen Anbohren des Schiffes und mörderischen Anfalles auf seinen Vorgesetzten, den Steuermann Paul Beneke, zweimal den Tod verdient habe, daß aber durch Kapitän Eler Bockelmann und die übrigen Beisassen des Standgerichtes aus besonderer Barmherzigkeit und Gnade die Strafe in zweimaliges Kielholen umgewandelt sei."

Auf ein Zeichen Elers trat darauf der Mönch noch einmal zu dem Verurtheilten. „Klaus Henning," sprach er zu ihm, „Du bist ein verfehmter Mann.

In wenigen Minuten vielleicht wirst Du vor Gottes Richterstuhle stehen, willst Du nicht vorher noch Frieden schließen mit ihm und Deinem Gewissen? Bekenne laut, daß Du Deine schändliche That bereust, gelobe Urfehde, und es ist nicht unmöglich, daß auch Deine Richter noch mehr Gnade üben und Deine Strafe mildern."

Doch der Ruter schwieg hartnäckig. Verbissene Wuth sprach aus seinen Zügen und ein Blick drohender Rache streifte Eler und Paul. Die Mannschaft war empört und ein unwilliges Murren gab dem Verbrecher ihre Gesinnungen kund.

„Profoß, thut Eure Pflicht!" befahl Eler.

Der Betreffende ergriff mit seinen Knechten den Gefangenen, entledigte ihn der Handschellen, entblößte seinen Oberkörper von allen Kleidern, schnallte ihm den Tauwerksgürtel um und legte ihm die Schuhe mit den Bleisohlen an. Das Steuerbordtau wurde in dem Ringe des Gürtels, das unter dem Kiel durchgezogene backbordsche in dem der Schuhe befestigt. Damit war alles zum Beginn des schrecklichen Dramas bereit.

„Heiß an Steuerbord!" ertönte das Kommando, und ein schriller Pfiff des Bootsmannes begleitete dasselbe.

Die an dem Tau postirten Matrosen liefen damit längs Deck und der Delinquent flog blitzschnell nach oben unter die Raa, bis der Ring des Gürtels dumpf gegen die Rolle stieß. Ein unwillkürlicher Schreckens-

schrei entrang sich der Brust des verstockten Sünders; sein Trotz schien gebrochen, als er dort oben in der Luft schwebte und die dunkle Tiefe unter sich sah, aber Niemand fühlte Mitleid mit ihm. Eine Minute lang ließ man ihn hängen und Todesqualen erdulden. Dann erfolgte das Kommando „fallen!" Die Matrosen ließen plötzlich das Tau los, der Körper des Ruters kam von oben gesaust und stürzte in die Tiefe; die Bleisohlen hinderten sein Wiederauftauchen.

„Hol ein an Backbord," rief der Kapitän. Die Matrosen an jener Seite marschirten mit dem Tau in langsamem Schritt und der Delinquent wurde quer unter dem Schiffe durchgezogen, bis er, mit den Füßen nach oben, wieder an der Oberfläche erschien. Das am Gürtel befestigte Tau hatte man allmälig nachgelassen, dadurch war der Körper unmittelbar am Boden des Schiffes entlang geschleift. Die traurige Prozedur hatte etwa die Zeit einer Minute in Anspruch genommen. Als man den Ruter wieder nach innenbords geholt und ihn auf das Deck niedergelegt hatte, gewährte er einen furchtbaren Anblick. Sein nackter Oberkörper war überall geschunden und von Wunden zerrissen, als ob er Spießruthen gelaufen wäre. Und das hatte er auch durchgemacht, nur noch schrecklicher, als in der Gasse. Die scharfen Schalen der den Schiffsboden bedeckenden Muscheln hatten mitleidslos und hundertfach die Haut zerschnitten. In früheren Zeiten kannte man noch nicht den Kupfer=

beschlag der Schiffe, der jetzt den Anwuchs der Schalthiere verhindert.

Der Mönch trat zu ihm, um ihn zu untersuchen. Schwere Verletzungen hatte er nicht erlitten, Dank Elers humaner Anordnung, ihn mit den Füßen zuerst kielholen zu lassen. Mit dem Kopfe voran, wie es gewöhnlich stattfand, konnte letzterer leicht an dem vorstehenden Kiel zerschmettern. Henning gab geschlucktes Wasser von sich, sonst war er gesund geblieben, doch schien er weder des Kapitäns Nachsicht anzuerkennen, noch Reue zu empfinden.

Als der Pater ihn aufforderte, um Gnade zu bitten, biß er nur trotzig die Zähne aneinander. Alle waren empört über diese Verstocktheit und auch Elers Langmuth erschöpft.

„Heiß!“ erscholl sein Kommando.

Wiederum liefen die Matrosen mit dem Tau längs Deck und wiederum flog der Delinquent in die Höhe, bis man jenen dumpfen Ton des Stoßes gegen die Rolle vernahm, doch diesmal war er an den Füßen hochgezogen und hing mit dem Kopfe nach unten; der Verbrecher verdiente keine weitere Schonung.

Das hatte er jedoch wohl nicht erwartet, jetzt sah er sich höchst wahrscheinlich verloren und sein Muth brach zusammen.

„Gnade, Gnade, um Gottes und aller Heiligeu willen!“ schrie er in verzweifelnder Todesangst. „Ich habe schwer gesündigt und bereue es tief. Gnade und Barmherzigkeit!“

Eler zögerte mit dem Kommando „Fallen!“ Die Mannschaften schauten erwartungsvoll zu ihrem Führer auf, aber in ihren Zügen las er keine Bitte um Erbarmen; sie hatten kein Mitleid mit dem Schurken und selbst die Ruters schreckten vor solchem Menschen zurück.

Ein fragender Blick Elers traf Paul. „Denk an des Vaters Worte,“ warnte dieser leise, „es ist eine giftige Natter, die Dich in die Ferse stechen wird.“

Im ersten Moment schien Eler dem Rathe folgen zu wollen, schon bewegten sich die Lippen zu dem verhängnißvollen Worte, da schlug wieder das markerschütternde „Gnade, Gnade!“ des Elenden an sein Ohr, und sein weiches Herz vermochte nicht zu widerstehen. Er übte Gnade, und Klaus wurde langsam auf das Verdeck niedergelassen.

Als man ihn entfesselt hatte, fiel er vor dem Kapitän nieder, umfaßte dessen Knie, beugte sein Haupt wie ein zerknirschter Sünder nnd rief: „Ewig will ich es Euch gedenken, was Ihr heute an mir gethan, ich schwöre es bei Gott und dem heiligen Jakob!“ „Seid fortan ein guter Soldat,“ sprach Eler mild, „gehorcht Euren Oberen und gebt Euren Kameraden ein gutes Beispiel, dann werde ich vergessen, und nicht wieder gezwungen sein, solche Strafen zu verhängen, die mir selbst ein Greuel sind. Pfeif ab, Bootsmann,“ wandte er sich an diesen, „alle Mann an die Arbeit.“

Die Leute traten ab, die rothe Flagge ging nieder,

die Zuschauer auf den übrigen Schiffen zerstreuten sich auf den Verdecken, und das Trauerspiel war beendet.

Eler und Paul verließen ebenfalls das Deck und begaben sich in die Kajüte. „Du bist nicht mit mir zufrieden, Paul,“ wandte sich ersterer an den Freund, „ich lese es in Deinen Mienen.“

„Du hast recht,“ erwiderte Paul ernst. „Dein gutes Herz hat Dich betrogen; Du hättest der Schlange am Kiel den Kopf zerschmettern lassen sollen.“

„Du bist zu hart und mißtrauisch, Paul. Hat er nicht geschworen, dankbar zu sein für die ihm erwiesene Gnade?“

„Er hat geschworen, Dir ewig zu gedenken, was Du heute an ihm gethan, aber nicht Deine Gnade — so verstehe ich es, und Deinetwegen habe ich Besorgniß.“

„Paul, Du siehst zu schwarz.“

„Gott gebe es,“ erwiderte dieser seufzend, „aber es soll mich nicht abhalten, desto schärfer Obacht zu haben und dem Schurken die Ausführung seiner finsteren Pläne schwer zu machen. Der Profoß ist ein mir durchaus ergebener, zuverlässiger Mann, ich werde ihn beauftragen, Klaus genau zu überwachen und mir von dem geringsten Verdächtigen, das er bemerkt, sogleich Meldung zu machen.“

„Du bist ein guter treuer Freund, Paul, habe Dank für Deine Liebe,“ sagte Eler gerührt, ihm die Hand drückend.

Achtes Kapitel.

Das Gespräch wurde durch den Eintritt des Bootsmannes unterbrochen. „Im Süden steigt eine Bank auf,“ meldete er, „und es laufen schon Katzenpfoten über das Wasser. Auch kentert der Strom und ist jetzt mit. Es ist deshalb wohl bald auf steife Südbrise von Bestand zu rechnen, da der Wind rechts herumgegangen ist.“ „Das ist ja recht erfreulich für uns, entgegnete Eler, „und bringt uns schnell durch den Sund. Komm Paul, wir wollen uns die Luft ansehen und das Signal ‚Klar zum Ankerlichten‘ machen lassen. Laßt die Raaen ins Kreuz brassen, Bootsmann, damit wir fertig sind, den kommenden Wind zu empfangen“

Als er mit Paul das Deck betrat, fand er die Meldung bestätigt und das Wetter verändert. Von der über dem südlichen Himmel aufsteigenden Wolkenbank lösten sich schon einzelne Theile und zogen mit ziemlicher Fahrt herauf. Ein leiser Hauch rippelte hier und dort die Spiegelfläche des Meeres, was die Seeleute mit „Katzenpfoten“ bezeichnen, und die Wimpel in den Toppen, die bis dahin todt auf und nieder hingen, begannen sich zu bewegen. Hinten am Horizont zeigte sich ein ununterbrochener dunkler Streifen, das Zeichen der ankommenden Brise und eine Herde Tümmler zog ihr entgegen. Sie umspielten die Schiffe, jagten einander und schnellten in kühnen Bogen ihre

Körper aus dem Wasser. Wo sie hinziehen, dort kommt der Wind her, sagen die Seeleute, und alle Anzeichen bewährten sich.

Sehr bald konnte dem vorbereitenden auch das Ausführungssignal folgen, und das lustige Klippklapp der Ankerwinden schallte über das Wasser, begleitet von dem taktmäßigen Hoi ho! der Matrosen. Nach einander hoben sich die Anker aus dem Grunde, bei den am weitesten nordwärts liegenden Schiffen zuerst, und dann in der Reihenfolge, um Verwirrung zu vermeiden. Der auffrischende Wind drückte auf die gegen ihn gestellten Vorsegel und drehte den Kopf der Fahrzeuge, bis die in entgegengesetzter Richtung gebraßten hinteren Segel sich füllten. Dann wurden auch die vorderen Raaen umgestellt und fort ging es mit der helfenden Strömung und schneller Fahrt in die Meerenge hinein, die so oft der Schauplatz blutigen Ringens zwischen den Hansen und den Uferstaaten Dänemark und Schweden gewesen war und wo erstere in siegreichen Kämpfen Ruhm, Macht und Ehre geerntet hatten.

An der Südspitze Seelands schaute der Gänsethurm mit seinen gewaltigen Festungswerken aus der Ferne über die See. Ihn hatte Waldemar bauen lassen, der Dänenkönig und grimme Feind der Hansen, der ihre Macht brechen wollte. Als er ihnen den Handschuh hinwarf und siebenundsiebzig Hansestädte ihm Fehde ansagten, da zog er sich in jene Feste zurück und sandte ihnen eine höhnende und beleidigende

Antwort in einem schnöden Verse, indem er die siebenundsiebzig Hansen mit ebensoviel schnatternden Gänsen verglich. Aber als die Gänse dann angeflogen kamen, da sah er bald, daß sie nicht nur schnattern, sondern auch arg beißen konnten. Sie brachen den Thurm und Waldemars Stolz, verbrannten Kopenhagen und überflutheten die Insel. Der König mußte fliehen und die Sieger schlossen nur unter der Bedingung Frieden, daß fortan der dänische Thron nicht ohne ihre Einwilligung besetzt, daß alle ihre alten Handelsprivilegien bestätigt und neue bewilligt wurden.

Das waren ruhmvolle Erinnerungen und der Anblick der Kiögebucht, Kopenhagens, der festen Schlösser von Helsingör und Helsingborg, welche die Flotte nach einander passirte, schwächte sie nicht ab. Die hansischen Flaggen hatten mehr als einmal vor und auf ihnen siegreich geweht und der „Mariendrache" dabei eine hervorragende Rolle gespielt.

Eler ließ ganz nahe an der Küste entlang steuern. Die Dänen knirschten mit den Zähnen, als sie die stolzen Osterlinge mit dem Besen im Vortop vorbeifahren sahen und König Christian gelobte sich aufs neue, ihren Hochmut bald zu dämpfen. Er rüstete, um den Hansen einen schweren Schlag zu versetzen, wenn sie sich dessen am wenigsten versahen, und bei passender Gelegenheit über ihre Handelsflotten herzufallen, wenn diese reich beladen aus dem Westen heimkehrten. Bei Helsingör lagen schon zwei große Barsen fertig und ihre Kartaunen schauten drohend aus den

Stückpforten; doch wie nahe auch die Flotte an ihnen vorbeisegelte, sie wagten nicht hervorzubrechen, als sie den „Mariendrache“ sahen. Sie hatten ihn früher zu gut kennen gelernt, um ihn nicht zu fürchten.

Mit anbrechender Nacht war die Enge passirt und die Flotte steuerte in freieres Wasser. Der Wind blieb frisch und günstig und die Weiterreise verlief ohne Unfälle. Dann und wann tauchte in der Nordsee ein verdächtiges Fahrzeug auf, denn trotz aller Energie der Hansen trieben dort immer noch genug Freibeuter ihr Wesen; sobald aber eine der Koggen darauf zusegelte, verschwand es bald unter vollen Segeln fliehend am Horizont.

Nach acht Tagen hatte das Convoi seinen Bestimmungsort erreicht und traf in dem Hafen von Zween an der niederländischen Küste ein. Von hier aus vertheilten sich die Kauffahrer, um nach englischen, flandrischen und bretonischen Häfen in kleineren Geschwadern weiter zu gehen, während die Koggen Kreuztouren machten oder auch still lagen. Es gab nichts für sie zu thun; seit Eduards IV. Thronbesteigung herrschte Friede in jenen Gewässern; Karl der Kühne von Burgund hielt strenge Seepolizei und war außerdem den Hansen, die in seiner Stadt Brügge ein großes Handelskontor besaßen, sehr gewogen.

Inzwischen war der August herangekommen. Das Convoi hatte sich allmälig in Zween wieder zusammengefunden, und es standen nur noch wenige Schiffe aus. Gegen Mitte des Monats hoffte Eler mit der ganzen

Flotte wieder heimwärts steuern zu können, als seine Dispositionen, wenigstens was den „Mariendrache“ betraf, durch die Ankunft eines zweiten Convois von etwa hundert Schiffen geändert wurden. Die eine Geleitskogge brachte einen Brief von Bürgermeister und Rath Danzigs, dessen Inhalt von den beiden Brüdern mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen wurde. Eler erhielt dabei in schmeichelhaften Ausdrücken eine belobende Anerkennung, sowohl für den vorzüglichen Zustand, in dem Rathsherr Pawest die Fredekoggen vor ihrer Abreise gefunden, als auch für die „weise und fürsichtige“ Art, mit der er das ihm anvertraute Convoi an seinen Bestimmungsort geleitet, ohne eines der Schiffe „durch der bösen Feinde, Räuber oder des Meeres Macht“ einzubüßen, was Bürgermeister und Rath ihm „allerwegen mit besonderem günstigen und gnädigen Willen gern erkennen würden.“

Mit eben so großer Gunst und Genügen hätte die städtische Obrigkeit aber auch von der männlichen That des Steuermannes Paul Beneke durch ihren Schiffsdeputirten Umgang genommen. Um sie angemessen zu belohnen, sende sie jenem nicht nur „treuen Dank,“ sondern habe den Aeltermann des gemeinen deutschen Kaufmannes in Brügge angewiesen, dem Paul Beneke „Ein Hundert Pfund Groß als ein günstig Geschenk der freien und Hansestadt Danzig auszuzahlen.“

Im Uebrigen sei es aber für gut befunden, den

„Mariendrache" nicht mit dem Convoi zurückkommen zu lassen, vielmehr solle das Schiff in den flandrischen und englischen Gewässern bis auf weiteres verbleiben, um die See in Acht zu haben, da die Englischen nichts Gutes gegen den deutschen Kaufmann zu planen schienen.

Eler war hocherfreut durch das Schreiben, nicht sowohl wegen des ihm ertheilten ehrenden Lobes, als auch durch die Aussicht auf bevorstehende Kämpfe, in denen Ruhm zu gewinnen in Aussicht stand; Paul dagegen fühlte sich nichts weniger als angenehm durch die Nachrichten berührt. Ja sie erbitterten ihn geradezu, weil er sofort durchschaute, wessen Hand dabei im Spiele war, die nur seinetwegen das Ganze geplant hatte. Die kriegerischen Verhältnisse mit England waren ein Scheingrund; gerade seit kurzem herrschte tiefster Friede. Nur der „Mariendrache" sollte fern von der Heimat, er selbst damit fern von Elisabeth gehalten werden, das war die wirkliche Absicht. Wieder kamen ihm die Worte des Mündemeisters in den Sinn: „Er ist aus altem Geschlechte und Du bist nur ein Findling!" und rührten sein Blut auf. Durch den Bürgermeister Niederhoff war ihm damals die Aussicht eröffnet, das Kommando der neuen für ihn gebauten Barse zu erhalten, wenn er im September zurückkäme. Seitdem hatte er sich durch die Rettung des „Mariendrache" noch mehr um die Stadt verdient gemacht und durfte um so eher die Erfüllung jener Zusage erwarten — statt dessen wurde seine Beförderung auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben und man

wollte ihn mit Geld abfinden. Nun wurde ihm auch auf einmal die Aeußerung des Rathsherrn klar: „Wenn Ihr übers Jahr wiederkehrt" und wilder Ingrimm verzehrte ihn. Er verstand es nicht, seine Gefühle so zu beherrschen, daß sie nicht auch in seinen Zügen zum Ausdruck gekommen wären und Eler las in ihnen den heftigen Kampf, der in seinem Innern tobte.

„Um der Heiligen willen, was hast Du Paul?" fragte er erschreckt, „bist Du krank?"

„Krank?" erwiderte dieser bitter lachend. „Ja, ich bin krank, aber nicht wie Du es verstehst, ich bin krank vor Zorn und Wuth."

„Aber was kann der Grund sein? So eben bist Du hoch durch den Rath geehrt und mit einer bedeutenden Summe beschenkt . . ."

„Das ist es ja gerade," fuhr Paul mit Heftigkeit auf, „was mich so empört. Ich soll meine heiligsten Gefühle für Geld verkaufen; doch ich bin kein Judas, wie Pawest zu glauben scheint und ich weise sein schnödes Geld weit von mir. Er blickt mit Verachtung auf mich nieder, weil ich ein Findling bin, aber ich werde ihn zwingen mich als seinesgleichen zu betrachten. Ich habe es mir zugeschworen und werde meinen Schwur zu halten wissen." Er warf sich auf einen Sessel und vergrub das Gesicht in seinen Händen.

Eler, dem das Benehmen des Freundes völlig unverständlich erschien, glaubte nicht anders, als er sei plötzlich von einem hitzigen Fieber befallen. „Du

bist wirklich krank, armer Paul!“ äußerte er mit theilnehmender Besorgniß, „ich werde den Pater rufen, er soll Dir Arznei geben.“

„Bleib!“ rief Paul aufspringend und Elers Hände ergreifend, „ich bin nicht krank, wenn ich Dir auch so erscheinen mag; aber Du sollst es wissen, was mich quält und so aufgebracht hat. Ich bin es Deiner Freundschaft schuldig,“ fuhr er milder werdend fort, „und es war ein Unrecht, so lange gegen Dich zu schweigen. Vielleicht kann ich es auch besser tragen, wenn ich mich ausgesprochen habe.“

Er erzählte nun dem Freunde Alles, was seit der ersten Begegnung mit Elisabeth sein Herz so seltsam bewegt habe, seine plötzlich erwachte Neigung zu dem jungen Mädchen, das zurückstoßende und beleidigende Benehmen des Rathsherrn, dessen Grund ihm erst durch die Andeutungen des Mündemeisters klar geworden sei. Er schilderte die schweren Kämpfe, in denen endlich sein besseres Selbst den Sieg errungen und in ihm den festen Entschluß gereift habe, sich unter allen Umständen eine Stellung zu erobern, die ihn befähige, ebenbürtig vor den stolzen Rathsherrn zu treten und dessen Tochter zum Weibe zu fordern.

„Als ich mir dies in meinem Innern gelobt,“ schloß Paul seine Erzählung, „wurde ich ruhiger und als ich wenige Stunden darauf auf so wunderbare Weise das Bild meiner Mutter und die Inschrift entdeckte, da glaubte ich einen Augenblick, das Glück wolle mich schon so bald dem mir selbst gesteckten Ziele näher

führen, aber es war kein Name, wie ich gehofft," setzte er traurig hinzu, „es waren nur leere Buchstaben ohne Bedeutung und Werth für mich. Trotzdem verharrte ich bei meinem Vorhaben und ich gewann mein altes Gleichgewicht wieder, bis jenes Schreiben kam. Das hat alles in meiner Seele von neuem aufgerührt, weil ich klar die Hand sehe, die es eingefädelt. Sie ist nicht damit zufrieden, mich fern zu halten, sondern auch bestrebt, mich noch immer mehr zu demüthigen, so wenig ich es verdient habe. Du weißt nun alles, Eler, und ich glaube, Du wirst mein Verhalten verstehen und gerechtfertigt finden."

„Ich danke Dir für Dein Vertrauen," entgegnete dieser, „Du hast es keinem Unwürdigen geschenkt. Ich kann Dir alles nachfühlen und den von Dir gefaßten Entschluß nur billigen, um so mehr, als ich sicher bin, daß Du Dein Ziel erreichen wirst. Ich sagte es Dir schon damals in jener Nacht, daß Du zu etwas Großem geboren seiest und das ist seitdem zur festen Ueberzeugung bei mir geworden. Der Himmel will Dir wohl, das hat er deutlich gezeigt, dagegen vermögen Menschen nichts und ständen sie noch so hoch. Deshalb kannst Du aber auch Dich wieder beruhigen, denn des Rathsherrn Pläne werden zu Schanden werden. Wer weiß, ob er nicht mit seinen Absichten gerade Deine Zwecke fördert! Ich hege das feste Vertrauen, daß es geschieht und daß Du nur Gewinn davon hast."

Des Bruders herzliche Theilnahme verfehlte nicht,

Eindruck auf Paul zu machen, und gab ihm seine Fassung zurück. Während beide noch das Gespräch weiter führten, wurde die Seite gepfiffen; es war die Ehrenbezeugung für einen anlegenden Offizier. Merten Bardewig, Kapitän einer der Fredekoggen des eben eingetroffenen Convois, kam an Bord. Die Freude des Wiedersehens war groß. Merten war einer der tapfersten Seeleute Danzigs, ein langjähriger Waffenbruder von Kurt Bockelmann und dessen intimster Freund. Er brachte Briefe von ihm an die Söhne und herzliche Grüße. Die ersteren waren jedoch nur kurz, denn der Mündemeister schrieb nur, was durchaus nothwendig war, hatte dafür aber den Ueberbringer beauftragt, das Uebrige mündlich zu ergänzen. Als er mit den jungen Leuten in der Kajüte Platz genommen und eine Flasche spanischen Weines vor ihnen stand, entledigte er sich auch nach Kräften seiner Aufgabe und berichtete in redseliger Weise von Allem, was die beiden interessiren konnte.

„Nun, gesund ist Euer Vater," fuhr er fort, als das Gespräch wieder auf Kurt kam, „und das hat er Euch auch wohl geschrieben, aber was Ihr wahrscheinlich nicht wißt, ist, daß er unmittelbar nach Euerem Fortgehen mit Gewalt sein Amt niederlegen wollte und Bürgermeister Niederhoff die größte Mühe gehabt hat, ihn von diesem wunderlichen Gedanken abzubringen."

„Was um der Heiligen willen konnte er für

Gründe haben?" fragte Eler, der ebenso wie Paul auf das höchste durch diese Nachricht betroffen war.

„Nun Ihr wißt ja, Kinder," erwiderte Merten, „daß der Alte nicht gern spricht, wenn seine Person dabei in das Spiel kommt, und selbst ich habe es deshalb nur stückweise von ihm herausbekommen. Er und Berndt Pawest sind hart an einander gekommen und es muß sehr schlimm gewesen sein, denn Euer Vater hat sich verschworen, nie wieder des Rathsherrn Haus zu betreten. So viel ich verstehen konnte, hat es sich um die Ruters gehandelt und Pawest gesagt, an der ganzen Geschichte damals mit dem Anbohren wäret Ihr beide eigentlich schuld, weil Ihr die Leute zu streng behandeltet. Da soll ihm Kurt aber so den Wind von vorn gegeben haben, daß Pawest schleunigst über das Steuer gegangen ist. Nun wie gesagt, Niederhoff hat die Geschichte einigermaßen wieder in Ordnung gebracht, wenigstens so weit, daß der Alte auf seinem Posten bleibt, aber seine Laune ist grimmig genug, und Pawest scheint keine Lust zu haben, ihm nahe zu kommen. Bis zu meinem Absegeln hatte er sich in Weichselmünde nicht wieder sehen lassen und ich habe auch nichts von ihm wahrgenommen. Dagegen scheinen seine Frauensleute nicht so schlimm von Euch zu denken, denn auf meinem letzten Kirchgange wurde ich von Frau Pawest, die mit ihrer Tochter auch zur Messe wollte, angesprochen, und sie hat mir aufgetragen, Euch beiden ihre und der Jungfrau Elisabeth herzlichste Grüße zu überbringen."

Eler warf bei den letzten Worten Paul lächelnd einen Blick zu, der diesem das Blut in die Wangen jagte, brachte dann aber das Gespräch auf einen andern Gegenstand und fragte, wie es mit den Dänen stände.

„O," meinte Bardewig, „ich glaube fest, die warten nur auf eine gute Gelegenheit, um mit uns anzubinden, aber sie sind wohl mit ihren Rüstungen noch nicht so weit, um es zu wagen. Als ich den Sund passirte, sah ich zwei von ihren neuen Barsen unter Land liegen, aber ehe sie nicht wenigstens dreifache Uebermacht haben, greifen sie nicht an. Bornholm und der Besen vom „Mariendrache" sind von ihnen noch nicht vergessen. Hei! Kinder, war das eine lustige Jagd. Schade, daß Ihr damals noch zu jung waret, um sie mitzumachen, drei gegen sechzehn — aber freilich, Euer Vater war unser Admiral, und da ging es schon, denn einen besseren hat Danzig noch nicht gehabt. Hoffentlich werdet Ihr beide es ebenso machen, wenn es einmal Gelegenheit dazu giebt; er hat es wirklich um Euch verdient und sich Mühe genug mit Euch gegeben."

„Sie soll nicht verloren sein, wenn es so weit kommt, Merten," sagte Paul, „aber ich denke, Ihr werdet dabei sein und uns zeigen, wie wir es anzufangen haben. Ihr seid dreißig Jahre lang sein bester Freund und Kampfgenosse gewesen, und müßt es ihm besser abgesehen haben, als wir."

„Ihr habt recht, Kinder," sagte Bardewig etwas geschmeichelt, „ein wenig könnte ich Euch immer noch

vorthun, denn es wäre auch schlimm, wenn ich in alle der Zeit nicht so manches vor Euch voraus bekommen hätte, aber," fuhr er ernster werdend fort, „dann müssen die Dänen oder Engländer sich beeilen, denn sonst wird es zu spät."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Eler, der die Anspielung nicht verstand.

„Daß meine Zeit bald um ist," erwiderte der alte Kapitän und senkte den Kopf. „Ja, lacht nur," sprach er weiter, als die Brüder lächelnd und ungläubig den Kopf schüttelten, „meine sechzig Jahre sind es auch nicht, die mich drücken, und wenn es sich um eine Winterreise bei konträrem Wind durch die Ostsee handelt, da nähme ich es mit Jüngeren noch auf, aber der Himmel hat jedem Menschenleben sein Ziel gesteckt und ich habe nicht mehr lange bis dahin."

„Aber wie kommt Ihr auf solche sonderbare Gedanken, Merten?" fragte Paul, „Ihr seid gesund und munter wie ein Fisch, nie krank gewesen . . ."

„Das hat damit nichts zu thun," unterbrach ihn der Alte, „ich denke, wir Seeleute wissen es am besten, wie mancher von uns plötzlich aus voller Manneskraft in Gottes Keller gebettet wird. Nein, es ist etwas anderes, Kinder, — ich habe den Klabautermann gesehen," setzte er nach einer Pause hinzu.

Die Brüder schwiegen betroffen, auch sie standen unter dem Einflusse des seemännischen Aberglaubens, und wagten deshalb nicht zu widersprechen.

„Ihr wißt," fuhr Merten resignirt fort, „er zeigt

sich zweimal, aber es dauert nicht lange, bis er wieder kommt und man hat gerade genug Zeit, um seine Logtafel in Ordnung zu bringen und den letzten Kurs abzusetzen. Nun, mir ist's recht, Frau und Kinder besitze ich nicht, meine Schuldigkeit habe ich immer gethan und wenn man über vierzig Jahre lang herumgekreuzt hat, kann man auch einmal vor Anker gehen. Schade! ich hätte gar zu gern noch einmal einen Tanz mit den Dänen und wollte, daß Ihr dabei wäret. Ich denke, wir drei würden es ihnen ebenso heimzahlen, wie damals bei Bornholm. Es müßte eine lustige Jagd werden, hei! wie sollte der Besen fegen!" schloß er, und die Erinnerung an die kühne Waffenthat scheuchte auf einmal alle trüben Gedanken.

„Nun, wir hoffen sicher, daß Euer und unser Wunsch trotz allem noch in Erfüllung geht," äußerte Paul, „aber nun müßt Ihr uns auch erzählen, wie der Vater und Ihr es machtet, damit wir uns danach richten können. So oft wir ihn danach gefragt, hat er uns kurz abgefertigt und uns nichts Näheres mitgetheilt."

„Weil er dabei die Hauptrolle spielte," gab Merten zurück, „ja, das ist seine Art, dann ist nichts aus ihm herauszubekommen; nur wenn es das Lob anderer angeht, ist er mit Worten nicht sparsam. Nun, ich war zwar dabei, aber er machte die Sache doch und so kann ich schon davon sprechen, ohne daß es zu sehr nach Eigenlob klingt."

Neuntes Kapitel.

„Es war bald nach Ausbruch des Krieges mit dem Orden,“ begann Merten, „als die hinterlistigen Dänen sich hineinmischen und unsere preußischen Städte schädigen wollten. Sie haben es ja seid hundert Jahren immer so gemacht und nichts gelernt, so oft sie dafür auch haben büßen müssen. Offen uns Fehde anzusagen, wagten sie nicht. Obwohl sie mehr Schiffe hatten als wir, fürchteten sie die unseren zu sehr auf dem freien Wasser und namentlich Euren Vater mit dem „Mariendrache.“ Deshalb verbündeten sie sich nur heimlich mit den Rittern und sagten ihnen Zufuhr an Lebensmitteln, Lot und Kraut zu, an denen jene Mangel litten, weil wir das Meer beherrschten und Alles abschnitten. Da bekam der Rath Kunde, daß sie in Kopenhagen Falschheit trieben und eine Flotte für Livland rüsteten, und wenige Tage später langte ein Bergenfahrer in Danzig an, der bestätigte, daß sie gesegelt sei und unter Bromholm läge, um auf günstigen Wind nach Riga zu warten. Es war hohe Zeit, dazwischen zu fahren und der Rath auch nicht säumig. Er entbot Euren Vater und trug ihm auf, mit dem „Mariendrache“ hinauszugehen und als Auslieger die See in Acht zu haben, aber als Beistand mich und Simon Lüblaw mitzunehmen, denn die Dänen sollten in großer Zahl sein. Nun Ihr könnt Euch denken, wie froh und stolz wir waren, daß wir

mitkonnten und wir gelobten uns, unsere Pflicht zu thun und den Ruhm der Danziger Flotte nicht schädigen zu lassen.

„Weitere Befehle erhielt Kurt nicht; der Rath wußte daß er's auch so gut ausführen würde. Als er mit dem Boote von Danzig nach der Münde zurückkam, wo wir mit unseren Schiffen lagen, da ließ er uns rufen, aber er sagte weiter nichts als ‚Merten Bardewig und Simon Lüblaw, die Dänen liegen bei Bornholm und wir drei wollen hinaus und sie schlagen, hoffentlich seid Ihr klar, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.' Nun, wir waren klar bei Tag und Nacht, dafür sorgte er wohl als Admiral, und da der Wind gut war, brauchten wir nur die Taue von den Pfählen zu nehmen und die Segel zu setzen, und nach einer Stunde waren wir in See.

„Wir hatten stramme Ostbriese und hängten alle Leinwand auf unsere Schiffe, die sie tragen wollten. Bisweilen glaubten wir, es käme alles von oben und die Reservestengen und Segel lagen klar auf dem Deck, wenn etwas brechen sollte; aber wir hatten Glück nnd es passirte nichts. Am anderen Nachmittage sichteten wir Bornholm und es war gut, daß wir so Segel gepreßt hatten, denn wir kamen keine Stunde zu früh. Der Wind hatte sich südlich gezogen und die Dänen waren Ankerauf gegangen, und steuerten nach Livland. Wir zählten ihrer sechzehn, das war ein bischen viel für uns drei, aber Euerm Vater gerade recht, desto mehr Ehre gab es dabei und wir dachten ebenso.

Unsere Leute aber jubelten, denn sie berechneten sich schon die Beutetheile und wir wußten, daß wir uns auf sie verlassen konnten. Wir hatten die Windseite und die Feinde konnten uns nicht entgehen. Wir hielten mit vollen Segeln auf sie zu, aber Kurt war so schlau, den Stier nicht bei den Hörnern zu fassen. Sechs von ihnen waren etwas zurückgeblieben und die nahmen wir zuerst. Wir hielten auf die Lücke und schnitten sie ab. Bis zum letzten Augenblick schienen sie es noch gar nicht glauben zu wollen, daß wir so vermessen waren, sie anzugreifen, aber als die Kartaunen vom „Mariendrache" und unsere Feldschlangen ihren ehernen Mund öffneten und laut zu reden begannen, da belehrten wir sie eines besseren, und sie blieben uns nichts schuldig. Nun Ihr wißt ja, daß mit Merten Stolle und den von ihm geschulten Konstablern sich andere nicht messen können. Sie verstanden meisterlich das Zielen und unsere Hagelgeschosse sausten gar unheimlich über die dänischen Verdecke und durch die Bemastung, daß die Splitter flogen und manche weiße Planke sich röthete von Blut. Da wendete der Admiral Hans von Zinnenberg und wollte helfen und uns zwischen zwei Feuer nehmen, aber Kurt paßte ihm stark auf die Finger und verstand das Manövriren besser als er. Als er in den Wind schoß, da flogen unsere Raaen schon herum und so behielten wir die Luv und gaben im Vorbeisegeln den beiden nächsten Dänen eine Breitseite, daß ihre Masten krachend von oben kamen und wir nicht länger mit ihnen zu rechnen brauchten. Es

blieben immer noch vierzehn, aber als bald darauf einer von ihnen mit Mann und Maus sank, da entfiel ihnen der Muth und sie suchten unter dem Schutze der Nacht zu entkommen. Doch Kurt ließ sie nicht aus seinen Fängen, und wir jagten sie die ganze Nacht, der „Mariendrache" das Admiralschiff, Simon Lüblaw und ich nahmen uns die beiden größten auf das Korn und gingen ihnen nicht von der Seite. Am andern Morgen hatten wir sie von den andern abgedrängt und ihnen den Wind abgewonnen. Nun donnerten wieder die Geschütze, aber bald hatten wir unsere beiden Gegner lahm geschossen; nur Hans von Zinnenberg wehrte sich wie ein Löwe und wollte sich nicht ergeben. Der Kampf wurde immer blutiger, und eine von Kurts Stengen wurde abgeschossen, doch in dem Augenblicke hielt auch der „Mariendrache" mit vollen Segeln auf den dänischen Admiral herunter In wenigen Minuten hatte er ihn erreicht; er schoß nicht mehr, aber mit furchtbarem Krachen brach sein eisenbeschlagener Steven in die Steuerbordseite des Feindes. Durch das gewaltige Leck drangen brausend die Wasser ein und er sank dann in die dunkle Tiefe. Es war ein Glück, daß Kurts Bugspriet bei dem Stoße gebrochen war. Es hatte sich in die Takelage des feindlichen Schiffes verwickelt nnd der „Mariendrache" wäre sonst mit hinuntergezogen. Wir setzten sofort die Boote aus, um zu retten, aber es gelang nur bei vierzig von den hundertundfünfzig Mann Besatzung, und unter ihnen machte Kurt einen guten Fang, den dänischen Admiral

und fünf Kreuzherren. Die übrigen Schiffe stoben auseinander nach allen Richtungen und wir konnten nur noch zwei von ihnen erwischen, aber wir brauchten nicht unzufrieden zu sein. Zwei waren gesunken und sechs mit reicher Ladung hatten wir genommen, freilich auch mit schwerem Verlust, wenn nicht an Zahl, so doch an Werth. Unser tapferer Kamerad, Simon Lüblaw, war gefallen, eine der letzten dänischen Kugeln nahm ihm den Kopf fort. Gott verleihe ihm eine fröhliche Urständ, er war ein Braver. Sonst hatten wir nur zwölf Todte und vierzig Verwundete, die Dänen aber dreihundert Mann verloren.

„Wir reparirten so schnell wie möglich, und der Wind meinte es auch gut mit uns und ging auf den Westen. Zwar kamen wir nicht in gleicher Zeit nach Danzig zurück wie her, denn wir mußten die entmasteten Prisen schleppen, aber an Mariä Himmelfahrt, d. h. drei Tage, nachdem wir in See gegangen, liefen wir in Weichselmünde ein, und die Glocken, die zum Feste geläutet, wurden noch einmal geschwungen, uns zu begrüßen, und viel tausend Volk nahm uns mit Jubel in Empfang. Am andern Tage aber da hingen wir die dänischen Flaggen in der Marienkirche am St. Georgenaltare auf, der von Eurem Großvater Beneke gestiftet ist und Eurem Vater hing dafür der Bürgermeister eine goldene Kette um den Hals. Es war das zum erstenmale, daß das einem Kapitän geschah, doch er hatte sie redlich verdient und wir freuten uns am meisten darüber. Die Beutetheile waren auch

nicht klein, und wir sind seitdem wohlhabende Männer geworden.

„Das war die lustige Jagd von Bornholm im Jahre des Herrn 1455, Kinder, und Ihr könnt mir's nicht verdenken, wenn ich mir noch so eine wünsche, bevor man mich für immer fortstaut in den Raum, aus dem man nicht wieder kommt," schloß der Alte seinen Bericht, dem die Brüder mit regstem Interesse gelauscht hatten.

„Nein, gewiß nicht," sagte Eler, „und der heilige Jakob helfe uns, daß es so kommt, Ihr sollt mit uns zufrieden sein. Wie nahmen es aber die Dänen auf?"

„Nun, sie verkrochen sich vor dem Besen in ihre Häfen und wagten sich offen nicht wieder hervor, heimlich aber gaben sie fremden Seeräubern Unterstand. Jonas Matzke und Jan Henrichsen, zwei schwedische Adlige, bekamen von ihnen freies Geleit und schädigten schwer den deutschen Kaufmann, wo sie ein Schiff überfallen konnten, das vom Convoi abgekommen war. Aber Kurt legte ihnen bald das Handwerk. Während ich mit einer Flotte nach Holland segelte, waren im Sturm zwei von meinen Schiffen vor dem Sunde beschädigt und hatten sich in der Nacht verloren. Die überfielen jene beiden und nahmen eins, während das andere glücklich nach Stettin entkam und Nachricht davon gab, die ein reitender Bote gleich nach Danzig brachte. Alsbald machte sich Kurt auf, um die adligen Räuber zu suchen und an ihnen ein Strafgericht zu

üben. Wieder fand er sie bei Bornholm, wie sie ein ebengenommenes Lübecker Schiff ausplünderten und sich daran machten, die unglückliche Mannschaft zu ertränken. Da fuhr er wie ein Gewitter auf sie los, aber diesmal nicht mit dem Steven wie bei dem dänischen Admiral. Die Piraten sollten keinen ehrlichen Seemannstod sterben, und selbst die Kugeln seiner Kartaunen und Feldschlangen hielt er zu gut für sie, obwohl sie ihm selbst volle Lagen entgegensandten. Sie waren jedoch nicht geschickt im Treffen und ehe sie wieder laden konnten, da war der „Mariendrache“ schon ihnen längseit gelaufen und wie der böse Feind über sie gekommen. Die Haken wurden geworfen und Kurts Schiffskinder und Ruters enterten. Was nicht unter ihren Enterbeilen fiel, das wurde gefangen genommen und geknebelt. Acht Tage darauf floß aber auf dem Dominikanerplatz das Blut in Strömen. Matzke, Henrichsen und fünfundsiebzig ihrer Genossen starben durch Henkershand und ihre Köpfe wurden am Strande von Weichselmünde auf Pfähle gesteckt. — So war Euer Vater damals, und seit er Euer Lehrmeister wurde, wißt Ihr selbst am besten, wie er den Besen gebraucht hat. Kein Wunder, daß er bei Bürgermeister, Rath und Volk in so hohem Ansehen steht, wie Niemand von den Stadthauptleuten zu Wasser und zu Lande, und daß Niederhoff Alles aufgeboten hat, ihn für die Stadt zu erhalten. Wir alle, die wir unter ihm gedient, sind stolz auf ihn und von Euch, seinen Söhnen, erwartet man nicht weniger.

Doch, Kinder, jetzt ist es Zeit für mich, an Bord zu gehen. Die Reise ist länger geworden, als wir dachten, und wir sind knapp von Wasser; ich muß Signal für das Convoi machen, daß sie die Boote und Fässer zum Füllen fertig machen. Somit Gott zum Gruß, wir sehen uns bald wieder."

„Ich denke, Paul," sagte Eler nach Bardewigs Fortgang lächelnd, „Du darfst nun schon etwas weniger besorgt in die Zukunft blicken. Der Gruß von Frau Pawest und Elisabeth galt hauptsächlich doch Dir. Jedenfalls aber zeigt er, daß wenigstens die Frauen Dir nicht gram sind."

Der Angeredete erröthete verlegen und war froh, durch den Eintritt des wachehabenden Quartiermeisters einer Antwort überhoben zu sein. Dieser fragte, ob nicht die zum Trocknen gelösten Segel festgemacht werden sollten, es sei eine Regenbö im Anzuge. Die Anfrage wurde bejaht, aber zugleich folgten auch die Brüder dem Unteroffizier auf das Deck hinaus, um selbst bei dem Manöver gegenwärtig zu sein. Sonst wurde dergleichen im Hafen dem Bootsmann überlassen, heute aber spielte Ehrgeiz mit. Die neuangekommenen Schiffe stellten Vergleiche an und Merten Bardewig war ein scharfer Kritiker. Man mußte ihm zeigen, daß der „Mariendrache" nichts von seinem früheren Ruhme unter Kurts Führung, das bestbediente Schiff der Danziger Flotte zu sein, eingebüßt habe, und dafür übte die Gegenwart des Kapitäns und Steuermanns den besten Einfluß.

Paul nahm das Kommando, und ein „Zeigt Jenen, was Ihr könnt!“ aus seinem Munde genügte, um den Wetteifer der Leute auf das höchste anzuspornen. Das Signal „Entert auf,“ ertönte — Hui! wie wimmelte es in den Wanten, wie kletterte und lief es in ihnen hinauf, als gälte es ein Königreich damit zu gewinnen. Und dann erst auf den Raaen! Wie tollkühn und waghalsig balancirten die Matrosen auf den schmalen Segelstangen ohne Halt dort oben in den Lüften! Wirklich sie zeigten, was sie konnten und brauchten die Kritik der Zuschauer nicht zu fürchten — dem „Mariendrache“ machte es kein anderes Schiff nach.

Allen voran aber war ein Ruter. Mit wunderbarer Gelenkigkeit und Muskelkraft bahnte er sich seinen Weg bei den übrigen vorbei zum nicht geringen Staunen der fremden Besatzungen, denn die Gewappneten wurden sonst nie in der Takelage verwendet, deren Bedienung allein den Matrosen oblag. Er war der erste oben und auch der erste wieder an Deck, als man die Segel blitzschnell zusammengewickelt und auf den Raaen festgeschnürt hatte.

Das ganze Manöver nahm kaum einige Minuten in Anspruch. Eler und Paul lächelten befriedigt und und stolz und ließen den Leuten zur Belohnung Bier verabreichen. Sie verdienten es, sie hatten den Rivalen gegenüber die Ehre des Schiffes gewahrt.

„Hast Du Klaus Henning bemerkt, Paul?“ fragte der Kapitän. „Er war wieder der erste oben und

Niemand thut es ihm gleich. Er ist merkwürdig, wie der Mensch sich seit seiner Bestrafung geändert hat. Er ist gar nicht wieder zu erkennen, und der beste Mann an Bord Und dann sein Eifer, die Seemannschaft zu erlernen! Was hat er in den drei Monaten für erstaunliche Fortschritte gemacht, auch in der Steuermannskunst, wie der Bootsmann mir sagt, den er um Unterweisung darin gebeten. Er wolle lernen, ein Schiff zu führen, hat er als Grund angeführt, das sei sein wahrer Beruf, und er hoffe das Geschehene dadurch vergessen zu machen. Ich bin wirklich doch recht zufrieden, daß ich damals so milde gegen ihn verfuhr."

„Nun, ich kann mir nicht helfen," erwiderte Paul, „ich bin immer noch der gegentheiligen Ansicht. Es ist wahr, er hat sich seitdem nicht das Geringste zu schulden kommen lassen und zeigt ein ganz merkwürdiges Geschick für die Seemannschaft, wie ich es selten gesehen, aber trotzdem mißtraue ich ihm. Betrachte nur einmal seine Augen; er hat den bösen Blick, und jedesmal, wenn er mich ansieht, ist mir, als ob ich eine kalte Schlange berührte."

„Wie kannst Du ein Vorurtheil so lange festhalten?" sagte Eler vorwurfsvoll.

„Nenne es nicht so, Eler, Du weißt am besten, daß Vorurtheile, unter denen ich selbst am meisten leide, nicht mein Fehler sind. Nein, es ist ein ganz anderes Gefühl. Der Mensch ist mir geradezu unheimlich, und eine innere Stimme sagt mir, daß er

mit seinem jetzigen Verhalten irgend einen Zweck verfolgt, der das Licht scheut. Ueber kurz oder lang werden Du oder ich mit ihm noch einmal in schlimme Berührung kommen, das ist meine feste Ueberzeugung. Ich werde deshalb auch nicht nachlassen, ihn scharf zu beobachten."

Eler ging kopfschüttelnd in die Kajüte. Es verstimmte ihn, daß Paul durchaus nicht an die Besserung des Ruters glauben wollte, die er für aufrichtig hielt und gern als eine Folge seiner ihm bewiesenen Milde auffaßte.

Zehntes Kapitel.

Ein Jahr war dahin gegangen. Der „Mariendrache" befand sich noch immer in den westlichen Gewässern, wurde bald nach der Küste von Flandern entsandt, bald kreuzte er im englischen Kanal, aber der Befehl zu seiner Rückberufung blieb aus.

Er hatte keine Gelegenheit gehabt, irgend etwas zu unternehmen. Wenn die Engländer feindselige Gedanken gegen die Hansen hegten, wie damals der Rath geschrieben, so wußten sie dieselben jedenfalls sorgsam zu verbergen, denn der Handel blühte unangefochten.

Die Stimmung der Brüder, namentlich aber Pauls, war keine rosige. Er sah die Erreichung seine Zieles in immer weitere Ferne gerückt und wie sehr

er auch bestrebt war, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, immer wieder drängten sie sich auf und vermehrten seine Unruhe. Auch Elers Trostgründe verschlugen nichts; sie kamen nicht vom Herzen, denn er selbst fühlte sich getäuscht und gedrückt.

Ihre einzige Befriedigung fanden beide in dem Streben, ihr Schiff nach jeder Richtung hin in den besten Zustand der Ordnung, Mannszucht und Schlagfertigkeit zu bringen, was ihnen auch vollkommen gelang. Der „Mariendrache" war ein wahres Musterschiff geworden und die fremden Nationen zollten seinen Leistungen rückhaltlos Anerkennung und Bewunderung.

Eine willkommene Abwechselung in der Einförmigkeit ihres Lebens hatte die Ankunft des von Merten Bardewig geleiteten ersten Jahresconvois gebracht und sie hatten schöne Stunden und Tage mit dem Alten verlebt, dessen Stimmung nicht mehr so tragisch war, wie im vorigen Jahre. Er meinte, der Klabautermann habe ihm wohl noch Ausstand gegeben, denn er sei ihm bisher noch nicht wieder erschienen, während er sonst immer bald zum zweiten Male sich zeige.

Doch seit Wochen war er schon wieder abgesegelt und die Brüder fühlten mehr als je das Trostlose ihrer Lage, als plötzlich Nachrichten eintrafen, welche sie in eine außerordentliche Aufregung versetzten. Zuerst vage und unbestimmt, nahmen die Gerüchte bald eine festere, erschreckende Gestaltung an.

Dänemark sollte den geschlossenen Waffenstillstand

gebrochen, das heimkehrende Convoi vor dem Sunde überfallen, sechs reich beladene Schiffe gekapert haben, während Bardewig mit seiner Barse „Pomuchel“ in den Grund geschossen und mit Mann und Maus gesunken sei.

Die Botschaft wirkte wie ein Donnerschlag auf die gesammte Besatzung. Bis zum letzten Schiffsjungen hinab fühlte man tief die Schmach, auf so hinterlistige Weise und durch die Dänen eine solche Niederlage erlitten zu haben und brennendes Verlangen nach blutiger Vergeltung erfüllte alle Gemüther. Eler und Paul waren außer sich, nicht nur vor Trauer über den Verlust eines treuen Freundes und Waffenbruders, der von Jugend auf sie besonders in sein Herz geschlossen und dessen Todesahnung sich nun doch erfüllt hatte, sondern auch vor patriotischem Schmerz. Seit hundert Jahren waren die Dänen zum erstenmal zur See über die Hansen und speziell über die Danziger Sieger geblieben, und, was den Unwillen der Brüder nur noch um so mehr steigerte, weil der Rath leichtsinniger und unbegreiflicher Weise das Convoi diesmal nur durch eine Barse hatte geleiten lassen. Nie wäre das Unglück passirt, wenn sie auch mit ihrem Schiffe die Flotte beschützt hätten, das war ihre feste Ueberzeugung. Im ersten Impulse hegten sie die Absicht, sofort die Anker zu lichten, auf eigene Faust den Krieg zu beginnen und entweder die Scharte auszuwetzen oder dabei unterzugehen, jedoch legte der Verstand ihrer Kampfbegier vorläufig Zügel an. Bis jetzt hatten

sie mit keiner Gewißheit, sondern nur mit unverbürgten Gerüchten zu thun und mußten unbedingt vorher Bestimmtes wissen. Eler sandte sofort einen reitenden Boten an das hansische Kontor in Brügge, und alle verzehrten sich in Ungeduld bis zu dessen Rückkunft, aber der Bescheid war nicht dazu angethan, die Lage zu verbessern. Auch in Brügge wußte man nichts Näheres, versprach, sofort Nachricht zu schicken, sobald man Sicheres erfahre, doch ein Tag nach dem andern ging in das Land, ohne daß die ersehnte Kunde kam und die Brüder wurden dadurch fast zur Verzweiflung getrieben.

Aber auch in Danzig herrschte um diese Zeit gar trübe Stimmung. Obrigkeit und Volk fühlten sich tief niedergedrückt, denn in den letzten Wochen war von allen Seiten so schlimme Botschaft eingelaufen, wie noch nie während des ganzen, nun schon zwölf Jahre dauernden Krieges mit dem Orden. Zu Lande hatten die städtischen Truppen, welche als Verbündete des Königs Kasimir von Polen Stargard und Konitz belagerten, durch einen Ausfall des Ordensheeres eine schwere Niederlage erlitten. Ueber zweitausend Bürger und Bauern Danzigs waren während der langjährigen Fehde schon gefallen und außerdem fünfzehntausend städtische Söldner. Die Stadt mußte Schulden auf Schulden häufen, um die wachsenden Bedürfnisse zu decken, denn in den letzten Jahren hatten die Auslieger so wenig Prisen gemacht, daß ihr Werth den nothwendigen Ausgaben gegenüber kaum in das

Gewicht fiel. Trotzdem waren Muth und Thatkraft der Danziger nicht dadurch gelähmt worden, und es wäre alles zu tragen gewesen, wenn nur der Handel wie bisher fortgeblüht hätte. Doch die vor Kurzem eingetroffene Kunde von dem Ueberfalle durch die Dänen hatte ersterem einen vernichtenden Schlag versetzt, ihn völlig brach gelegt und damit den Lebensnerv der Stadt unterbunden, aus dem sie bisher ihre Kraft schöpfte.

Die über hundert Schiffe starke, nach dem Westen bestimmte Flotte war jetzt verurtheilt, im Hafen liegen zu bleiben, denn augenblicklich gebot man nur über zwei Geleitschiffe, die den Dänen nicht gewachsen waren. Merten Bardewig, der erprobte Kriegsseemann, war gefallen, seine Barse gesunken und dem „Mariendrache“ durch die Uebermacht der Rückweg verlegt. Das war eine genügende Erklärung für die allgemeine Verzagtheit, litt doch die ganze Bevölkerung schwer unter so unglücklichen Verhältnissen.

Niemand schien sich jedoch die Sache mehr zu Herzen zu nehmen, als Berndt Pawest. Man schrieb dies seinem bekannten Patriotismus zu, weil er als gelehrter Rathsherr nicht wie die meisten seiner kaufmännischen Kollegen auch materiell durch den Stillstand des Handels geschädigt wurde und zollte ihm darum noch mehr Achtung, doch gerade dies beugte ihn nur um so tiefer. War es doch hauptsächlich sein Betreiben gewesen, das den Rath veranlaßt hatte, den „Mariendrache“ so lange in den westlichen Gewässern zu stationiren. Hatte lediglich Patriotismus ihn dazu

bewogen? Vor sich selbst erröthend, mußte er die sich gestellte Frage verneinen. Persönliche Rücksichten hatten ihn geleitet, an ihnen seine sonst so bewährte Vaterlandsliebe Schiffbruch gelitten; sein Hauptzweck war die längere Entfernung Pauls gewesen.

Ebensowenig fand er eine Entschuldigung für seine Versäumniß, das Schiff nicht mit dem letzten Convoi zurückkommen zu lassen. Es war längst bekannt, daß die Dänen rüsteten; Merten Bardewig hatte gemeldet, daß er drei neue Barsen im Sunde gesehen und der Rathsherr als Schifffahrtsdeputirter hätte zuerst daran denken müssen, daß die hundertjährigen und so oft als treulos erwiesenen Feinde den Waffenstillstand brechen konnten. Jetzt war der „Mariendrache" abgeschnitten und ohne die größte Gefahr konnte man ihn nicht zurückrufen. Ehe man aber so viel Schiffe rüstete, um den Dänen mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten, kam der Winter heran und das Frühjahr, und jeder Tag brachte der Stadt neue Verluste.

Mit solchen Gedanken trug sich Pawest, denn trotz seiner Fehler war er ein zu ehrenwerther Charakter, um sich selbst zu belügen. Was hätte er gegeben, um den Flecken abzuwaschen, den er auf seiner Ehre durch eigene Verschuldung sah!

Mit wachsender Besorgniß nahmen Frau Pawest und Elisabeth die düsteren Falten auf der Stirne des Rathsherrn wahr, aber ihrer herzlichen Liebe gelang es nicht, sie zu verscheuchen. Er vertraute ihnen die

Ursache seines Kummers nicht an, suchte nicht mehr Zerstreuung und Erholung im trauten Geplauder mit den Seinen und über dem sonst so friedfertigen glücklichen Hause lagerte eine dunkle Wolke.

So war über eine Woche dahingegangen; Pawest saß eines Tages wieder still und gedrückt in seinem Zimmer und hielt sinnend das Haupt auf die Hand gestützt. Trübe Gedanken stürmten auf ihn ein, sein Herz kämpfte verzweifelt mit ihnen und er war so darin vertieft, daß er es nicht bemerkte, wie sich fast geräuschlos eine Thür öffnete und durch sie ein blonder Mädchenkopf sorgenvoll nach ihm schaute.

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust; da fühlte er sich von zarten Armen umfangen und eine zitternde Stimme bat: „Was quält Dich, mein armer Vater! Du hast Kummer und das bricht der Mutter und mir das Herz. Sage uns was Dir fehlt, dann können wir es mit Dir tragen und Dich trösten.“

Der Rathsherr schrak aus seinen düsteren Träumen empor; sein erster Impuls war, eine streng abweisende Antwort zu geben, doch als er in das thränenumflorte Antlitz seines geliebten Kindes und ihren bittenden Blick auf sich gerichtet sah, da vermochte er es nicht. Weich und warm legte sich der süße Klang ihrer Worte um sein gequältes Herz und öffnete, ihm selbst unbewußt, dessen verschlossene Tiefen.

„Weine nicht, meine Elisabeth,“ sprach er sanft tröstend, indem er einen Kuß auf ihre Stirn drückte,

„es sind Sorgen um das Wohl des Staates, die mich peinigen und die weder Du noch die Mutter erleichtern können. Der Krieg mit Dänemark ist es und das Geschick des ‚Mariendrache.‘ Ich wollte, er wäre hier,“ fügte er seufzend hinzu, indem er unwillkürlich seinen innersten Gedanken Worte lieh.

Elisabeth richtete sich plötzlich empor. „Was ist's mit dem Schiff, Vater?“ rief sie und auf ihrem Gesicht malte sich tödtliche Angst, „sprich, schwebt es in Gefahr?“

Die Reihe des Erschreckens war jetzt an dem Rathsherrn. Was hatte er angerichtet? Seit jenem verhängnißvollen Pfingsttage war weder der Name Pauls noch der des Schiffes über seine Lippen gekommen; jedes Gespräch darüber hatte er abzuwenden gewußt, sein ganzes Streben war darauf gerichtet gewesen, die Erinnerung Elisabeths an ihren Lebensretter abzuschwächen und nun hatte er jene nicht nur wieder selbst wachgerufen, sondern sie lebendiger als je gefunden. Der Angstruf seiner Tochter, die flehende Geberde, mit der sie die Antwort auf ihre Frage erwartete, kündeten ihm nur zu deutlich, daß alle seine Mühe vergeblich gewesen war, daß das vielleicht flüchtige Interesse, welches Elisabeth damals für Paul gehegt, sich zu einer tiefen Neigung gestaltet hatte. Alle diese Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe und es bedurfte für ihn einer energischen Willensanstrengung, um nur einigermaßen ruhig zu erwidern: „Ich begreife nicht, wie meine Worte Dich in solche Aufregung versetzen konnten. Der ‚Marien=

drache' ist in den westlichen Gewässern und vorläufig durch die Dänen abgeschnitten. Ich sprach den Wunsch aus, ihn hier zu haben, weil seine Anwesenheit uns in den Stand setzen würde, gegen die Feinde im Sunde vorzugehen, wozu wir augenblicklich zu schwach sind."

Elisabeth athmete tief auf; sie hatte befürchtet, daß das Schiff in großer Gefahr schwebe und mit ihm derjenige, für den, wie sie jetzt fühlte, ihr junges Herz in innigster Liebe schlug. Gleichzeitig kam ihr aber auch der Gedanke, daß sie mit ihrem unbedachtsamen Ausrufe das verrathen haben könne, was bis dahin tief verborgen in ihrem Innern geruht und was sie nicht einmal sich selbst zu gestehen gewagt hatte.

Tiefes Roth übergoß ihre Züge, um gleich darauf mit Blässe zu wechseln und von den Gefühlen Kunde zu geben, die ihr Herz in diesem Augenblicke bewegten. In jungfräulicher Scham wußte sie nicht, wohin sie die Augen wenden sollte und ebenso wenig vermochte sie ein Wort hervorzubringen. Sie empfand deshalb selbst die weniger freundlich klingenden Worte des Vaters als eine Wohlthat, mit denen er sie hieß, ihn zu verlassen. „Geh zur Mutter," äußerte er ziemlich streng, „Du siehst, solche Sachen sind nichts für Frauen und es ist deshalb in Zukunft besser, wenn sie nie wieder zwischen uns berührt werden."

Das arme Kind verließ gesenkten Hauptes das Zimmer, in dem Pawest jetzt in heftiger Erregung auf- und abschritt. Ein Zwiespalt tobte in seinem Innern.

Noch vor wenigen Minuten war ihm kein Opfer zu schwer erschienen, um damit das Geschehene rückgängig zu machen und seinen Seelenfrieden zu erkaufen, und jetzt hatten Elisabeths Worte ihn wieder vollständig wankend gemacht. Das unglückliche Vorurtheil erwachte in verstärktem Maße aufs neue und ließ ihn alles andere vergessen. Wie durfte der namenlose Findling es wagen, die Blicke zu seiner, eines Rathsherrn, Tochter zu erheben! Die unselige Liebe, die in ihrer Unschuld sich so eben selbst verrathen — er wollte sie ihr aus dem Herzen reißen, und sollte es darüber verbluten! So sprach der Dämon des Zornes aus ihm, doch der grausame Entschluß hatte keinen Bestand. Er sah im Geiste die angsterfüllten Züge der Tochter, ihre Augen flehend auf sich gerichtet und der Zorn verflog, der Stolz des Patriziers schmolz dahin vor der Liebe des Vaters. Sollte er mit zerstörender Hand eingreifen in das junge hoffnungsvolle Leben, das dem seinigen bisher nur Freude und Glück gebracht?

„Nein,“ erwiderte das Herz, und dennoch konnte er zu keinem Entschlusse kommen. Die widersprechendsten Gefühle kämpften in seiner Brust; die Pulse flogen fieberhaft, das Zimmer beengte ihn. Es trieb ihn mit Gewalt hinaus; er hatte das Gefühl, als müsse Gottes freie Natur den beängstigenden Druck von ihm nehmen, der auf seiner Seele lastete und er richtete seine Schritte durch das hohe Thor gen Oliva, in dessen Waldesstille er so oft schon Erholung gefunden, wenn die Mühen seines Amtes ihn ermatteten.

Elisabeth war auf ihr Zimmer geflüchtet; in der Einsamkeit suchte sie Schutz vor den Gedanken, die ihr armes Herz bestürmten, und Zerstreuung in der Arbeit, doch beides fand sie nicht. Die kunstreiche Stickerei, welche sie vorgenommen, war bald ihrer Hand wieder entglitten; sie schaute durch die bleiumfaßten kleinen Scheiben des Fensters auf das lebhafte Treiben der Straße, aber dennoch zog es unbemerkt an ihr vorüber. Sie sah es nicht, denn ihre Gedanken weilten in weiter Ferne bei dem, dessen Bild sie seit länger als einem Jahre still in ihrem Herzen getragen. Woche auf Woche, Monat auf Monat hatte sie seiner geharrt, er war nicht zurückgekehrt und sie hatte nichts von ihm gehört. Wohl äußerte auch die Mutter bisweilen ihr Erstaunen über das lange Ausbleiben des „Mariendrache", aber stets hatte der Rathsherr kurz und abweisend darauf erwidert und so war das Schiff immer seltener Gegenstand des Gesprächs geworden, bis zuletzt niemand im Hause seiner mehr zu gedenken schien. Doch in Elisabeths Erinnerung blieb es lebendig; trug es doch den Mann, der sie so muthig vor einem furchtbaren Geschick bewahrt, der so kühn sein Leben eingesetzt hatte, um der gähnenden Tiefe die Opfer zu entreißen, die sie schon drohend mit ihren feuchten Armen umschlungen hielt.

Und dann als er ihr den Abschiedsgruß entbot und sein Auge sich in dem ihren verlor, wie süß und traulich hatte der Klang seiner Stimme sie berührt und ihr ganzes Sein gefangen genommen.

Alles das stand so klar und lebhaft vor ihr, als sei es gestern geschehen, und wie so viele male durchlebte sie es auch heute wieder aufs neue, um dann ein stummes Dankesgebet zu ihrer Schutzheiligen hinaufzusenden, daß sie den Heißgeliebten gnädiglich bewahrt. Des Vaters Worte hatten ihr ja bestätigt, daß keine Gefahr ihn bedrohe — doch bei der Erinnerung an sie schreckte sie zusammen. Wie hart und strenge klangen sie; nie hatte der Vater in solcher Weise zu ihr gesprochen. Sollte er ihr Geheimniß erforscht haben, das sie bisher wie ihr größtes Heiligthum bewahrt? Siedend heiß drängte sich bei diesem Gedanken das Blut zu ihrem Herzen. Ja, es war so; sie gedachte ihres Angstrufes, sie selbst hatte sich verrathen und des Vaters unfreundliche Worte kündeten ihr seine Unzufriedenheit. Sorge und Angst beschlichen sie; was sollte sie beginnen? Wie ein leuchtender Blitz durchfuhr es sie, daß der Vater in der letzten Zeit den jungen Niederhoff, den Sohn des Bürgermeisters, öfter in das Haus geführt, ihn mit Freundlichkeiten überhäuft und zu ihr bei jeder Gelegenheit von dessen Vorzügen geredet habe. Bis jetzt hatte sie nichts darin gefunden, aber nun wurde es ihr auf einmal klar, welche Zwecke er dabei verfolgte — o Gott nein, das konnte nicht sein, sie konnte nicht die Frau eines anderen werden.

In welche schreckliche Zukunft blickte sie plötzlich! Ein Gefühl namenloser Verlassenheit kam über sie; wo war die helfende Hand, die sie ergreifen, an der

sie sich stützen konnte? Nirgends sah sie einen Ausweg aus ihrer trostlosen Lage, aller Muth, alles Selbstvertrauen schwand und sie konnte ihren Qualen nur in einem heißen Thränenstrom Luft machen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Frau Pawest betrat das Zimmer. Elisabeth eilte ihr entgegen; das war der rettende Engel, den Gott ihr sandte, und sie barg krampfhaft schluchzend ihr Gesicht am treuen Mutterherzen.

„Um aller Heiligen willen, mein Kind, was ist Dir?" rief Frau Pawest zum Tode erschreckt.

„Hilf mir, Mutter, schütze mich!" flehte Elisabeth.

„Sprich, meine geliebte Tochter, wie kann ich es thun? Du weißt, ich gebe mein Herzblut für Dich," erwiderte mit liebevoller Stimme die Angeredete.

„Willst Du mir eine Frage beantworten?"

„Von Herzen gern, mein Kind, wenn es Dich beruhigen kann."

Elisabeth richtete sich empor. Die Hände der Mutter ergreifend, fragte sie: „Ist es meinetwegen, daß der junge Niederhoff so oft in unser Haus kommt?", und ihre Augen hafteten mit gespanntester Aufmerksamkeit an denen der Mutter.

Dieser fiel ein Stein vom Herzen. Sie glaubte aus der Frage ihrer Tochter entnehmen zu dürfen, daß diese den jungen Mann liebe und sich bei ihr Gewißheit verschaffen wolle, ob ihre Neigung erwidert werde. Mit freudestrahlenden Blicken erwiderte sie: „Ja wohl, mein Kind, er kommt Deinetwegen, denn

er ist Dir sehr zugethan und Dein Vater wünscht es auf das lebhafteste, daß Du ihn heiratheſt."

Elisabeth zuckte zusammen, alles Blut wich aus ihrem Gesichte und fast ohnmächtig sank sie wieder in die Arme der Mutter.

Diese las sofort aus den verstörten marmorbleichen Zügen, daß nicht Freude, sondern nur Schrecken Ursache der Aufregung sein konnte. Angsterfüllt sprach sie: „Liebst Du ihn nicht?"

„Nein!" hauchte tonlos Elisabeth.

„Aber der Vater . . . ."

„Ich kann nicht," unterbrach sie das junge Mädchen. „Ich werde nie die Seine werden," fügte sie dann hinzu und aus dem Ton ihrer Stimme sprach eine Festigkeit, welche Frau Pawest noch nie an ihrer sanften nachgebenden Tochter bemerkt hatte.

„Weshalb aber nicht, mein Kind?" äußerte sie, durch die Wahrnehmung auf das Höchste überrascht, „Du kennst ja den jungen Mann erst so kurze Zeit und ich bin überzeugt, daß er bei seinen großen Vorzügen bald Deine Liebe gewinnen wird."

„Nie, Mutter," erwiderte Elisabeth mit großer Bestimmtheit. Es war auf einmal eine Wandelung in der schüchternen Jungfrau vorgegangen. Ein nie gekannter Muth schien sie zu beseelen; hoch aufgerichtet stand sie vor der Mutter und ihr ganzes Wesen athmete Entschlossenheit.

Frau Pawest glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Eine Zeitlang blickte sie in staunendem

Schweigen auf die Tochter, dann sagte sie in ernster, wenn auch immer noch liebevoller Weise: „Du scheinst zu vergessen, meine Elisabeth, daß Kinder vor allem ihren Eltern Gehorsam schuldig sind. Es ist der Wille Deines Vaters, der den jungen Niederhoff Dir zum Gatten bestimmt hat."

Diese Worte verfehlten nicht, tiefen Eindruck auf das junge Mädchen zu machen. Sie senkte das Haupt und bittere Thränen perlten über ihre Wangen.

„Und ist es auch Dein Wille, Mutter?" fragte sie, aber der Ton ihrer Stimme hatte seine Sicherheit wieder verloren und es klang tiefer Schmerz aus ihm.

Frau Pawest antwortete nicht sogleich; die Thränen und der Kummer des geliebten Kindes beschwerten ihr Herz. „Auch mein Wunsch wäre es," sprach sie nach einer kleinen Pause, „die Niederhoffs gehören zu den vornehmsten Geschlechtern der Stadt und zu den reichsten. Dein Loos würde ein glänzendes werden."

Elisabeth schüttelte leise den Kopf. „O Mutter," erwiderte sie, sich an ihre Brust schmiegend, „Du irrst Dich, ich würde vor Gram und Elend sterben" und Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Frau Pawest war rathlos. Der verzweifelte Schmerz Elisabeths schnitt ihr in die Seele, und doch vermochte sie es nicht zu verstehen, wie ein junges Mädchen durch den Gedanken an die Heirath mit einem ehrenwerthen und vornehmen Manne so tief unglücklich sein konnte, dessen äußere Erscheinung überdem noch sehr stattlich und vortheilhaft war.

„Du mußt doch aber einen Grund haben, um auf so unerklärliche Weise gegen Johannes Niederhoff eingenommen zu sein," sagte sie. „Ist Dir irgend etwas über ihn bekannt, das ihn Deiner unwürdig machte?"

„Nein, ich halte ihn für einen guten und vortrefflichen Menschen."

„Dann bist Du mir unverständlich, Elisabeth," äußerte Frau Pawest etwas unmuthig, „und ich weiß nicht, was ich von einer Tochter denken soll, die auf diese Weise den nur auf ihr Wohl gerichteten Wünschen der Eltern entgegentritt."

„O nein, meine geliebte Mutter, denke nichts Schlimmes von mir," flehte das gequälte Mädchen, „der liebe Gott weiß, wie gern ich Euch gehorsam sein möchte, aber ich kann unmöglich glauben, daß Ihr mich für mein Leben unglücklich machen wollt. Ich kann nicht Niederhoffs Frau werden," flüsterte sie kaum hörbar, indem sie wie Schutz suchend das Haupt an der Brust der Mutter barg, „ich . . . ." sie stockte.

Frau Pawest glaubte plötzlich klar zu sehen. „Liebst Du etwa einen andern?" rief sie erschreckt und bog den Kopf der Tochter zurück, um auf ihrem Gesicht die Antwort zu lesen.

„Ja, Mutter!" erwiderte diese, indem flammendes Roth ihre Wangen färbte und die Augen von neuem überströmten.

„Unglückliches Kind, wer ist es?"

„Paul Beneke!" flüsterte Elisabeth.

Von den widerstreitendsten Gefühlen bewegt, zögerte Frau Pawest mit einer Entgegnung. Sie war ebenso schmerzlich dadurch berührt, daß Elisabeth ein Geheimniß vor ihr hegte, als die Furcht sie beschlich, ihre Tochter auf einem Irrwege zu erblicken. Der gehörte Name beruhigte sie zwar in Bezug auf den letzten Punkt, aber das lange Schweigen konnte sie der Tochter doch nicht vergeben.

„Und das sagst Du mir erst jetzt," fragte sie vorwurfsvoll und streng nach einer Pause.

„Vergieb, meine Herzensmutter," schluchzte Elisabeth, „ich wollte Dir nichts verheimlichen, ich habe es bisher selbst nicht gewußt. Als ich heute den Vater bat, uns seinen Kummer anzuvertrauen, damit wir ihn trösten könnten und er als die Ursache den Krieg mit Dänemark und die Besorgniß um das Geschick des ‚Mariendrache' nannte, da glaubte ich das Schiff in grauser Gefahr und es erfaßte mich plötzlich eine namenlose Angst. Pauls Bild stand vor meiner Seele, ich sah ihn in Todesnoth und glaubte vergehen zu sollen. Erst jetzt wurde es mir klar, daß ich ihn über alles liebte und mein Schreckensruf verrieth es dem Vater."

„Und wie nahm er es auf?" fragte Frau Pawest in größter Spannung.

„Nicht gut," erwiderte Elisabeth tief traurig, „er sagte nichts darauf Bezügliches, aber seine Worte klangen hart und rauh, wie sonst nie, als er mich gleich darauf auf mein Zimmer sandte. Das hat

mich so sehr unglücklich gemacht; ich wußte nicht, was zu beginnen und war der Verzweiflung nahe, denn trotz allem fühlte ich immer deutlicher, daß ich nie von Paul lassen könne. Da sandte in diesem schrecklichen Kampfe die heilige Jungfrau Dich zu mir — o Mutter, Mutter, hilf Deinem Kinde!“ rief sie in herzbrechendem Tone, warf sich vor ihr nieder und umfaßte bittend ihre Kniee.

Frau Pawest hob sie liebevoll zu sich empor und nahm sie an das treue Mutterherz, das jetzt ja nichts mehr zu vergeben, sondern nur zu trösten hatte.

„Beruhige Dich, meine arme Elisabeth,“ sprach sie, ihr sanft über das reiche blonde Haar streichelnd, „wenn ich auch vorläufig noch nicht sehe, wie ich Dir helfen kann, so sollst Du wenigstens wissen, daß ich Deine Liebe nicht mißbillige. Danken wir doch Paul Beneke so unendlich viel und durch seine kühne Thaten hat er bewiesen, daß er ein Mann im edelsten Sinne ist, dem Eltern wohl ihr Liebstes anvertrauen dürfen, — aber vor allem mußtest Du doch zunächst wissen, ob er selbst eine Neigung zu Dir hegt. Hat er es Dir gesagt und wo und wann? Du bist doch nie mit ihm allein gewesen,“ fügte sie hinzu, indem sie ein gewisses Mißtrauen nicht zu unterdrücken vermochte, daß möglicherweise hinter ihrem Rücken irgend eine Verbindung zwischen den jungen Leuten bestanden haben könne.

Doch als sie in Elisabeths Antlitz schaute, auf dem der ganze Hauch kindlicher Unschuld ruhte, da

schwand jener Gedanke eben so schnell, wie er gekommen, und sie zweifelte nicht mehr an der Tochter Worten, als diese leise weinend erwiderte: „Er hat es nicht ausgesprochen, aber ich habe es in seinen Augen gelesen, als er mich in Weichselmünde schützend in seinen Armen hielt und dann, als er mir Lebewohl sagte. Es ist über ein Jahr seitdem vergangen, und ich habe in alle der Zeit nichts von ihm gehört. Was seine Augen sprachen, das habe ich damals wohl nicht verstanden, aber heute ist es mir voll zum Bewußtsein gekommen und mein Herz kann mich nicht täuschen.“

Frau Pawest drückte ihre Tochter warm an sich. Wohl konnte sie mit ihr fühlen, denn was sie äußerte, das hatte die Mutter ja einst selbst ebenso empfunden, als ihr Gatte ihr zum erstenmale im Leben gegenüber trat, und auch sie war nicht getäuscht worden. Ihre Ehe hatte ein ungetrübtes Glück geboten — und so konnte sie wohl ein gleiches für Elisabeth hoffen.

Der Gedanke an das Glück ihres einzigen Kindes überwog aber alles andere und sie opferte ihm auch jetzt willig die Aussicht auf die ehrenvolle und glänzende Stellung an der Seite Niederhoffs, die sie bisher so gern festgehalten. Könnte sich denn nicht Pauls Zukunft in ähnlicher Weise gestalten und versprach nicht sein kühner Muth, seine edle Gesinnung ihm die Wege dafür zu ebnen? Das Mutterherz bejahte nur zu gern diese Fragen.

„Fasse Muth, mein geliebtes Kind,“ sagte sie, „und gräme Dich nicht mehr. Sobald sich eine passende

Gelegenheit bietet, werde ich mit Deinem Vater sprechen und hoffe, daß sich Alles zum Guten wendet. Es trifft sehr günstig, daß der junge Niederhoff, wie ich gestern von ihm hörte, als Gesandter der Stadt auf längere Zeit nach Lissabon gehen wird. Sollte er bis dahin noch einen Antrag machen, so können wir mit Fug und Recht sagen, Du seiest noch zu jung zum Heirathen. Damit gewinnen wir Zeit, und mit ihrer und der heiligen Jungfrau Hilfe wird sich dann auch die Zukunft glücklicher gestalten. Nun aber will ich Dich allein lassen, trockne Deine Thränen und sammle Dich, damit der Vater bei seiner Zurückkunft kein verweintes Gesicht findet. Du weißt, er kann es nicht leiden, namentlich aber jetzt, wo er selbst so trübe gestimmt ist."

Sie drückte einen Kuß auf die Stirn Elisabeths, deren Züge durch die gehörten Worte wie verklärt erschienen.

„Wie danke ich Dir von ganzer Seele, meine Mutter, für Deine Liebe und den Trost, den Du mir gegeben," sagte sie, indem sie Frau Pawest zärtlich umarmte, „wie fühle ich mich leicht und froh, nachdem der schreckliche Druck von mir genommen ist. Nun habe ich Dich, um mit Dir von Paul zu sprechen, wie glückselig macht mich das," jubelte sie und ihre schönen blauen Augen glänzten wie Blumen im Morgenthau, wenn der erste Sonnenstrahl sie küßt.

Frau Pawest verließ das Zimmer, indem sie freundlich der Tochter zunickte.

Als sich die Thür geschlossen, nahm Elisabeth wieder die Stickerei zur Hand und begann eifrig die Nadel zu rühren; doch ihr Fleiß währte nur kurze Zeit. Wiederum entglitt ihr die Arbeit und ihre Gedanken schweiften in die Ferne, aber diesmal bedrückten sie nicht ihr Herz. Es waren Bilder einer verheißungsvollen schönen Zukunft, die vor ihrer Seele aufstiegen und sie in glückliche Träume wiegten.

Elftes Kapitel.

Ungefähr um dieselbe Zeit finden wir Kurt Bokelmann auf seinem gewohnten Platze in der Veranda des Blockhauses von Weichselmünde. Seine Blicke ruhten auf der weiten Wasserfläche, über die ein leichter nördlicher Wind strich, der hier und dort kleine Wellen überköpfte. Im übrigen erschien sie jedoch heute einförmig und öde; nirgends unterbrachen wie sonst weißschimmernde Segel die Gleichmäßigkeit und nur zuweilen sah man eine kreisende Möwe sich wie einen Pfeil aus der Luft herabstürzen, um einen Fisch zu erhaschen und sich schreiend mit ihrer Beute wieder zu erheben.

Im Hafen lagen zwar über hundert Schiffe dichtgedrängt und Mast an Mast, aber auch auf ihnen war alles wie ausgestorben. Kein geschäftiges Treiben herrschte, kein fröhlicher Gesang ertönte und die wenigen

Mannschaften, welche sich zeigten, gingen schweigend und gedrückt ihren Arbeiten nach. Der unerwartete dänische Friedensbruch, der das Auslaufen der Flotte hinderte und so tief in sämmtliche Erwerbsverhältnisse schnitt, lastete schwer auf allen Gemüthern.

Kurt saß in Gedanken versunken. Das letzte Jahr war nicht spurlos an ihm vorübergegangen, seine frühere Heiterkeit und Frische merklich geschwunden und auf seiner Stirn hatten sich tiefe Falten einge graben. Wie war alles so anders geworden in der Zeit! Wenn er damals auf die dringenden Bitten des Bürgermeisters sich auch hatte bestimmen lassen, sein Amt weiter zu führen, so konnte er doch die nach seiner Ansicht von Pawest ihm und seinen Söhnen zugefügte Beleidigung nicht verwinden. Nach wie vor that er seine Pflicht, aber er fand keine Freude mehr daran und von Tage zu Tage wurde es ihm schwerer. Er hatte sich deshalb in letzter Zeit ernst mit dem Gedanken getragen, seinen Dienst aufzugeben und durch die vor kurzem eingetroffenen betrübenden Nachrichten war seine Absicht zum festen Entschlusse gereift. Drinnen auf dem Tische lag bereits das Gesuch um seine Verabschiedung fertig geschrieben und sollte am andern Tage nach Danzig abgesandt werden.

Er fühlte sich einsamer als je; sein bester Freund und Waffengefährte Merten Bardewig war ihm entrissen und ruhte auf dem Meeresgrunde; vergebens hatte er über ein Jahr lang auf die Rückkehr der Söhne und seines geliebten „Mariendrache“ gewartet.

Alle die hochfliegenden Hoffnungen, die er an sie geknüpft, waren zerstört. Statt siegreich die Ostsee zu fegen, die Feinde der Stadt zu schlagen und neue Ruhmeskränze zu den alten zu fügen, die er selbst um das gute Schiff gewunden, waren sie zu thatenlosem Stillliegen verurtheilt, noch auf lange von der Heimat durch feindliche Uebermacht abgeschnitten und inzwischen wurde die Danziger Flagge durch die wortbrüchigen Dänen beschimpft und Niederlage auf Niederlage war zu gewärtigen. Oh! es war nicht die Schuld der Söhne, das wußte er wohl. Sie würden den Feind gewiß mit blutigen Köpfen zurückgewiesen haben, wenn das letzte Convoi nicht nur von einer Kogge, sondern, wie es sich gehörte, auch durch den „Mariendrache" geleitet worden wäre, anstatt diesen an ein fernes Gewässer zu fesseln, wo es nichts für ihn zu thun gab.

Wenn er sich auch über die Beweggründe nicht klar wurde, so maß er Pawest doch die alleinige Schuld an den unglücklichen Verhältnissen und der erlittenen Niederlage zu; sein ganzer patriotischer Zorn wallte auf und die Erinnerung an die heftige Szene im Hause des Rathsherrn trug nicht dazu bei, ihn milder zu stimmen. Ingrimmig erhob er sich von seinem Sessel und wanderte in der Veranda mit schweren Schritten auf und ab, die von den in seinem Innern tobenden Kämpfen Kunde gaben.

Plötzlich hielt er in seinem Gange inne und blickte unverwandt in der Richtung nach Hela. Ein

schwarzer Punkt auf dem Wasser hatte seine Aufmerksamkeit gefesselt. Bald unterschied sein scharfes Auge in dem Gegenstande ein Helenser Fischerboot, das seinen Weg auf den Hafen nahm. Es mußte große Eile haben, denn anstatt den günstigen, wenn auch schwachen Wind zu benutzen, wurde es gerudert, und zwar durch vier Riemen statt der sonst üblichen zwei, um es möglichst rasch vorwärts zu bringen.

Was mochte das bedeuten? Eine seltsame Unruhe bemächtigte sich des Mündemeisters, und er konnte kaum die Zeit erwarten, bis das Boot den Hafen erreichte. Als es an der Landungstreppe des Blockhauses anlegte, sprang einer der Insassen heraus, eilte in größter Hast die Anhöhe hinauf und rief schon von weitem dem ihm entgegenkommenden Kurt angstvoll die Worte zu: „Eine dänische Flotte ist in Sicht."

„Mann, habt Ihr Euren Verstand verloren?" herrschte ihn der Mündemeister an, dem die Nachricht im ersten Augenblick unglaublich erschien.

„Nein, nein Herr!" erwiderte fast athemlos der Fischer, „es ist Wahrheit. Vierzehn Segel sind's, die von Westen kommen, darunter fünf große Koggen und Barsen. Draußen steht flaue Briese und sie rücken nur langsam vorwärts, deshalb hat uns der Vogt geschickt, um Euch Bescheid zu sagen, damit Ihr nicht unvorbereitet seid."

Kurt stand einen Augenblick überlegend. Von Westen her wurden keinerlei befreundete Schiffe erwartet, er hätte es unbedingt wissen müssen. Die

letzte holländische Kornflotte war schon vor acht Tagen nach der Heimat gesegelt und die nächste konnte nicht vor einem Monat kommen, wenn überhaupt die Dänen sie durch den Sund ließen. Somit unterlag es keinem weiteren Zweifel mehr, die Fremden mußten Dänen sein, die, durch ihren letzten Erfolg übermüthig geworden, einen Handstreich auf den Hafen von Weichselmünde zu machen beabsichtigten.

Sobald der Mündemeister diese Ueberzeugung gewonnen hatte, war auch sofort sein Entschluß gefaßt. Alles andere trat in den Hintergrund, nur der eine Gedanke beherrschte ihn, die Feinde würdig zu empfangen und ihren Plan zu schanden zu machen. Seine ganze alte Spannkraft und Energie war zurückgekehrt. Nachdem er in der Eile den Dienstboten noch befohlen, die durch die lange Rudertour ermatteten Helenser mit einem Imbiß zu erfrischen, setzte er die Signalpfeife an den Mund und drei schrillende Pfiffe riefen den wachehabenden Hafenwart eiligst zur Stelle. „Laßt auf das schleunigste mein Boot fertig machen, um nach Danzig zu fahren, schickt mir den Konstabler und heißt den blauen Stander an der Flaggstange," befahl er und eilte dann in sein Zimmer, um dort eine Anzeige des drohenden Unheils an den Rathsherrn Pawest niederzuschreiben. Er war kaum mit den wenigen Worten fertig, als auch schon der Hafenwart wieder eintrat und ihm die Ausführung der empfangenen Befehle meldete

„Hier, nehmt diesen Brief und bringt ihn mit

meinem Boote zum Rathsherrn Berndt Pawest. Sollte er nicht zu Hause sein, so überliefert Ihr das Schreiben unverzüglich einem der Bürgermeister oder einem Rathsherrn mit dem Ersuchen, es zu öffnen, die größte Eile thue Noth. Schont nicht die Kräfte der Leute, laßt sie sich hinter die Riemen legen, in weniger als einer Stunde müßt Ihr Euern Auftrag erledigt haben."

Der Hafenwart nahm den Brief in Empfang, eilte in das Boot hinunter und schon nach wenigen Sekunden sah der nachschauende Mündemeister es mit gewaltigen Riemenschlägen stromaufwärts fliegen.

„Ruft Eure Leute zu den Feldschlangen und schafft Lot und Kraut zur Stelle," wandte er sich dann an den inzwischen erschienenen Konstabler, „ich hoffe, Ihr habt das gute Zielen nicht verlernt seit Bornholm, denn heute gilt es kein Freudenschießen, sondern bittern Ernst. In kurzer Zeit werden die Dänen um Hela kommen; nehmt sie so gut aufs Korn wie damals."

Der Konstabler war ein alter Schiffsmaat Kurts vom „Mariendrache" und die Dänen hatten ihn eben so fürchten gelernt wie jenen selbst. Seine Kugeln trafen nie fehl, sie erreichten stets mit tödtlicher Sicherheit ihr Ziel. Für seine treuen Dienste hatte Kurt ihm seit einigen Jahren den Ruheposten in Weichselmünde verschafft.

Er blinzelte seinen alten Kapitän mit schlauen Augen an. „Verlaßt Euch auf mich, Herr," erwiderte er, „ich hab's nicht verlernt und Ihr sollt Eure Freude

daran haben. Mir ist's immer so gewesen, als ob wir beide noch einmal mit den Dänen zusammen kämen und da habe ich mir inzwischen etwas Absonderliches ausgedacht, um sie zu überraschen."

„Was ist's, Merten Stolle?" fragte gespannt der Mündemeister.

„Oh, Herr, nur glühende Kugeln," erwiderte verschmitzt lächelnd der Angeredete, „sie werden sich sehr wundern, die Dänen, wenn sie eine davon in den Rumpf bekommen und gleich zu brennen beginnen. Das ist ihnen etwas Neues, aber ich glaube kaum, daß es ihnen sehr gefallen wird."

„Aber wie wollt Ihr das anfangen, ohne ein Unglück für Euch selbst anzurichten?" sagte Kurt zweifelnd, „das glühende Eisen muß ja das Kraut entzünden, ehe Ihr noch fertig mit Laden seid."

„Hat nichts zu sagen, Herr," beruhigte der Konstabler, „ich habe es schon heimlich probirt. Es ging ganz gut und ich wollte dieser Tage Euch bitten, es anzusehen. Ich dachte mir, es würde für unsere Fredekoggen und Auslieger ganz gut sein, wenn sie das vor ihren Feinden voraus hätten. Es bedarf nur eines kleinen Glühofens und zwei feuchter Vorschläge zwischen Kugel und Kraut, dann ist keinerlei Gefahr für die eigene Mannschaft. Für uns genügt dort jener Ofen zum Schmelzen des Peches für die Schiffe. Er ist dafür wie gemacht und steht ja ganz nahe bei den Feldschlangen."

Der Mündemeister sah sofort den großen Nutzen

des Vorschlages ein. Er drückte seinem klugen Konstabler, dessen artilleristisches Wissen und Können er stets sehr hoch geschätzt, die Hand und erwiderte: „Macht's, wie Ihr sagt, Merten; ich weiß, Ihr versteht Euer Fach und ich lasse Euch freie Hand."

„Ihr werdet es nicht bereuen, Herr," sprach der Konstabler zuversichtlich und begab sich auf seinen Posten. Bald wirbelten dicke Rauchsäulen aus dem Pechofen empor, und in seiner Gluth lag ein Dutzend zwölfpfündiger Kugeln fertig, um die Dänen im buchstäblichen Sinne heiß zu empfangen.

Im Hafen war es inzwischen ungemein lebendig geworden. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der Dänen verbreitet und eine Aufregung hervorgerufen, die natürlich keineswegs frei von Furcht und Schrecken war. Auf den Schiffen kletterten überall Matrosen in die höchsten Mastspitzen, um ängstlich nach den seit dem letzten Renkontre im Kattegat gefürchteten Feinden auszuschauen und es war gut, daß Kurt durch den blauen Stander sämmtliche Kapitäne zu sich signalisirt hatte und ihnen durch sein resolutes Wesen und seine umsichtigen Anordnungen neuen Muth einflößte. Sie waren nahe daran gewesen, vollständig den Kopf zu verlieren; doch die Worte des Mündemeisters, seine sicheren und durchdachten Befehle gaben ihnen das Vertrauen zurück und auch das jetzt gemeldete Erscheinen von Mastspitzen über dem Horizont hinter Hela vermochte es nicht wieder zu erschüttern.

Die am weitesten nach außen liegenden Schiffe wurden stromaufwärts geholt, um sie aus dem Bereich feindlicher Geschosse zu bringen; man sperrte den Eingang der Molen durch schwere Ketten und legte die beiden Geleitschiffe des Convois quer dahinter, deren Geschütze man auf die eine äußere Seite brachte. Nach zwei Stunden war Alles fertig und man konnte jetzt um so ruhiger den Feind erwarten, als dieser bei der flauen Briese noch wenigstens eben so lange Zeit gebrauchte, um in Schußweite zu kommen und die Ausgucks in den Toppen meldeten, daß die von Kurt requirirten Truppen aus der Stadt in Anmarsch begriffen seien, sowie auch Artillerie mitbrächten. Die Mannschaften der Schiffe wurden bewaffnet, in Fähnleins als Reserve aufgestellt und die Gefahr einer feindlichen Landung schien nunmehr beseitigt.

Aller Augen richteten sich auf die fremden Schiffe, die in vorzüglicher Ordnung segelnd, stetig ihren Kurs auf Weichselmünde hielten, während sie allmälig immer mehr aus dem Wasser wuchsen. Alle hatten Flaggen aber bei dem von hinten kommenden Winde wehten sie nicht aus und waren nicht zu erkennen; die Spannung wuchs von Minute zu Minute.

In diesem Augenblick kam Kurts Boot aus Danzig zurück. Es brachte den Bürgermeister Niederhoff und einige Rathsherren, die es für ihre Pflicht hielten, der drohenden Gefahr persönlich entgegenzutreten. Bald nach ihnen erschien auch der Stadthauptmann an der Spitze von fünfhundert Söldnern,

denen vier Geschütze nachfolgten. Tausende von Danziger Bürgern hatten sich den Truppen angeschlossen, und wohl nie waren in Weichselmünde so viel Menschen gewesen. In dichten Schaaren besäumten sie den Strand, um den Todfeind zu empfangen.

Der Bürgermeister war zu Bockelmann getreten, der noch immer vergebens darauf wartete, daß die Flaggen auswehen sollten. „Was meint Ihr,“ fragte er ihn, „sollten die Dänen wirklich die Kühnheit haben, in den Hafen zu kommen?“

„Ich weiß nicht, was ich davon halten soll,“ erwiderte Kurt kopfschüttelnd. „Sie müssen unbedingt die Menschenmasse hier sowie die Geschütze sehen und daraus abnehmen können, daß an das Gelingen eines Ueberfalles nicht zu denken ist. Ich kann die Flaggen nicht ausmachen, aber dänische Bauart ist's bis auf die beiden vordersten Schiffe; diese sehen unbedingt aus wie hansische Koggen. Aber was ist das?“ unterbrach er sich plötzlich, „sie beginnen zu feuern.“

In den Geschützpforten des vordersten Fahrzeuges blitzte es auf, dann folgte das zweite, dann noch drei andere. Der Donner der Schüsse rollte dumpf über das Wasser und sie folgten sich in regelmäßigen Zwischenzeiten. Als von jedem Schiffe neun Schuß gefallen waren, verstummte das Feuern. Ein Einschlagen von Geschossen wurde nirgends wahrgenommen.

„Was bedeutet das?“ rief der Bürgermeister.

Der Mündemeister erwiderte nicht gleich, aber seine noch immer auf die Schiffe gerichteten Augen

strahlten jetzt in seltenem Glanze und seine Züge schienen verklärt.

Dann wandte er sich plötzlich gegen Niederhoff, ergriff dessen beide Hände und sprach mit vor freudiger Erregung zitternder Stimme: „Wir haben nichts zu besorgen, es sind meine Söhne und Merten Bardewig, ich erkenne den ‚Mariendrache' und den ‚Pomuchel,' sie haben uns mit neun Schuß salutirt."

Der Bürgermeister starrte Kurt sprachlos an, da er glaubte, daß dieser irre rede.

„Was sprecht Ihr da?" fragte er endlich, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend.

„Es sind unsere Schiffe," jubelte dieser in lauter Herzensfreude, „und sie bringen dänische Prisen. Seht, jetzt luven sie auf und die Flaggen wehen aus. Und da ist auch der Besen! Oh ich wußte es, meine Söhne würden ihn handhaben, wie ich es erwartete. Um aller Heiligen willen schießt nicht, Konstabler," rief er mit Stentorstimme diesem zu, „es sind Freunde."

Er hatte gesehen, daß Stolle seine Feldschlangen richtete, um den Fremden eine Probe seiner neuen Erfindung zu geben; die glühenden Kugeln staken bereits in den Rohren.

Viele Hunderte der Umstehenden hatten des Mündemeisters letzte Worte vernommen und ihre Blicke wandten sich erwartungsvoll den Schiffen zu. Diese waren inzwischen etwas östlich gesteuert, so daß ihre Flaggen lustig im Winde flatterten und deutlich erkannt werden konnten. Ja, das waren

die Danziger Farben und auf den Prisen schleppte der Daneborg tief unter ihnen im Wasser! Wenn der Zusammenhang des wunderbaren Ereignisses auch allen noch unerklärlich blieb, so konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, es waren „Mariendrache" und der verloren geglaubte „Pomuchel," welche das Geschwader leiteten und jetzt wieder auf den Hafen zuschwenkten.

Ein brausender Jubelruf erscholl und pflanzte sich in tausendfachem Echo in der am Strande versammelten Menge fort. Nur mit äußerster Mühe konnte der Mündemeister seinen Befehlen Gehör verschaffen, die Sperrkette zu lösen und die Hafenmündung für den Einlauf der Schiffe frei zu machen.

Und als nun die letzteren in die Molen einliefen, der alte Bardewig zuerst und dann der „Mariendrache" und die übrigen, da ergriff die Zuschauer ein wahrer Freudenrausch. Man lachte und sprang, drückte sich die Hände und umarmte sich, als sei einem jeden Einzelnen das größte Glück bescheert worden.

Kurt stand mit dem Bürgermeister am Ufer und sie ließen die Schiffe an sich vorüberfahren, Ersterer war so bewegt, daß er nicht zu sprechen vermochte. Er winkte dem alten Freunde auf dem „Pomuchel" nur ein stummes Willkommen zu, und als dann der „Mariendrache" passirte und er Eler auf dem Kastell stehen sah, während unmittelbar hinter ihm Paul mit einer genommenen Barse folgte, da bewirkten Freude, Glück und Stolz, was der

tiefste Schmerz des Lebens bei dem starken Geiste des Mündemeisters nie vermocht hatte. Ueber seine in so vielen Kämpfen und Stürmen gebräunte Wangen rannen Thränen, und ihn beschlich eine solche Schwäche, daß er gezwungen war, sich einen Augenblick auf Niederhoff zu stützen.

„Vergebt," entschuldigte er sich, „ich werde alt es ist Zeit, daß ich mein Amt niederlege."

„Davor behüte uns Gott," erwiderte der Bürgermeister, „Ihr habt mir versprochen, hier auszuharren. Die Stadt hat niemand, um Euch zu ersetzen und in dieser schweren Zeit braucht sie solche Männer wie Euch nur um so mehr. Ihr seid kräftig genug an Geist und Körper, nur die Freude hat Euch übermannt Ich kann es Euch wohl nachfühlen, was Ihr empfindet. Bin ich doch selbst wie verwandelt seit kurzer Zeit. Ich kam hierher mit schwerem Herzen und tief gebeugt um unseres lieben Danzigs Noth und jetzt athme ich frei und leicht. Wie muß erst Euch zu Muthe sein in dem Gedanken, daß Euer bester Freund und Eure Söhne es sind, denen wir die Erlösung aus dem trüben Drangsal der letzten Zeit danken. Ihr seid zu beneiden, Kurt."

Statt aller Antwort drückte der Mündemeister dem Sprecher nur warm die Hand. Ja, er war zu beneiden, er fühlte es selbst und deshalb warf er auch alle trübe Gedanken über Bord. Die Zukunft erschien ihm wieder hell und froh und seine Hoffnungen

hatten sich in glänzenderer Weise erfüllt, als er je zu denken gewagt

Die Menschenmenge folgte den weiter stromaufwärts segelnden Schiffen, für welche in der Hafenmündung nicht Platz genug war, und die Beiden waren fast allein zurückgeblieben. Sie schritten langsam am Ufer hin, als sie querfeldein einen Mann in größter Eile auf sich zukommen sahen. Es war der Rathsherr Pawest, der athemlos und in Schweiß gebadet sich zeigte. Er hatte seinen Spaziergang bis Oliva ausgedehnt und war davon, wie er gehofft, wohlthätig berührt worden. Seine innere Unruhe begann sich zu verlieren und in der schönen Waldluft fand die bewegte Brust Erleichterung. Er bestieg den Karlsberg, um von ihm aus die prachtvolle Aussicht auf die Ostsee zu genießen und darnach den Rückweg zur Stadt anzutreten.

Kaum war er jedoch auf der Höhe angekommen, als das Menschengewoge am Strande von Weichselmünde seinen Blick fesselte. Unmittelbar darauf fiel dieser auf die ansegelnden Schiffe und als dann gleichzeitig der Donner der Geschütze an sein Ohr schlug, da glaubte er zusammenbrechen zu sollen. Die Dänen waren da, sie machten einen Angriff auf die Handelsflotte im Hafen — das fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele. „Du bist schuld daran,“ rief es in seinem Gewissen und wie von Furien gepeitscht stürmte er auf ungebahnten Wegen den Berg hinunter

dem Strande zu, unbekümmert um Gestrüpp und Dornen, die Haut und Kleider ihm zerrissen.

Er erkannte nicht die befreundeten Flaggen; in dem Jubelruf der Menge glaubte er nur das Echo der Stimmen in seinem Innern zu hören „du bist schuld daran!“

„Weiter, weiter;“ klang es gellend in seinen Ohren, wenn die Kräfte ihn zu verlassen drohten, „wenn du nicht mehr helfen kannst, dann sühne deine Schuld wenigstens mit deinem Blute,“ und er eilte weiter, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten.

„Um der Heiligen willen, Berndt Pawest, wo kommt Ihr her und wie seht Ihr aus?“ rief ihm der Bürgermeister zu, als er jenen mit zerrissenen Kleidern, verstörten Zügen und wie geistesabwesend auf sich zutreten sah.

Der Rathsherr hemmte plötzlich seine Schritte und starrte den Sprecher an, als ob er sich besinne, wem die Stimme angehöre

„Ah, Ihr seid es, Herr Bürgermeister,“ stieß er dann keuchend hervor, „ich war in Oliva, sah die Feinde kommen und stürzte hierher.“

„Dann beruhigt Euch, lieber Pawest,“ sagte Niederhoff, ihm die Hand reichend, „wenn es Dänen wären, würden wir ihrem Einsegeln in den Hafen nicht so ruhig zuschauen. Ein Theil der Schiffe waren Feinde, aber sie sind vom ‚Mariendrache‘ und ‚Pomuchel‘ genommen. Wie? das wissen wir

selbst noch nicht, doch wir hoffen es jetzt zu erfahren, denn seht, dort gehen sie gerade zu Anker."

Der Rathsherr stand bei diesen Worten wie vom Donner gerührt. Mechanisch folgten seine Augen der gegebenen Richtung, wo überall die Danziger Flaggen wehten. Der Bürgermeister hatte die Wahrheit gesprochen, und doch schien Pawest sie kaum fassen zu können. Der Wechsel von verzweifelnder Angst zu einer so ungeahnten Freude kam zu plötzlich, um ihn nicht auf das heftigste zu erschüttern. Er suchte nach Worten, fand sie aber nicht. Sein Herz klopfte zum Zerspringen, denn in ihm jubelte es auf: „deine Schuld ist von dir genommen, alles ist zum Guten gewendet"

Endlich ermannte er sich so weit, um etwas zu erwidern. „Ich sehe es," sagte er, „es sind die Unseren; Gott und den Heiligen sei Dank, daß sie uns vor großem Unglück bewahrt!"

„Amen!" sprach Niederhoff, „denn es sind Zeichen und Wunder geschehen, sonst hätten wir es nicht erleben können. Kommt, wir wollen den Kapitänen entgegengehen, ich sehe, daß sie die Boote fertig machen lassen, um an Land zu fahren."

Als sie sich zum Gehen wandten, sah der Rathsherr den Mündemeister, dessen Anwesenheit er in seiner heftigen Erregung bisher noch nicht bemerkt hatte. Kurt stand von ihm abgewendet und schaute nach den Schiffen. Im ersten Augenblicke hatte das Erscheinen des Rathsherrn seinen ganzen Zorn wieder wachzurufen gedroht, doch unterdrückte er die Regung,

wenngleich er sich nicht überwinden konnte, ihn zu begrüßen.

In Pawests Innerem kämpften ebenfalls widersprechende Gefühle. In der Erinnerung an die Kurt ohne Grund zugefügte Beleidigung war er tief beschämt, während es gleichzeitig seinen Stolz empfindlich verletzte, sich in Gegenwart des Bürgermeisters durch einen Untergebenen absichtlich ignorirt zu sehen. Er war im Begriff, aufzubrausen und sich zu einer heftigen Bemerkung hinreißen zu lassen, doch auch er besiegte sich selbst. Er erinnerte sich rechtzeitig, daß es an ihm sei, etwas gut zu machen, daß er gerade denen, welchen er Unrecht gethan, Kurts Söhnen, so viel verdanke, und nicht er allein, sondern auch die ganze Stadt.

„Verzeiht, daß ich Euch noch nicht einmal begrüßte,“ sagte er zu Kurt in freundlichem Tone, „aber die Ereignisse hatten mich so verwirrt, daß ich Euch zuerst garnicht bemerkt habe. Es ist eine lange Zeit vergangen, seitdem wir uns zuletzt gesehen haben, mehr als ein Jahr, und ich kann mich nicht freisprechen davon, daß ich die Schuld daran trage. Ich sagte damals unüberlegte Dinge und verwundete Euch Vergebt mir und lasset Euren Groll fahren.“ Er reichte ihm die Hand, in die Kurt ohne Zaudern herzlich einschlug. Ein so unumwundenes Eingeständniß entwaffnete ihn vollständig, auch wenn nicht schon sein von Glück und Freude erfülltes Herz bereit ge-

wesen wäre, selbst bei weit geringerem Entgegenkommen alles zu vergeben.

„Ich danke Euch für das, was ihr gesprochen," erwiderte er, „und es soll das Letzte sein, was darüber laut wird. Laßt uns das Jahr ausstreichen, es war auch ein schweres für mich. Der heutige Tag hat mir aber so viel Gutes gebracht, daß ich reich entschädigt bin und wenn Ihr einverstanden seid, Herr Pawest, dann werden wir eine neue Zeit mit gutem Willen beginnen."—

„Ich will es," sprach der Rathsherr und der Sieg, den er über sich selbst errungen, that seinem Herzen wohl.

Mit großer Befriedigung blickte der Bürgermeister auf die beiden. Als er Pawest den Mündemeister anreden sah, war er zartfühlend bei Seite getreten. Wenn er auch nichts Näheres über die Ursache des Zerwürfnisses zwischen ihnen wußte, war ihm doch nicht verborgen geblieben, daß ein solches und zwar ein sehr tiefgehendes existirte. Umsomehr erfreute es ihn, aus den Mienen der von ihm so hochgeschätzten Männer zu entnehmen, daß jetzt ein Ausgleich stattgefunden hatte und mit feinem Takte lenkte er das Gespräch auf ein anderes Gebiet.

„Denkt nur, Pawest," sagte er scherzend, „der Mündemeister wollte mich vorhin glauben machen, er sei zu alt, um seinen Posten weiter zu verwalten, und dabei blitzt doch wahrhaft jugendliches Feuer ihm aus den Augen. Helft mir nun, ihn umzustimmen

und sagt ihm ebenfalls, daß weder wir noch die Stadt ihn entbehren können."

„Wenn ich wirklich so nöthig bin, wie Ihr meint, Herr Bürgermeister," erwiderte Kurt in gleichem Tone, „dann will ich gern von meinem Vorhaben abstehen und meine Schuldigkeit weiter thun, so lange meine Kräfte ausreichen."

Damit war das Eis gebrochen und jeder Zwang beseitigt. Die Ereignisse boten reichen Stoff zur Weiterführung des begonnenen Gespräches, das jedoch sehr bald durch einen abermaligen donnernden Jubelruf der versammelten Menge abgelenkt wurde. Die drei Kapitäne hatten das Ufer betreten und nahmen ihren Weg zum Blockhause.

„Wenn Ihr Eure Söhne begrüßt habt," sagte jetzt Niederhoff, „dann werden Pawest und ich uns auch etwas von ihnen erzählen lassen. Inzwischen wollen wir einen reitenden Boten nach Danzig senden, um die Unseren von Angst und Sorge zu befreien." Er nickte Kurt freundlich zu und richtete, gefolgt von Pawest, seine Schritte auf den Hauptmann der Söldner, während der Mündemeister sich in seine Wohnung begab.

Nach wenigen Minuten vereinigten sich Eler, Paul und Bardewig dort mit ihm und feierten mit dem Vater und Freunde ein Wiedersehen, wie es schöner und erhebender nicht sein konnte. Nie hatte Kurt ein stolzeres Glück empfunden, als heute, wo die drei Männer ihm sieg- und ruhmgekrönt entgegentraten, die seinem Herzen am nächsten standen.

Bald darauf kam auch der Bürgermeister zurück, um die drei Helden im Namen der Stadt warm willkommen zu heißen und ihnen einen vorläufigen Dank für ihre außerordentlichen Leistungen auszusprechen, nachdem er die näheren Umstände mit Bewunderung und Staunen angehört hatte.

„So lange Danzig solche Männer besitzt wie Euch, die Ihr hier versammelt seid,“ sprach er feierlich, „wird sein Stern nicht untergehen. Unser Glück und Wohlergehen beruht auf unserer Macht zur See. Ihr habt wiederholt gezeigt, daß Ihr die Ehre unserer Flagge unter den schwierigsten Umständen hochzuhalten versteht und keine andere Stadt der Hansa hat Euresgleichen aufzuweisen. Nach der schweren Niederlage, die Ihr den Dänen zugefügt, zweifle ich nicht, daß sie demüthig um Frieden bitten müssen, aber anderseits sehe ich auch voraus, daß wir deshalb doch keine Ruhe haben werden. In nicht langer Zeit wird sich unser Verhältniß zu England ändern und wir gehen dann einem ernsten Kampfe entgegen. So weit mein Einfluß reicht, werde ich dafür sorgen, daß es dann nicht wieder an Schiffen fehlt, wie dieses Mal. Mit solchen Führern wie Euch kann der Sieg nicht ausbleiben. Lebt wohl für heute, Ihr treuen Männer. In kurzem hoffe ich Euch den entsprechenden Lohn für das, was Ihr Großes vollbracht, vermitteln zu können.“

Er verabschiedete sich, um mit des Mündemeisters Boot den Rückweg nach Danzig anzutreten. Pawest

war bereits dahin abgegangen und hatte sich von den Truppen ein Pferd verschafft, um selbst die frohe Botschaft des glänzenden Sieges nach Danzig zu bringen. Auf diese Weise vermied er auch, Paul zu begegnen. Er hatte Kurt Abbitte geleistet, aber er vermochte seinen Stolz nicht soweit zu überwinden, um jetzt schon Paul im engeren Kreise entgegenzutreten und freundlich gegen ihn zu sein. Der Gedanke, daß er in dem jungen Manne Hoffnungen erwecken könne, deren Erfüllung er immer noch als etwas Unmögliches betrachtete, war die Haupttriebfeder dabei. Sein Fortgehen, ohne die Kapitäne vorher persönlich zu begrüßen, motivirte er dem Bürgermeister gegenüber mit dem gerechtfertigt erscheinenden Wunsche, die Seinen, welche nichts über sein Verbleiben wußten, möglichst bald zu beruhigen.

Der Abend kam und die Tausende, welche voll banger Sorge nach Weichselmünde gezogen waren, strömten leichten Herzens und in froher Stimmung nach Danzig zurück, laut das Lob ihrer Seehelden preisend.

Nur ein Einziger war mißgestimmt und mit den Resultaten des Tages nicht zufrieden — Merten Stolle. Er bedauerte schmerzlich, daß die Dänen nicht gekommen waren, weil ihm dadurch die schöne Gelegenheit entging, seine neue Erfindung an ihnen zu probiren. Sein einziger Trost war, daß sie sich wenigstens im Ernstfalle bewährt und er den Triumph hatte, des Mündemeisters Zweifel glänzend wider-

legen zu können. Die in die Feldschlangen geladenen glühenden Kugeln staken noch in den Rohren und waren wieder kalt geworden, ohne das Pulver zu entzünden. Die doppelten feuchten Vorschläge hatten völlig ihren Zweck erfüllt und diese Gewißheit verschaffte ihm wenigstens eine ruhige Nacht.

Hätte er freilich ahnen können, daß nach fast vier Jahrhunderten seine Erfindung die Eroberung zweier stolzen dänischen Kriegsschiffe in der Bucht von Eckernförde durch deutsche glühende Kugeln vermitteln sollte, so würden Stolz und Ehrgeiz dem braven Konstabler wohl die Nachtruhe geraubt haben.

Zwölftes Kapitel.

Der Bürgermeister Niederhoff hatte recht gehabt, wenn er zum Rathsherrn Pawest äußerte: „Es sind Zeichen und Wunder geschehen, daß wir es haben erleben können.“ Der Sieg der Danziger über die Dänen gehörte zu jenen merkwürdigen Wechselfällen im Kriege, deren Gelingen, mag es auch noch so gut vorbereitet und von Muth, Tapferkeit und List begleitet und unterstützt werden, dennoch oft an einem seidenen Faden hängt und leicht in das Gegentheil umschlagen kann. Freilich behält auch häufig das Sprichwort Geltung, „dem Tapferen ist das Glück hold,“ und in dem vorliegenden Falle hatte es sich ebenfalls be-

währt; ihren großartigen Erfolg dankten die Danziger Seeleute hauptsächlich ihrer Tapferkeit im Bunde mit Vorsicht und Klugheit.

Die schmerzliche Ungeduld der Brüder, welche vergebens auf eine sichere Bestätigung der zu ihnen gedrungenen Gerüchte warteten, war auf das höchste gestiegen und fast unerträglich geworden, als eines Tages ein havarirtes Schiff in Sicht kam, dem der Großmast fehlte und das auf den Hafen von Zween steuerte, in dem der „Mariendrache" vor Anker lag. Beim Näherkommen zeigte sich die Bauart als hansisch und man hoffte deshalb, von ihm vielleicht etwas Näheres zu erfahren. Bald erkannte man die Danziger Flagge — es war ein Kriegsschiff und man denke sich das ebenso unbegrenzte wie freudige Erstaunen aller, als es keinem Zweifel mehr unterliegen konnte, daß es Bardewigs Schiff, der verloren geglaubte „Pomuchel" selbst sei.

Sofort wurde das Esping gemannt und die Brüder eilten in erklärlicher Erregung dem alten Freunde eine Strecke entgegen. „Grüß Gott, Kinder!" rief Merten ihnen schon von weitem zu, „Ihr dachtet wohl nicht, mich so bald wieder zu sehen und noch dazu flügellahm. Nun, man kann nicht immer mit gutem Winde segeln; man bekommt auch einmal eine Bö von vorn, doch das geht über und man darf deshalb nicht den Muth verlieren."

„Den Heiligen Dank, daß Ihr lebt," erwiderte Eler, „hier sprach man Schlimmes; Ihr wäret in

den Grund geschossen und mit Mann und Maus gesunken."

„Ganz so arg ist es nicht, aber nahe daran war es," sagte Merten und erzählte nun die näheren Daten des Ereignisses. Beim Passiren von Anholt im Kattegat waren plötzlich drei dänische Auslieger hinter der Insel vorgekommen und hatten gleichzeitig den „Pomuchel" angegriffen in der Absicht, zuerst ihn zu überwältigen, und dann über die Handelsschiffe herzufallen. Merten hatte sofort den letzteren Signal gemacht, unter Preß von Segeln zu fliehen und dann unerschrocken den ungleichen Kampf aufgenommen. Er wurde sehr hart bedrängt, trotzdem gelang es ihm, den einen Dänen durch eine aus nächster Nähe abgegebene glatte Lage außer Gefecht zu setzen. Möglicherweise hätte er auch die beiden anderen zurückgeschlagen, doch traf eine unglückliche Kugel seinen Großmast und warf ihn über Bord. Nun war ihm nichts anderes übrig geblieben, als mit dem südlichen Winde nordwärts zu fliehen. Er wurde auch nicht verfolgt, sondern die Dänen warfen sich auf das Konvoi, auf welches sie es hauptsächlich abgesehen hatten. Trotz mannhafter Gegenwehr fielen ihnen die vier hintersten Schiffe in die Hände, die übrigen entkamen jedoch glücklich. Da der „Pomuchel" in seinem Zustande nur sehr beschränkt manöverirte, und der Wind inzwischen mit frischer Brise auf Südost gegangen war, so hatte Merten, weil er die Elbe oder Weser nicht erreichen konnte, vor den Wind gehalten und seinen Kurs nach

Zween gesetzt, um sich dort mit dem „Mariendrache“ zu vereinigen.

„Nun helft mir so bald als möglich zu einem Großmast, Kinder,“ schloß der alte Seebär seinen Bericht, „und dann wollen wir es den Dänen schon heimzahlen, wie damals bei Bornholm. Zwar ist diesmal Euer Vater nicht dabei, aber ich denke, Ihr Beide werdet es auch thun und zeigen, daß Ihr es ihm abgesehen habt, wie man die Ostsee fegt. Meint Ihr nicht?“

„An uns soll es nicht liegen,“ erwiderten die jungen Leute, denen das Herz bei dem Gedanken laut klopfte, sich endlich mit dem Erbfeinde messen zu können, „aber,“ warf Eler ein, „werden wir ohne Befehl des Rathes handeln können?“

„Ah bah!“ äußerte Bardewig, „wir brauchen keinen Befehl. Würdest Du Dich einen Augenblick besinnen, einem Freunde zu Hilfe zu kommen, wenn Du ihn in Gefahr siehst?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Nun, liegt die Sache hier anders? Vier von unseren Schiffen sind genommen; wir müssen sie wiederhaben und womöglich noch einige dazu. Da heißt es handeln und zwar schnell, damit wir die Dänen überraschen, denn nur dann haben wir Aussicht. Wollen wir den Befehl des Rathes abwarten, dann ist der günstige Augenblick verpaßt. Aber schweigen, Kinder! Niemand darf eine Ahnung haben, wohin wir gehen und was wir wollen. Es giebt überall Verräther und

sie können unsern Plan zu schanden machen. Vor allem jedoch für mich einen neuen Großmast. Je eher ich ihn bekomme, desto eher können wir fort."

Merten's Worte hatten jedes weitere Bedenken Elers beseitigt und es wurde noch alles Nähere verabredet. Sobald das Schiff im Hafen Anker geworfen, machte man sich energisch an das Werk. Ein Mastholz war in den Lagern des vielbesuchten Hafens ohne Schwierigkeit bald beschafft, und die Zimmerleute gingen mit solchem Eifer an die Herstellung, daß schon nach vierundzwanzig Stunden der neue Mast eingesetzt werden konnte. In der Zwischenzeit wurden beide Schiffe übergelegt, um den Boden zu reinigen und zum Zwecke des schnelleren Segelns ihn mit einer Salbe aus Talg und Graphit einzuschmieren. Ebenso schaffte man die Verwundeten der Barse an Land, warb für sie und die im Gefecht Gefallenen neue Leute, und schon am zweiten Tage war alles so weit fertig, daß man mit Tagesgrauen in See gehen konnte. Bei der Musterung der Mannschaften vor dem Fortgehen fehlte jedoch Klaus Henning. Abends zuvor hatte man ihn noch an Bord gesehen, das Schiff lag vor Anker im freien Wasser, die Boote waren während der Nacht geheißt und niemand konnte sich sein Verschwinden erklären.

„Sollte der Arme über Bord gefallen sein?" meinte Eler bedauernd.

„Der über Bord! Er schwimmt wie eine Ente," erwiderte Paul. „Nein, er ist desertirt, denn sein

bester Anzug ist mit ihm fort. Wirst Du nun endlich glauben, daß der Kerl nur ein Heuchler gewesen ist, wie ich stets behauptete?" Ein gewisser Triumph lag in den Worten, aber Eler erwiderte nichts darauf und Paul ließ rücksichtsvoll den Gegenstand ebenfalls fallen.

Das Geheimniß, wohin man segelte, war gut bewahrt. Unter die Neugierigen, welche am Ufer den Schiffen nachsahen, hatte sich auch ein Mann in Bauerntracht gemischt. Als die übrigen Zuschauer sich schon lange zerstreut hatten, stand er noch am Hafendamme und verfolgte aufmerksam den Kurs der Absegelnden. Erst als die Unterschiffe sich unter den Horizont senkten, verließ er seinen Platz und murmelte: „Sie steuern südwest, das geht in den Kanal, heute Abend müssen wir ihnen nach. Nun schlägt bald die Stunde der Rache, auf die ich über ein langes Jahr gewartet," setzte er hinzu indem ein teuflischer Ausdruck seine Züge überflog. „Wehe Euch Beiden, wenn ihr in meine Hände fallt!"

Er schlug den Weg nach dem Innern des Hafens ein und ging dort an Bord eines Schiffes, an dessen Gaffel die englische Flagge wehte. Auf dem Deck empfing ihn ein seemännisch gekleideter Mann der ihn schon länger erwartet hatte. „Nun, wie steht es?" fragte er den Ankommenden „Alles in Ordnung," erwiderte dieser, „ich brauche keine Verkleidung mehr, sie sind fort und zwar nach dem Kanal, wie ich mir gedacht. Sie steuerten südwest und setzten, als sie

etwa eine Meile außerhalb des Hafens waren, Leesegel. Es wird ihnen aber nicht viel helfen, es sind hansische Quertreiber, denen auch das Bodenreinigen nicht viel hilft. Wir wollen gegen Mittag fort, dann holen wir sie morgen doch wieder ein und können unsere Zeit abpassen."

Der Sprecher war einer jener Freibeuter, wie sie damals mit ihren Schiffen Nord- und Ostsee heimsuchten und unter falscher Flagge und falschen Papieren als scheinbar friedliche Kauffahrer in den verschiedenen Häfen umherlungerten, um nach Beute auszuspähen. Wehe dem unglücklichen Fahrzeuge, das ihnen in die Hände fiel. Es wurde beraubt, angebohrt und mit der gesammten Mannschaft in die dunkle Tiefe versenkt, um keine Zeugen zu hinterlassen.

Der Pirat hatte Recht gehabt. „Mariendrache" und „Pomuchel" steuerten nach dem Kanale zu und hatten auch Leesegel gesetzt, was man sonst nur thut, wenn man längere Zeit in geradem Kurse zu fahren beabsichtigt. Indessen täuschte er sich dennoch und konnte sich mit dem alten Merten Bardewig, der seit dreißig Jahren als Auslieger die See durchfurcht, an Schlauheit nicht messen. Dieser dachte sich sehr wohl, daß man von Land aus seinen Kurs und seine Bewegungen beobachten werde und handelte danach. Er konnte nicht wissen, ob die Witterung ihm gestatten werde, sobald nach dem Sunde zu kommen und wollte vor allem verhindern, daß man vorher dort von seinem Plane Wind bekomme.

So lange deshalb die Küste in Sicht war, segelten er und Eler westwärts, während sie gleichzeitig mit den Schiffen äußerlich eine solche Wandlung vornahmen, daß sie möglichst unkenntlich wurden. Man zog die Geschütze innenbords, schloß sorgsam die Kanonenpforten, veränderte den Anstrich und ließ Segel und Takelage möglichst liederlich erscheinen. Da die gesammte Mannschaft dabei verwendet wurde, nahm die Arbeit nur wenige Stunden in Anspruch und die Verkleidung war so gut gelungen, daß selbst der alte Bardewig sein großes Behagen daran fand.

Sobald aber der letzte blaue Streifen des Landes unter den Horizont tauchte, wurden die Leesegel niedergeholt, die Raaen scharf angebraßt und fort ging es in geradezu entgegengesetzter Richtung nach Nordosten. Es schien wirklich, als ob selbst die Elemente zu Hilfe kämen, denn der Wind zog sich nach Westen und wurde so steif, daß die vor ihm dahin fliegenden Schiffe kaum ihre Segel zu tragen vermochten Hier und dort begegnete man entgegenkommenden Seglern, aber Niemand auf ihnen glaubte etwas anderes, als ehrsame friedliebende Kauffahrer zu sehen, die noch dazu so schwach bemannt seien, daß sie nicht einmal ihre Segel straff aufheißen konnten.

Am dritten Tage schon kam Skagen in Sicht und die Schiffe liefen in das Kattegat ein, um nahe der dänischen Küste nach Süden zu steuern. In dem ruhigen Wasser segelten beide parallel und in Sprechweite nebeneinander her. Der redselige Merten unter-

hielt sich gern und gab auch noch allerlei gute Rathschläge für diesen oder jenen Fall, der möglicherweise eintreten konnte.

Sie beabsichtigten durch die Enge von Lässö zu gehen, als der im Top postirte Ausguck ein Schiff meldete, das in der Rinne vor Anker lag. Aller Blicke richteten sich auf den Fremden und Pauls scharfe Augen entdeckten zuerst, daß es nach Bauart und Takelage eine Däne sei und zwar ein Auslieger.

„Hat er gelbe Masten und Raaen?" rief Merten herüber, dem man Pauls Beobachtnng mitgetheilt, „und führt er einen weißen Streifen unten an der Verschanzung?"

„Ja wohl!" tönte vom „Mariendrache" die Antwort.

„Dann ist es die Barse, deren Kugel mich lahmlegte," erwiderte Bardewig hocherfreut. „Nun wollen wir sehen, ob er auf unsere Angel beißt. Kurs nach Südost, Kinder, dann denkt er wir haben Angst, aber die Fässer über Bord damit er uns einholen kann. Wir müssen ihn so weit wie möglich in See locken; dort unter Land machen unsere Karthaunen zu viel Lärm und man wird aufmerksam. Wenn wir ihn weit genug draußen haben, werde ich euch einen Wink geben, dann nehmen wir ihn zwischen uns und es müßte wunderbar zugehen, wenn wir das Fischchen nicht in fünf Minuten in unseren Netzen hätten. Nun aber vorwärts, sonst wird es Abend. Auf mit dem Ruder und alle Segel gesetzt, als ob der Teufel uns jagte."

Die Schiffe legten ihre Steuerruder auf und hielten nach Südost ab, um gleich danach alle Hilfssegel aufzupacken, als ob sie's gar eilig hätten.

Die List gelang vollständig und zur allgemeinen Freude der Deutschen biß der Däne gründlich auf die Angel. Er hatte die an ihrer Bauart als Osterlinge erkannten Fahrzeuge schon als gute Beute betrachtet und war vor Anker geblieben, um sie in der engen Durchfahrt bequem abzufangen. Als er sie jetzt jedoch plötzlich abschwenken sah, ließ er sich nicht einmal Zeit, die Anker zu lichten, sondern kappte das Tau und steuerte unter Preß von Segeln den Flüchtlingen nach.

Er war kein schlechter Läufer, würde aber trotzdem die Danziger nicht eingeholt haben, wenn diese sich nicht auf schlaue Weise selbst Hemmschuhe angelegt hätten. Nach Bardewigs Anordnung waren große und oben offene Tonnen an starken Tauen befestigt. Man setzte zunächst eine von ihnen über Bord und ließ sie längsseit schleppen. Dadurch wurde die Fahrt der Schiffe so verringert, daß der Auslieger sichtlich auflief, was ihn natürlich noch erpichter auf die Verfolgung machte und ihn immer weiter von Land ablockte. Die stets in Sprechweite segelnden Deutschen waren nicht wenig erbaut davon, daß ihr Gegner so willig auf die Leimruthe ging. Der alte joviale Bardewig wechselte allerlei Scherzworte mit Eler und Paul und die hinter der Verschanzung verborgenen Mannschaften konnten kaum ihre Lustigkeit bezähmen.

„Jetzt ist's Zeit für die zweite Tonne," rief Merten nach einigen Stunden zum „Mariendrache" hinüber. „Von Land sind wir weit genug und können das Netz bald zuziehen. Doch keinen unnöthigen Lärm mit den Geschützen gemacht, Kinder, die Enterbeile thun das viel stiller und schneller. Sobald er uns zum Beilegen auffordert, scheren wir etwas auseinander, und wenn wir ihn zwischen uns haben, legen wir ihm an Bord, ihr an Steuerbord, ich an Backbord, dann sitzt er in der Falle."

Die zweite Tonne wurde über Bord gesetzt und der Däne kam danach sehr schnell heran. Wie triumphirte man auf ihm, einen so fetten Bissen so bequem einzuheimsen und wie höhnte man auf die schwerfälligen „Butzköpfe" von Koggen.

Jetzt blitzte es in seiner Bugpforte auf; eine Dampfwolke wirbelte in die Luft, dumpfer Donner rollte über das Wasser und eine Kugel sauste pfeifend durch die Takelage der Schiffe. Es war die Aufforderung zum Beilegen.

„Er kann die Zeit nicht erwarten," lachte Merten, „doch jetzt beigelegt und dann klar zum entern."

Die oberen Segel wurden niedergelassen, das Großmarssegel gegen den Wind gestellt; die Schiffe machten nur noch wenig Fahrt und schoren etwas auseinander.

„Wie gehorsam sie sind," sagten die Dänen, „und wie feige diese großprahlerischen Osterlinge, nicht einmal eine Kugel wagen sie uns zuzuschicken."

Gut, daß Eler den Besen vom Großmast hatte herunternehmen lassen, die Worte wären den Feinden sonst wohl in der Kehle stecken geblieben.

Der Auslieger lief in den geöffneten Raum zwischen den beiden Schiffen. Da gar kein Widerstand geleistet war, standen seine Leute fertig bei den Booten, um sie zu Wasser zu lassen und von den Schiffen Besitz zu nehmen. Jetzt aber änderte sich auf einmal die Scene wie durch Zauberei.

Auf einen Wink Bardewigs legten die Danziger ihre Ruder in entgegengesetzter Richtung und ihr Bug drehte sich auf den in ihrer Mitte befindlichen Dänen zu. Gleichzeitig flogen die Geschützpforten auf und die Karthaunen zeigten drohend ihre Mündungen, während vierhundert mit Enterbeilen und Piken bewaffnete Matrosen und Ruters hinter den Verschanzungen auftauchten und sich klar zum Sprunge auf dieselben pflanzten.

Das Manöver war so genau berechnet und so geschickt ausgeführt, daß beide Schiffe gleichzeitig längseit kamen; die Enterhaken flogen hinüber und der Däne saß von ihren eisernen Armen umklammert unbeweglich fest in der ihm so geschickt gelegten Falle.

Das Ganze ging so schnell und überraschend vor sich, daß die Feinde ganz starr vor Entsetzen waren und als danach die Danziger auf ihr Verdeck stürmten, wagten sie nicht die leiseste Gegenwehr, sondern ließen sich, mit dem Kapitän an der Spitze, willenlos gefangen nehmen.

„Das hat gut geklappt, Kinder," schmunzelte Bardewig, als er nach Eroberung des Ausliegers seinen jungen Freunden die Hand schüttelte. „Einen hätten wir, nun fehlen noch die beiden anderen und dann unsere eigenen vier. Das wird aber nicht lange dauern und dazu sollen uns die Dänen selbst helfen. Laßt uns einmal in die Kajüte treten, wir wollen das gleich ordnen. Ihr," wandte er sich an den Kapitän des Dänen, „seid wohl so gut und begleitet uns, wir haben einiges mit einander zu besprechen."

Alle vier begaben sich in die Kajüte des genommenen Schiffes. „Habt Ihr einen Kaperbrief?" fragte Merten den Gefangenen. — „Ja!" lautete die Antwort.

„Das spricht etwas zu Euren Gunsten," fuhr der Alte ironisch fort, „wenn auch nicht viel, da Danzig keinen Krieg mit Dänemark hat. Vor vierzehn Tagen habt Ihr deshalb wohl nur aus Versehen meinen Großmast abgeschossen, sechs von meinen braven Schiffskindern in den Tod gelegt, noch mehr schwer verwundet und vier Schiffe meines Convois genommen. Ihr könnt indessen dies Versehen wieder gut machen, wenn Ihr ein paar Fragen, die ich an Euch richten werde, der Wahrheit gemäß beantwortet. Wo sind augenblicklich Eure beiden Kameraden von vor vierzehn Tagen?"

Der Däne, noch voll von Ingrimm und Wuth, daß er sich so hatte überlisten lassen, schwieg mürrisch.

„Ihr scheint Euch zu besinnen und habt es vielleicht vergessen," nahm Bardewig nach kurzer Pause

wieder das Wort. „Nun, dann muß ich Eurem Gedächtnisse wohl etwas zu Hilfe kommen. Hört also gut zu, was ich sage," fuhr er ernst werdend fort, „ich wiederhole es nicht zum zweiten Male."

„Ihr habt, ohne Fehde anzusagen, den Frieden gebrochen und auf hoher See Schiffe geraubt. Wißt Ihr, was darauf folgt? Ihr habt nach hansischen Gesetzen das Leben verwirkt und seid uns Kapitänen, die Euch jetzt auf neuem Seeraub betroffen, in die Hand gegeben."

„Nun lasse ich Euch die Wahl," und Bardewig betonte jedes Wort bedeutsam, „entweder beantwortet Ihr meine Fragen rückhaltlos und der Wahrheit gemäß, und ich behandle Euch wie ehrliche Feinde, oder ich mache von meinem gesetzlichen Rechte Gebrauch und Ihr mit Euren gesammten einhundertfünfzig Mann marschirt als Piraten sofort über die Planke."

Erschreckt blickte der Däne den Sprecher an. In dessen Gesicht spiegelte sich jedoch eine solche unbeugsame Energie, daß er keinen Zweifel hegen konnte, die Drohung werde zur That, um so mehr, als er wußte, daß die Hansen mehr als einmal an Seeräubern ein solches Beispiel statuirt hatten. Dabei mußten die Delinquenten auf einer quer über die Schiffswand gelegten Planke hinausgehen, die man dann innen aufwippte, um jene in die See stürzen zu lassen.

„Fragt!" erwiderte er nach einer kleinen Pause.

„Ihr habt das bessere Theil erwählt," sagte Merten, und seine Züge nahmen wieder den gewohnten

freundlichen Ausdruck an, „wo also befinden sich Eure beiden Kameraden?“

„Sie liegen unter Anholt vor Anker,“ lautete die Anwort.

„Gut! und wo sind unsere vier Schiffe, die Ihr genommen?“

„Ebenfalls dort!“

„Habt Ihr Erkennungssignale mit den andern Ausliegern verabredet, und welche?“

„Ja! bei Tage ein rother Stander im Großtop, bei Nacht drei Laternen unter einander.“

„Das genügt mir vorläufig,“ äußerte Merten, „das übrige wollen wir nun schon selbst besorgen. Indessen möchte ich die Wahrheit Eurer Aussagen doch in einigen Punkten prüfen. Uebergebt mir den Kaperbrief und das Signalbuch.“

Der Gefangene öffnete mit einem Schlüssel, den er bei sich trug, einen Wandschrank in der Kajüte, entnahm beides und reichte es schweigend an Merten, der zunächst den Kaperbrief öffnete. Er war von König Christian auf „seinen gegenwärtigen Kapitän, den lieben und getreuen Klaus Knippow“ ausgestellt und gab diesem auf, „die Danzigschen sammt ihren Anhängern, Helfern und Helfershelfern zu beschädigen, zu kränken und ihnen Widerstand und Abbruch zu thun, sowohl zu Wasser als zu Lande, wie es am besten scheinen möge, in der offenbaren See oder in dänischen Flüssen oder Häfen.“ Zugleich forderte der Brief auf „alle und etzliche Könige, geistliche und

weltliche Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Freie, Bannerherren, Ritter, Knechte, Admirale, Auslieger in der See, Amtleute, Vögte, Zöllner, Bürgermeister Rathmannen und Gemeinheiten — seinem vorgemeldeten lieben und getreuen Hauptmann mit freundlichem Fleiß, günstigem Sinn und gütlichem Begehren zu begegnen, ihm und seinen sämmtlichen Genossen, sowie seinen Prisen freies Geleit und Unterstand zu geben, sowie sie nach Nothdurft zu versorgen. Wir hegen," schloß der Brief, „die tröstliche Zuversicht, daß ihr uns hierin gutwillig entgegen sein werdet. Wir wollen dafür Euch allen und etzlichen besonders freundlich verschuldet sein und es nach Gebühr Euch und den andern mit besonders gnädigem und günstigem Willen allewege erkennen."

„Nun dann werden wir besondern Anspruch auf den gnädigen Willen Eures Königs haben," meinte Merten, „denn wir werden nicht nur Euch, sondern hoffentlich auch den beiden andern Ausliegern freies Geleit nach Danzig und dort sichern Unterstand geben."

Er steckte den Brief in seine Tasche und nahm dann das Signalbuch an sich, dessen Deckel von Blei gefertigt war, damit es sofort auf den Meeresgrund sänke, wenn es bei feindlicher Bewältigung des Schiffes über Bord geworfen würde. Hier war aber eine so plötzliche Ueberrumpelung gewesen, daß dazu keine Zeit blieb, und so kamen die Danziger Kapitäne in den Besitz aller dänischen Signale, was sie nach besten Kräften auszunutzen gedachten.

Die Angaben des Gefangenen über die geheimen Erkennungszeichen stimmten mit dem Buche. „Ich sehe, Ihr habt bis jetzt die Wahrheit gesagt, Klaus Knippow,“ äußerte Merten zu diesem, „und ich zweifle nun auch nicht länger an der Richtigkeit Eurer übrigen Angaben. Ihr werdet deshalb bis auf weiteres mit den Eurigen als Kriegsgefangene behandelt und auf unsere beiden Schiffe vertheilt werden.“

Die letztere Anordnung wurde sofort ausgeführt und dann in Bardewigs Kajüte Kriegsrath über die weiter vorzunehmenden Schritte gehalten. Die Berathung nahm nur kurze Zeit in Anspruch; Bardewig brachte einen bereits fertigen Plan vor, dem die jungen Leute, namentlich aber Paul, in allen seinen Theilen auf das freudigste zustimmten, da ihm darin die Hauptrolle zugedacht war, die ihm volle Entschädigung für das thatenlos verlorene letzte Jahr versprach.

Danach wurden zweihundertfünfzig der besten und zuverlässigsten Leute der beiden Schiffe ausgewählt und mit ihnen der dänische Auslieger bemannt, während man inzwischen die Gefangenen unter guter Hut in die geschlossenen Schiffsräume sperrte, um bei der geschwächten Mannschaft in jeder Beziehung gegen eine etwaige Revolte gesichert zu sein. Paul erhielt das Kommando der Barse und den Auftrag, die beiden Auslieger in Anholt zu überraschen, sie zu nehmen und sowohl sie wie die vier Danziger Schiffe aus dem Hafen in See zu bringen, wo „Mariendrache“ und

„Pomuchel" sie aufnehmen würden. Alle weiteren Einzelheiten überließen Merten und Eler, die den bestehenden Gesetzen nach in See auf ihren eigenen Schiffen bleiben mußten, Paul, dessen Schneid, Erfahrung und Tapferkeit ihnen zur Genüge bekannt waren, um ihm vollständig freie Hand zu geben.

Wie klopfte diesem das Herz voll stolzer Freude, als er mit dem schönen neuen Schiff unter den Füßen, das die Dänen besonders gut für den von ihnen geplanten Krieg hatten bauen lassen, absegelte, um einen Coup zu vollführen, der, wenn er gelang, ihn unbedingt einen mächtigen Schritt seinem Ziele näher bringen und seinen Namen mit Ruhm und Ehre umgeben mußte. Und daß das Unternehmen gelingen würde, hoffte er bestimmt. Mit der Kenntniß der feindlichen Signale zweifelte er nicht daran, sich den andern Ausliegern ohne Verdacht so weit nähern zu können, um sie mit Aussicht auf Erfolg zu überfallen. Ebenso durfte er sich auf seine Mannschaften verlassen; er hatte sie in dem verflossenen Jahre in jeder Richtung kriegstüchtig geschult, und von ihrem Muthe war er überzeugt.

„Glückliche Fahrt!" riefen Merten und Eler ihm zu, als er mit seiner Barse absegelte. Er winkte dankend mit der Hand und senkte dreimal die Flagge zum Abschiedsgruß. Dann luvte das Schiff scharf an den Wind, um in südwestlichem Kurse auf die Insel Anholt zu steuern, deren höchste Spitze man wie eine bläuliche Wolke am Horizont schimmern sah.

Unter dem Drucke der frischen Brise flog es wie ein Vogel dahin über die leichten Wellen, deren weiße Kämme im Sonnenlichte blitzen und näherte sich seinem Ziele. In directer Richtung es zu erreichen, gestattete der Wind nicht, und Paul mußte laviren, doch das war nur ein günstiger Umstand mehr für seine Zwecke. Zum Kreuzen gezwungen, konnte er sich ohne aufzufallen noch während des Tages so weit der Insel nähern, um dort die dänische Flagge und die geheimen Signale erkennen zu lassen. Dann erregte sein Einlaufen bei Nacht keinerlei Verdacht, was seinen Plan ganz besonders förderte.

Er manövrirte so, daß er mit Dunkelwerden noch etwa anderhalb Meilen vor dem Hafen war und recognosciren konnte. In ihm lagen mehrere Schiffe, die beiden Auslieger aber weiter draußen, während einige freistehende Geschütze den Eingang deckten. Sobald er die Flaggen unterscheiden konnte, heißte er auch auf seinem Schiffe, den Danebrog und wechselte mit den Ausliegern das Erkennungssignal.

Damit lag der Weg ungehindert vor ihm offen und er richtete nun sein Laviren so ein, daß er kurz vor Mitternacht an Ort und Stelle sein konnte. Zum sichern Ansegeln des unbekannten Fahrwassers hatte er den gefangenen dänischen Lotsen seines Schiffes mitgenommen. Die Drohung, ihn sofort niederhauen zu lassen, wenn das Schiff den Grund berührte, während ihm sonst die Freiheit versprochen wurde, hatte diesen willig gemacht, den richtigen Weg zu zeigen.

Als sich das Schiff dem Ankerplatze näherte, wurden alle weiteren Vorkehrungen getroffen, um sogleich das Werk beginnen zu können. Man setzte die Boote aus und bemannte sie mit je dreißig ausgesuchten und genau instruirten Leuten. Die Zimmerleute schifften sich mit verschiedenen Planken ein und ebenso wurden einige große Petarden mitgeführt.

Etwa fünfhundert Schritt vor dem vordersten Auslieger, der ebenso weit von dem andern entfernt lag, ankerte Paul, ließ jedoch die Segel nicht fest machen, um ohne Verzug zum Fortgehen bereit zu sein. Die Nacht war mondlos, der Himmel bedeckt und in der Dunkelheit konnte man nur schwach die Umrisse des ersten Dänen unterscheiden.

Aufmerksam lauschte Paul in die Nacht hinaus, doch nichts verieth, daß seine Ankunft irgend welche besondere Aufmerksamkeit erregt hatte. Die drei Laternen hatten ihre Schuldigkeit gethan; das Signal wurde beantwortet, und als sie heruntergeholt waren, herrschte überall tiefe Ruhe auf dem Wasser.

Eine halbe Stunde wurde noch gewartet, dann übergab Paul das Kommando der Barse dem Bootsmann des „Mariendrache" mit der Anweisung, sofort das Tau zu kappen, sobald eine Laterne gezeigt würde, und auf den Schein loszusegeln. Er selbst begab sich in das erste Boot und ließ das zweite folgen. Die Riemen waren umwickelt, um kein Geräusch zu machen, und beide Fahrzeuge glitten fast lautlos wie gespenstige Schatten über die dunkle Wasserfläche. Sie näherten

sich ungesehen dem Dänen; kein Anruf erfolgte. Vor dem Bug des Ausliegers schoren sie etwas aus einander und ließen sich dann längsseit treiben. Alles blieb todtenstill. Wie die Katzen kletterten die Matrosen, die ihr Schuhwerk abgelegt, leise an den Schiffsseiten hinauf und betraten das Deck. Das Klirren einer Waffe ließ jetzt die Schildwache erschreckt aus ihrem Halbschlaf emporfahren, doch ehe sie noch einen Laut von sich geben konnte, war sie überwältigt und ein drohend erhobenes Enterbeil erstickte ihren beabsichtigten Alarmruf.

Ebenso vorsichtig wurden nun die zu den Mannschaftsräumen führenden Luken zugedeckt und die Zimmerleute schroben über sie und die Thür der Kapitänskajüte die vorbereiteten Planken fest. Damit war die gesammte, ruhig weiter schlafende Besatzung gefangen genommen und das Schiff, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wäre, erobert.

Das Glück war dem kühnen Paul hold und er zögerte keinen Augenblick, dasselbe weiter auszunutzen. Nach Zurücklassung einer starken Wache ruderte er in derselben Weise auf den zweiten Auslieger zu, doch hier wurde das Spiel nicht so leicht. Die Schildwache war aufmerksam, sie rief die Boote an, als diese noch etwa hundert Schritte entfernt waren und stieß, als sie keine Antwort erhielt, den Alarmruf aus.

„Forsch hinter die Riemen gelegt, Jungens,“ ermunterte Paul seine Leute, „und auf das schnellste geentert, sonst giebt es blutige Arbeit.“

Die Leute holten mit aller Kraft aus, daß die Riemen zum brechen standen, und die Boote wie ein Pfeil durch das Wasser flogen. In wenigen Sekunden war das Schiff erreicht, doch der Ruf des Postens hatte die Mannschaften geweckt und sie stürzten aus ihren Kojen nach oben.

„Allzeit gut Danzig!“ rief Paul den Seinen zu und sprang mit gewaltigem Satze allen voran auf das feindliche Deck. Da sah er sich dem dänischen Kapitän gegenüber, dessen Säbel über seinem Haupte geschwungen war. Nur geschicktes Ausbiegen rettete ihn vor einem tödlichen Streiche, der seinige dagegen traf nicht fehl, und lautlos brach der Gegner zusammen, während Pauls Leute die übrigen halbbekleideten und in der Eile nur theilweise bewaffneten Feinde vor sich her und in das Zwischendeck hinuntertrieben. Die dazu abgetheilten Matrosen hatten ihre Petarden am Schiffe befestigt und standen klar bei den Lunten, um sie in Brand zu stecken. sobald der Angriff mißlingen sollte, aber es kam nicht dazu. Wenige Minuten entschieden den Sieg; was nicht gefallen oder gefangen war, hatte sich hinunter geflüchtet. die Luken wurden wie auf der andern Barke geschlossen und damit war auch der zweite Auslieger in der Gewalt der Deutschen, die keinen Mann verloren und nur einige leicht Verwundete hatten.

Jetzt galt es noch die Geschütze unbrauchbar zu machen, welche den Hafeneingang beherrschten. Paul gebot Schweigen und lauschte wieder in die Nacht

hinaus. Kein verdächtiger Laut war zu hören, offenbar hatte man von dem kurzen, nur mit blanker Waffe geführten Kampfe, den außerdem Niemand ahnen konnte, weder im Hafen noch am Lande etwas gemerkt. Dann stieß ein Boot ab, ruderte an das Ufer, und wenige Minuten später kündeten einige aus der Ferne schwach herüberklingende Schläge, daß man sich auch dieser Aufgabe glücklich entledigt hatte. Die Kanonen waren vernagelt.

Damit waren Stadt und Hafen dem Sieger preisgegeben, dessen Artillerie beides beherrschte, und Paul beschloß, das wider Erwarten so glücklich begonnene Werk sofort zu Ende zu führen.

Er ließ eine Laterne nach rückwärts zeigen, und kaum eine Viertelstunde später sah man durch die Nacht eine dunkle Masse sich heranbewegen. Es war der Bootsmann mit der Barse, der nach Pauls Anweisnng nahe vor dem Hafen geräuschlos seinen Anker in den Grund gleiten ließ. Die vier Boote der Prisen wurden bemannt, und alle sechs ruderten in tiefem Schweigen in den Hafen, wo außer den vier deutschen noch sechs dänische Schiffe am Ufer fest gemacht lagen. Wachen waren nirgends aufgestellt; Niemand glaubte das leiseste befürchten zu müssen und draußen wußte man ja die Auslieger auf Vorposten.

Die Haltetaue wurden gekappt, die Bugsirtaue befestigt und nach kaum einer Stunde waren sämmtliche zehn Schiffe aus dem Hafen bis in die Nähe der äußersten Barse geschleppt und dort zu Anker gebracht

Der Handstreich war auf das glänzendste gelungen, das Glück den Deutschen bis zum letzten Augenblicke treu geblieben, und nur noch die Befreiung der am Lande gefangen gehaltenen deutschen Prisenmannschaften zu bewerkstelligen. Doch das machte Paul keinerlei Sorge mehr, er hatte die Insel in seiner Gewalt und verschob die Ausführung bis zum andern Morgen. Er wollte seinen braven Mannschaften, die ihn so ausgezeichnet unterstützt, noch einige Stunden Ruhe gönnen, und konnte es sich anderseits nicht versagen, sich an dem Schrecken zu weiden, der die Inselbewohner mit dem kommenden Tage ergreifen mußte, wenn sie die Deutschen im Hafen und sich ganz ihrer Gnade preisgegeben sahen. Als die Dänen nach Hellwerden sämmtliche Kauffahrer plötzlich draußen vor dem Hafen erblickten, bemächtigte sich ihrer zuerst ein sprachloses Erstaunen über den unerklärlichen Vorgang. Dann erfolgte ein Hin- und Herlaufen; bald war die ganze Bevölkerung am Ufer versammelt und die Deutschen hatten ihre große Freude an der offenbar herrschenden und stets wachsenden Verwirrung. Endlich stieß ein Boot ab und richtete seinen Weg auf die nächstliegende Barse: der darin befindliche Hafenmeister wollte den Zusammenhang des seiner Autorität gespielten Streiches erforschen. Man ließ ihn ruhig an Bord kommen, doch wer malt den Schrecken des armen Dänen, als er sich plötzlich wildfremden Gesichtern gegenüber sah und bald in ihnen die gefürchteten Hansen erkannte. Derselbe Schrecken erfaßte nahezu gleichzeitig die ganze

Landbevölkerung, als jetzt nach dem Vorgange Pauls auf allen genommenen Schiffen die Flaggen emporstiegen und sich an den Mastspitzen nicht der Danebrog, sondern die Danziger Farben entfalteten. Eine vollständige Panik war die Folge; in wilder Flucht stürmte Alles auseinander in die Häuser, um zu retten, was zu retten war und damit landeinwärts zu fliehen. Man sah die Kanonen drohend auf sich gerichtet, sämmtliche Schiffe in Feindes Gewalt und erwartete nichts anderes, als Plünderung, Brand und Verheerung. Paul war jedoch weit entfernt von dergleichen; seinem edlen Sinne widerstrebte es, auf solche Weise mit Wehrlosen Krieg zu führen und ihm genügte der errungene Erfolg. Er forderte deshalb vom Hafenmeister nur die Auslieferung der deutschen Schiffsmannschaften sowie 10 000 Pfund Groß Entschädigung für die geraubten Ladungen. Sei binnen drei Stunden dieser Forderung Folge gegeben, so werde er die Insel schonen, im anderen Falle jedoch plündern lassen und dann die Stadt an allen vier Ecken anzünden.

Der Hafenmeister zitterte wie Espenlaub und versprach sein Möglichstes zu thun, um dem Verlangen zu willfahren.

Die Drohung wirkte in vollem Maße, und um so mehr, als jetzt noch zwei weitere große Schiffe aus dem leichten Morgennebel auftauchten, welche ebenfalls die Danziger Flagge führten und ihren Kurs auf den Hafen nahmen. Es waren „Mariendrache“ und „Pomuchel.“ Eine gewisse Besorgniß, daß Pauls

Unternehmen möglicherweise nicht glücklich abgelaufen sein könne, hatten Eler und Bardewig bewogen, schon so früh zu erscheinen, um in solchem Falle Hilfe zu bringen. Als sie jedoch die deutschen Flaggen auf sämmtlichen Schiffen erkannten, da drehten sie draußen bei und warteten auf den nicht mehr zweifelhaften Ausgang.

Die gesetzte Zeit war noch lange nicht verflossen, als Bürgermeister und Rath von Anholt die geforderte Loskaufsumme überbrachten, und Paul verlor nun keinen Augenblick, um mit seinen Prisen in See zu gehen und sich mit seinen Kameraden zu vereinigen.

Als er sich demselben näherte, da erscholl von den beiden Schiffen ein nicht endenwollender Jubelruf, und Merten wie Eler beglückwünschten von ganzem Herzen den Freund zu der kühnen That, die er mit ebensoviel Geschick wie Glück vollführt hatte. Es war dadurch nicht nur die vor vierzehn Tagen erlittene Niederlage vollständig ausgewetzt und die Danziger Flagge aufs neue mit hohem Ruhme bedeckt, sondern den Dänen auch eine so empfindliche Schlappe zugefügt, daß sie nothwendig auf den Gang des Krieges bedeutenden Einfluß üben und den Danzigern außerordentliche Vortheile geben mußte. Die drei neuerbauten und als besondere Schnellsegler werthvollen Barsen, auf welche die Dänen so große Hoffnungen gesetzt, waren ihnen genommen und wurden nun gegen sie gewandt, das war ein gar zu schwerer Schlag.

Man hatte auf den drei Barsen nahe an fünf-

hundert Gefangene gemacht, etwas mehr als die Zahl der eigenen Besatzungen betrug. Der vorsichtige Bardewig schlug deshalb vor, sie nicht mit nach Danzig zu nehmen, sondern sie wieder nach Anholt zurückzuschicken. Man wußte nicht, wie lange die Reise dorthin dauerte, konnte mit dem Proviant zu kurz kommen oder auch mit Feinden zusammentreffen, und namentlich im letzteren Falle war eine solche Masse Gefangener an Bord gefährlich.

Eins der genommenen Handelsschiffe befand sich in schlechtem Zustande; man brachte deshalb die Gefangenen auf dasselbe, behielt nur Kapitäne, Steuerleute und Unteroffiziere zurück und zwang jene, durch Vorenthaltung von Proviant und Wasser, so schnell wie möglich den Hafen der Insel wieder aufzusuchen.

Danach setzte sich das ganze Geschwader in Bewegung und richtete mit dem günstigen Winde seinen Kurs südwärts gegen den Sund, den man bald nach Mittag erreichte.

Hier wollte jedoch Bardewig, wie er sagte, den Dänen noch ein absonderliches Vergnügen bereiten und ließ ganz nahe unter dem festen Schlosse von Helsingör vorbeisteuern. Die drei Auslieger segelten vorn und hinten, „Mariendrache,“ „Pomuchel“ und die Handelsschiffe in der Mitte eng hintereinander. Jene hatten die dänische Flagge geheißt, diese die dänische mit der danziger darunter, um als den Osterlingen genommene Prisen zuerscheinen.

Als die Dänen das zahlreiche Geschwader auf

sich zukommen sahen, gab es zuerst große Aufregung in der Feste. Man vermuthete Feinde, besetzte die Geschütze und berief alle Truppen unter die Waffen. Sobald man jedoch die Flaggen erkannte, ertönte Siegesgeschrei, Alles lief auf die Wälle, man ließ die Geschütze stehen und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Niederlage der Danziger. Von nah und fern strömten Neugierige herbei, um sich an dem seit undenklicher Zeit nicht genossenen freudigen Schauspiele zu laben und dem glänzenden Triumphzuge zuzuschauen, in welchem die Auslieger ihre große Beute nach Kopenhagen zu führen gedachten.

Schmunzelnd stand Bardewig an der Verschanzung seines Schiffes und unterhielt sich in gewohnter Weise scherzend mit seinen jungen Freunden auf dem „Mariendrache.“ Als jedoch das Geschwader querab vom Schlosse war und in nicht mehr als fünfhundert Schritt Entfernung von den Kanonen der Festung vorübersegelte, hörte man seine helle Stimme zu Eler hinüberklingen: „Alles klar?“ und die Blicke der Besatzungen richteteten sich auf die Mastspitze des „Pomuchel,“ wo an der Flaggleine ein kleiner Ballen schwebte.

„Alles klar!“ ertönte Elers Antwort und auch von den drei Ausliegern kam dieselbe Meldung zurück.

„Reiß aus!“ kommandirte Merten.

Die Schleife der um den Ballen gewickelten Flaggleine wurde ausgerissen und eine rothe Flagge entfaltete sich am Top. Unmittelbar danach verschwanden sämmtliche dänische Flaggen, um den deutschen

Platz zu machen und auf den genommenen Fahrzeugen unter diesen im Wasser zu schleppen. Die Dänen hatten nicht Zeit, über diese plötzliche Wandelung zu erstaunen, denn in demselben Augenblicke wartete ihrer eine andere furchtbare Ueberraschung. Sämmtliche Kanonenpforten der Danziger Schiffe flogen in die Höhe, die Karthaunen und Feldschlangen öffneten ihren ehernen Mund, hundertfacher Donner erkrachte, brach sich in schaurigem Echo an den Mauern des Schlosses und ein Hagel von Geschossen trug Tod und Verderben in die Reihen der erstarrten Feinde. Ehe sie noch wieder zur Besinnung kamen, war das Geschwader schon aus dem Bereich ihrer Geschütze und die Dänen konnten nur in ohnmächtiger Wuth ihm nachschauen, um zu sehen, wie an Stelle der breiten Wimpel im Großtop der Kriegsschiffe der gefürchtete Besen wieder erschien und ihnen kündete, daß er es noch verstand, die Ostsee rein zu fegen.

Wenige Stunden darauf war der Sund passirt; unter vollen Segeln und mit fliegenden Flaggen steuerten die kühnen deutschen Seeleute dem Heimatshafen zu, um dort Noth und Sorge in Freude und Glück zu wandeln.

Dreizehntes Kapitel.

Der 10. Juli im Jahre des Herrn 1468 war für die Annalen der guten Stadt Danzig ein bemerkenswerther Tag. Bürgermeister und Rath hatten beschlossen, an ihm die Sieger von Anholt, die seit einer Woche mit reichen Trophäen heimgekehrt waren, festlich einzuholen und ihnen für ihre außerordentlichen Thaten öffentlich den Dank der Stadt abzustatten. Nach feierlichem Tedeum in der Marienkirche, das der Bischof selbst celebrirte, sollten die drei Kapitäne im Artushof ihre Belohnungen empfangen, und daran sich ein auf Kosten der Stadt hergerichtetes Festmahl reihen. Alle öffentlichen und auch die meisten Privatgebäude prangten in reichem Flaggenschmuck oder waren mit Blumen oder Grün verziert. Auf der Straße wogte es Kopf an Kopf und in der Nähe des Krahnthors, wo man die drei Kapitäne erwartete, hatten die Stadtwaibel vollauf zu thun, um in dem Gedränge eine Passage offen zu halten.

Das Rathsboot war nach Weichselmünde gesendet, um die Gefeierten zu holen und Pawest als Schifffahrtsdeputirter beauftragt, ihnen das Ehrengeleite zu geben, sowie den Mündemeister mitzubringen. Auch Letzterer, der Danzigs Flagge zuerst auf dem Meere so gefürchtet gemacht und der die Söhne zu so tüchtigen Schiffsführern herangebildet hatte, sollte theilnehmen an dem Triumphe und selbst dadurch geehrt werden; so hatten es auf Niederhoffs Vorschlag

Bürgermeister und Rath einstimmig beschlossen. Für Pawest war der Auftrag kein angenehmer, aber er konnte sich demselben nicht entziehen. Das erste Zusammentreffen mit Paul empfand er peinlich und es bedurfte seiner ganzen Selbstbeherrschung und Formengewandtheit, um einigermaßen darüber fortzukommen, umsomehr als Paul selbst sich wenig Mühe gab, seine eigenen Gesinnungen zu verbergen. Er war kalt wie Eis und wenn nicht Merten Bardewig in seiner jovialen Weise die Unterhaltung etwas belebt hätte, würde die Fahrt eine höchst traurige gewesen sein, da auch Eler und der Mündemeister sich gedrückt fühlten. Erst als das Boot sich der Stadt näherte, wurden die Gedanken seiner Insassen auf andere Gegenstände geleitet und die Seeleute sahen sich auf einmal im Mittelpunkte eines wahren Triumphzuges. Beim Passiren des Holms, einer unmittelbar vor Danzig gelegenen kleinen Insel, gaben einige dort aufgestellte Geschütze das Signal der Ankunft. Die Glocken begannen zu läuten und aus den dicht mit Zuschauern besetzten Fenstern der am Wasser gelegenen Häuser wehten überall Tücher und ertönten frohe Willkommenrufe. Am Krahnthore standen die Bürgermeister und sämmtliche Rathsherrn in Amtstracht, um die Ankömmlinge zu empfangen, während die versammelte Volksmenge sie mit tausendstimmigem Jubel begrüßte und ihnen bis zur Marienkirche das Geleit gab. Das prachtvolle Gotteshaus, das zweitgrößte Deutschlands, war bis auf den letzten Platz gefüllt,

und wohl mochte ein Gefühl berechtigten Stolzes die Herzen der drei Kapitäne bewegen, als sie hier die Bevölkerung einer ganzen Stadt Dankgebete Gott darbringen sahen für eine große That, welche er durch ihre Vermittelung hatte vollführen lassen.

Nach Beendigung des Hochamtes wurden die eroberten feindlichen Flaggen vor dem St. Georgenaltare feierlich aufgehängt und damit der kirchliche Akt geschlossen. Der Zug bewegte sich dann durch die Jopengasse nach dem Artushofe, wo die tapferen Seeleute den Dank der Stadt erhalten sollten. Der Artushof war damals ein öffentliches Vergnügungslokal, in dem sowohl die in Danzig anwesenden Fremden, wie auch die vornehmeren Bürgerklassen der Stadt zu Unterhaltung und geselligem Beisammensein zusammenkamen, sich aber doch wieder nach Nation und Vermögen in sechs sogenannte Bänke sonderten, von denen die Reinholdsbank die vornehmste und eine andere, die Schifferbank, für die Schiffer bestimmt war. Das Gebäude bestand aus zwei Räumlichkeiten, dem großen und kleinen Hof, während nach dem zehn Jahre später erfolgenden Brande, der es von Grund aus zerstörte, nur der kleinere in seiner jetzigen Gestalt wieder aufgebaut wurde. Trotzdem vermochten die Höfe nur eine beschränkte Zahl Besucher aufzunehmen und das eigentliche Volk mußte sich begnügen, vor den Thüren zu bleiben.

Als die zum Eintritt Berechtigten versammelt waren, klopfte einer der Herolde mit seinem schweren

messingbeschlagenen Stabe dreimal auf die Steinfliesen zum Zeichen, daß die Feierlichkeit beginnen solle und tiefes Schweigen trat an die Stelle des bisherigen Stimmengemurmels.

Der Bürgermeister Niederhoff erhob sich von seinem Sitze und begab sich auf einen freien Platz in der Mitte des Hofes, während ein ihm folgender Rathsdiener ein prachtvoll mit Gold und Silber ausgelegtes Elfenbeinkästchen trug. Mit sonorer Stimme und in zum Herzen sprechenden Worten kündete er der lauschenden Menge, in wie kluger, vorsichtiger und tapferer Weise drei Danziger Seeleute von der Stadt und ihrer Bevölkerung schweres Unheil abgewandt, eine traurige Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandelt, dem Seehandel wieder freie Bahn eröffnet und den hinterlistigen Feind nicht nur gedemüthigt, sondern ihm auch die Mittel genommen hätten, an neue Verrätherei zu denken. Eine solche That sei in der Geschichte Danzigs einer der glänzendsten Punkte und verdiene eine entsprechende Belohnung. Die Stadt habe deshalb beschlossen, den drei kühnen Männern nicht nur durch seinen Mund einen öffentlichen Dank auszusprechen, sondern sie auch noch auf andere sichtbare Weise auszuzeichnen und zu ehren.

„Tretet zu mir heran, Merten Bardewig, Eler Bockelmann und Paul Beneke,“ wandte er sich dann an diese, welche der Aufforderung Folge leisteten, „und empfanget durch mich den Lohn für eure Tapferkeit.“ Mit diesen Worten öffnete er das Elfenbein-

kästchen und entnahm ihm drei schwere goldene Ketten, um sie den Genannten umzuhängen. „Euch aber, Paul Beneke," fuhr er dann fort, „der Ihr besonders zum Gelingen der siegreichen Thaten beigetragen. überreiche ich hiermit gleichzeitig die Bestallung als Kriegshauptmann der freien und Hansestadt Danzig. Bürgermeister und Rath lassen Euch die Wahl, aus den drei genommenen dänischen Barsen diejenige auszusuchen, welche Ihr befehligen wollt, da die Stadt das Vertrauen hegt, daß Ihr mit jedem Schiffe ihre Flagge in Ehren halten und ihre Feinde besiegen werdet."

Als der Bürgermeister das Schriftstück an Paul ausgehändigt hatte, trat er auf seinen Platz an der Reinholdsbank zurück; durch den ganzen Artushof aber ging es wie ein allmälig schwellendes Brausen, bis ein donnernder Beifallsjubel der Versammelten den Gefühlen Ausdruck gab, welche die Worte Niederhoffs in ihnen wachgerufen hatten. Alles umdrängte die Gefeierten, um sie zu beglückwünschen und ihnen die Hand zu drücken und namentlich war Paul der Gegenstand der allgemeinsten und wärmsten Theilnahme. Seine kühne Fahrt zur Liburne, die Bewahrung des „Mariendrache" vor dem Versinken, sie waren unvergessen und hatten ihn bereits seit langem zum volksthümlichen Helden gestempelt. Vergebens suchte er in seiner Bescheidenheit sich den dargebrachten Ovationen zu entziehen, er war mit Eler von allen Seiten umringt und sie konnten nicht einmal bis zum

Vater gelangen, dessen von stolzem Glück leuchtendes Auge sie auf sich ruhen sahen.

„Bist Du nun damit ausgesöhnt, Paul, daß wir mit dem „Mariendache“ so lange draußen bleiben mußten?“ flüsterte ihm Eler zu, als sie einen Augenblick unbehelligt blieben. „Sagte ich Dir nicht damals, als Du verzweifeln wolltest, daß Du nur Gewinn davon haben würdest? Des Rathsherrn Pläne sind zu schanden geworden und wenn Du auf die Galerie uns gegenüber schauen willst, dann wirst Du finden, daß ich auch noch in einem andern Punkte damals Recht gehabt habe.“

Paul sah in der angedeuteten Richtung zur Galerie und zuckte zusammen; aber es war nur ein freudiger Schreck, der ihn durchfuhr. Dort oben, wo die Frauen und Töchter der Rathsherren der Feierlichkeit als Zuschauer beigewohnt, begegnete sein suchender Blick dem Strahle eines Augenpaares, der sein Herz traf und alle Fibern desselben erbeben ließ.

Es war Elisabeths unerwartete Erscheinung, die so mächtig auf ihn eingewirkt hatte. Sie saß mit ihrer Mutter in der ersten Reihe der Galerie und Frau Pawests freundlicher Gruß lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Tochter. Nur einen Moment sah er ihren Blick auf sich ruhen, dann senkte sie in sittsamer Verschämtheit und tief erröthend das Haupt, aber dieser Moment hatte hingereicht, um die stille Neigung, welche Paul seit jenem Tage, wo er Elisabeth schützend in seinen Armen hielt, im Herzen

trug, zur hellen Flamme anzufachen. Er offenbarte ihm auf einmal die ganze Gewalt der Liebe, welche er für sie hegte und in jenem Strahle hatte er gelesen, daß sie erwidert wurde. Wohl war während der langen Abwesenheit oft ihr Bild vor seiner Seele aufgestiegen und alsbald flohen auch dann stets die trüben Gedanken, die ihn bedrückten, nie aber war es ihm von so lieblichem Reiz umflossen erschienen, wie heute. Wie herrlich hatte sich das junge Mädchen entfaltet, welcher Zauber sprach aus den harmonisch schönen Zügen! Sein Auge haftete wie gebannt an dem süßen Antlitze, er vergaß Alles um sich her und erst ein lauter Zuruf Elers führte ihn in die Wirklichkeit zurück.

„Herr Johannes Niederhoff, der Sohn des ersten Bürgermeisters, wünscht Deine Bekanntschaft zu machen, Paul," sagte Eler und winkte ihm bedeutungsvoll mit den Augen zu, um ihn zu mahnen, daß sein Benehmen auffalle. Paul verstand den Freund und gab sich alle Mühe, dem jungen Manne gegenüber unbefangen zu erscheinen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Ihn beherrschte noch zu sehr der Gedanke an Elisabeth, sein heißes Verlangen ging nur dahin, sich an ihrem Anblicke zu erfreuen und in diesem Streben suchte er die Unterhaltung so viel wie möglich abzukürzen. Seine Erwiderungen auf Niederhoffs Anreden klangen deshalb nicht gerade verbindlich und der junge Aristokrat fühlte sich nicht angenehm dadurch berührt. Indem er sich nach seiner Ansicht herabgelassen hatte,

dem wenn auch tapferen so doch immer namenlosen und aus Niedrigkeit stammenden Seemanne eine Freundlichkeit zu erweisen und sich ihm sogar zuerst vorstellen zu lassen, glaubte er sein Entgegenkommen in hochmüthiger Weise aufgenommen zu sehen und brach mit kühlem Gruße sehr bald das Gespräch ab. Paul schien jedoch die Verstimmung des Bürgermeistersohnes nicht weiter zu bemerken und war nur froh, der so lästig empfundenen Unterhaltung enthoben zu sein. Sofort wandte er seine Blicke wieder nach der Galerie, aber vergebens forschte er suchend umher, Frau Pawest und Elisabeth waren verschwunden.

„Wo sind sie geblieben?" wandte er sich erschreckt fragend an den wieder zu ihm tretenden Eler.

„Mit dem Rathsherrn soeben fortgegangen," erwiderte dieser lächelnd, „das Festmahl wird gleich beginnen und wie Du siehst, entfernen sich alle Frauen. Wenn Du aber nicht wünschest," fügte er hinzu, „daß Jedermann in Dein Herz blickt, dann mußt Du vorsichtiger sein, Paul."

„Du hast Recht, Eler," sagte Paul beschämt, „ich muß mich noch gedulden und werde mehr auf mich achten."

Der Ruf der Herolde zum Beginn der Vorbereitungen des Festmahles unterbrach das Gespräch der Brüder. Die nicht zu den städtischen Würdenträgern gehörenden Bürger entfernten sich und alle geladenen Gäste sammelten sich in dem kleinen Hofe, während inzwischen im großen Artushofe die Tafel

bereitet wurde. Die drei Kapitäne und Kurt Bockelmann erhielten Ehrenplätze. Doch ehe noch mit dem Mahle begonnen wurde, erhob sich der Bürgermeister Niederhoff, um das Wort zu nehmen. „Ich bin in der glücklichen Lage, ihr Herren," sprach er, „Euch gute Botschaft mittheilen zu können. Vor wenigen Augenblicken hat König Kasimir mir ein Schreiben gesandt, das erfreuliche Nachrichten bringt. Das Beispiel unser tapferen Seeleute scheint auch nach anderer Richtung gewirkt zu haben; Stargard und Konitz die letzten Bollwerke der deutschen Ritter sind gefallen und der König schreibt ausdrücklich, daß er die Einnahme vor allem der Tapferkeit der Danziger Truppen zu danken habe. Der Hochmeister hat um Frieden gebeten und so haben wir die willkommene Aussicht, den furchtbaren dreizehnjährigen Krieg bald beendet zu sehen. Mit Dank gegen Gott, die Heiligen und gegen unsere braven Söldner im Herzen, welche die letzte Niederlage vor vier Wochen glänzend wieder gut gemacht, können wir daher froh und heiter unser heutiges Mahl genießen und im Namen Danzigs rufe ich Euch allen ein fröhliches Willkommen zu."

Lauter Jubel folgte der lautlosen Stille, mit der die Versammlung den Worten des hochverdienten Bürgermeisters gelauscht hatte, dessen Energie und Klugheit die Stadt so sehr viel verdankte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die freudige Kunde auch unter der draußen harrenden Menge uud ein Freudentaumel ergriff die gesammte Bevölkerung. Unter solchen Ver=

hältnissen verlief natürlich auch das Festmahl in ungetrübtester und schönster Weise. Die Bewirthung war eine ausgezeichnete, der Wein löste die Zungen und gar manches Scherzwort würzte die Unterhaltung, machte sie lebendig und die Zeit verflog schnell. Nur Paul fühlte sich nicht behaglich. Von jeher sehr mäßig, hatte er nur sehr wenig getrunken und die Weinlaune ihn nicht heiter zu stimmen vermocht. Ihm schräg gegenüber saß der Rathsherr Pawest und diesem zur Seite der junge Niederhoff, die sehr intim mit einander verkehrten. Die Nachbarschaft war nicht dazu angethau, in ihm angenehme Erinnerungen zu wecken, umsomehr, als Beide geflissentlich ein Gespräch mit ihm zu vermeiden schienen und er in ihren Mienen zu lesen glaubte, daß er selbst öfter der Gegenstand ihrer Unterhaltung war.

Vergebens suchte der neben ihm sitzende Eler ihn aufzumuntern und ebensowenig vermochten Bardewigs Scherze ihn umzustimmen. Er wurde immer einsilbiger und war herzlich froh, als der Herold erschien, um das Zeichen zum Aufheben der Tafel zu geben. Es drängte ihn, in das Freie zu kommen und allein zu sein, doch als er im Begriff stand, den Hof zu verlassen, wurden er und Eler zum Bürgermeister beschieden, der Beide in einem kleinen Nebengemach erwartete.

„Es thut mir leid,“ begann er, „daß ich Euch beiden Herren eine Mitteilung machen muß, die Euch wahrscheinlich nicht angenehm sein wird. Vor kaum

acht Tagen seid Ihr nach langer Abwesenheit zur Heimat zurückgekehrt, und es wäre Euch wohl zu gönnen gewesen, Euren wohlerworbenen Ruhm, dem unsere Stadt so unendlich viel verdankt, eine Zeitlang in Ruhe und Frieden zu genießen, doch leider gebietet das Wohl des Staates, daß Ihr nur wenige Tage bleiben könnt. Das Convoi in Weichselmünde kann nicht länger warten und muß segeln, wenn es vor Schluß der Schiffahrt noch zurück sein soll. Wenn Ihr auch den Dänen ihre drei Schiffe genommen habt, müssen wir vorsichtig sein und können unsere Flotte nur unter starker Bedeckung durch den Sund schicken. Der Rath hat deshalb beschlossen, ganz sicher zu gehen und diesmal nicht wie zuerst bestimmt war, zwei, sondern vier Fredeschiffe mitzusenden, und für die beiden hinzukommenden seid Ihr ausersehen. Auch noch ein anderer Grund bewegt uns zu dieser Maßregel. Wir haben sichere Nachricht, daß Eduard von England, der so lange uns günstig gesonnen schien, Böses im Schilde führt und nur auf Gelegenheit wartet, einen Schlag gegen die Hansen zu thun. Bereits stehen Freibeuter in seinem Solde, welche unter englischer Flagge es besonders auf die Osterlinge abgesehen haben. Wir sind deshalb gezwungen, sehr auf unserer Hut zu sein. Kürzlich ist ein Hansetag ausgeschrieben, um über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen und Danzig wird alles vorbereiten, um zu rechter Zeit gerüstet zu sein. Merten Bardewig soll sofort vier Auslieger in Stand setzen, um sich

mit Euch zu vereinigen, sobald der Ausbruch eines Krieges mit England drohend wird.

„Ich sage Euch das, damit Ihr die Beweggründe kennt, welche Euch so bald wieder von hier forttreiben und nichts anderes darin erblickt, als unser Vertrauen in Euch, daß Ihr wie bisher, so auch in Zukunft die Ehre der Danziger Flagge zu wahren versteht und daß wir die Sicherheit unserer Handelsflotte in keine besseren Hände legen können als in die Euren.“

Die Worte des Bürgermeisters erfüllten die jungen Leute mit hoher Genugthuung und spornten ihren Ehrgeiz mächtig an. Die Aussicht auf neuen Ruhm ließ bei ihnen alles andere zurücktreten und mehr noch als Eler war Paul dadurch beglückt.

„Sendet uns morgen hinaus, Herr Niederhoff,“ entgegnete er, indem kühne Entschlossenheit aus seinen dunkeln Augen blitzte, „wir sind zufrieden und Eure Erwartungen sollen nicht getäuscht werden.“

„Mein Bruder hat mir aus der Seele gesprochen,“ bekräftigte Eler, „die Ehre, welche Ihr uns angethan, wird der Leitstern unseres Handelns sein. Unser Leben und Blut ist dem Wohle der Stadt geweiht und wo man unserer bedarf, dort sollt Ihr Paul und mich stets als die ersten finden.“

„Ich wußte wohl, daß ich mich in Euch nicht irrte,“ sagte der Bürgermeister, „und der freudige Muth, der aus Euren Mienen spricht, bestätigt es. So gebe denn Gott seine gnädige Hilfe zu Eurem Beginnen und lasse Euren Seezug zum Ruhm unserer

guten Stadt und der Hansa endigen. Nun aber will ich Euch nicht länger zurückhalten. In wenigen Stunden beginnt das Bankett, das dem heutigen frohen Tage einen würdigen Abschluß zu geben bestimmt ist und ich hoffe Euch dann wiederzusehen, um Euch mit unseren Frauen und Töchtern bekannt zu machen. Es sind italienische Spielleute angelangt und sie sollen uns lustige Weisen geben, nach denen Ihr Euch mit den Jungfrauen im Reigen drehen könnt," fügte er lächelnd hinzu. „Hoffentlich habt Ihr in Sturm und See es nicht verlernt und ich werde Euch selbst die Partner zuführen, damit Ihr noch eine letzte schöne Erinnerung mit hinausnehmt. Jetzt aber habe ich noch eine Bitte und denke, daß Ihr mir darin willfahren werdet, wenn es auch, wie ich genugsam weiß, Eurer Bescheidenheit widerstrebt. Zeigt Euch eine kurze Zeit auf den Straßen; das Volk hat gerechten Begehr, die Männer zu sehen, welche so muthvoll unsern Handel beschützt und unsere Macht zur See bösen Feinden zum Trotz bewahrt haben. Auf Wiedersehen heute Abend!"

Der Bürgermeister hatte recht; es widerstrebte dem bescheidenen Charakter beider Brüder durchaus, durch öffentliches Erscheinen und angethan mit dem ihnen verliehenen Ehrenschmuck, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen und damit gewissermaßen noch einen besonderen Lohn für ihre Thaten zu fordern, aber ebenso fühlten sie die Nothwendigkeit, dem ausgesprochenen Wunsche nachzukommen. Sie suchten

deshalb Bardewig auf, den sie im kleinen Hofe mit dem Mündemeister in vertraulichem Gespräche fanden, und theilten ihm die Aeußerung Niederhoffs mit.

„Es ist zwar eine harte Zumuthung," sagte dieser, sich in komischer Verlegenheit durch die Haare fahrend, „und ich würde viel lieber einer dänischen Breitseite entgegensegeln, als mit dem goldenen Kabeltau um den Hals durch dies enge Fahrwasser unserer Straßen steuern, wo man von allen Seiten Feuer bekommt und es, ohne einen Schuß zu erwidern, ruhig über sich ergehen lassen muß, allein Ihr habt recht, Kinder, — der Wunsch unseres braven Bürgermeisters muß erfüllt werden, aber ich thue es dennoch nur unter einer Bedingung — Euer Vater muß mit gehen. Ihm haben wir alle drei das Bischen doch nur zu danken, was wir ausgeführt haben. Er hat uns bei Bornholm gezeigt, wie wir's machen müssen; er ist unser Lehrmeister gewesen, und daß wir den Besen im Top führen können, ist allein sein Werk. Also Kurt, setze die Segel bei und convoyire uns, sonst stranden wir an der ersten Straßenecke."

Als die Söhne den Mündemeister ebenfalls dringend baten, ließ er sich endlich bewegen, und alle vier traten durch das Portal des großen Artushofes auf den langen Markt hinaus unter die dort versammelte Volksmenge.

„Da sind sie, da kommen sie!" ertönte es von allen Seiten, „unsere Helden, unsere Retter sollen leben!" und in tausendfachem Echo pflanzten sich die

Rufe durch die ganze Langgasse fort. Alle Fenster öffneten sich, Tücher wehten, Blumensträuße flogen herab, überall suchte das Volk die Hände der tapferen Seeleute zu ergreifen und zu küssen. Mütter hoben ihre Kinder hoch, um die Besieger der Dänen den Kleinen zu zeigen, und auf allen Gesichtern leuchtete Freude.

Es waren aus aufrichtigem Herzen dargebrachte Huldigungen eines dankbaren Volkes, und als solche wurden sie auch von den Kapitänen empfunden, wenngleich sie deren Verlegenheit nicht zu beseitigen vermochten und sie veranlaßten, sich sobald wie möglich der so ungewohnten Schaustellung zu entziehen. Das Haus eines Verwandten von Bardewig bot ihnen die ersehnte Gelegenheit und sie schlüpften schnell hinein, um bis zum Beginn des Banketts dort zu verbleiben und dann durch einen hintern Ausgang nach der Jopengasse unbemerkt das Festlokal zu erreichen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Artushof strahlte am Abend in glänzender Pracht. Rings an den Wänden wallten von schrägstehenden Stangen die Flaggen Danzigs, der vornehmsten Hansestädte und der fremden Nationen herab, deren Vertreter ihre Bänke im Hofe besaßen; dazwischen

glänzten die Embleme der verschiedenen Innungen oder zu kunstvollen Figuren gefügte eroberte Waffen und Kriegstrophäen. Blumenguirlanden schlangen sich um sie und viele Hunderte von Wachskerzen gossen einen blendenden Schimmer über die eben so reich wie geschmackvoll ausgeführte Ausschmückung des weiten Raumes, in dem bereits Hunderte von Gästen bei Ankunft der Seeleute durch einander wogten, während die italienischen Spielleute auf der Galerie ihren Sitz einnahmen.

Eler und Paul blieben am Eingange des Saales stehen, während der Mündemeister und Bardewig weiter hineingingen. Die Blicke Pauls schweiften suchend umher, aber die Menschenmenge ließ nicht erkennen, wer sich am entgegengesetzten Ende befand. Bald darauf erschien Niederhoff mit seiner Familie. Ehrerbietig machten die Anwesenden Platz für das Oberhaupt der Stadt. Seine Ankunft gab das Zeichen zum Beginne des Banketts und die Spielleute stimmten eine fremdländische Weise an. Anfänglich wurde wenig auf sie geachtet, bald aber schwieg das Summen der Gespräche und alle lauschten den eigenthümlichen Melodieen. Sie klangen dem nordischen Ohre ungewohnt und fremd, und doch schlugen sie es mehr und mehr in Fesseln, um sich auch des Herzens zu bemächtigen. Vor allen machten sie aber auf Paul tiefen Eindruck, und willenlos gab er sich ihrem Zauber hin. Ihm erschienen sie nicht fremd; es war ihm, als ob er sie dereinst schon vernommen, und mit der

Erinnerung hatte er die Empfindung eines reinen und schönen Glückes. Es kam wie ein Traum über ihn von fernen sonnigen Landen. Leise rauschte der Wind in dunklen Blätterkronen der Palmen, die sich über seinem Haupte wölbten, eine liebliche Frauengestalt war über ihn gebeugt, er sah ihre Blicke voll inniger Liebe auf sich ruhen und dann trugen wieder die lauen Lüfte jene Melodieen an sein Ohr, die Frieden und himmlische Ruhe in sein Herz gossen. Allmälig wurden sie schwächer, leiser und leiser entschwanden sie in weite Fernen, um endlich ganz zu verklingen.

Lautlose Stille herrschte umher, dann aber erhob es sich wie das Brausen eines Sturmes und schreckte ihn jäh aus seinen Träumen. Es war der Beifall der Zuhörer, der sich in leidenschaftlichen Rufen kundgab. Die Macht der Töne hatte triumphirt.

„Nun Euch hat das Lied gewiß auch gefallen, junge Herren," sagte der Bürgermeister, der die Brüder aufgesucht hatte, „ich sehe es aus Euren Mienen, und Ihr, Paul, schaut ja wie verzückt. So verschieden die Musik auch von dem ist, was wir gewohnt sind, so viel schöner ist sie und niemand vermag sich ihrem Zauber zu entziehen. Sie ist unter einem sonnigeren Himmel geboren, als er uns beschieden ist, ein glückliches Kind der Freude und sie scheucht alle trüben Gedanken. Als ich in Spanien war, da hat mich dies Wiegenlied oft entzückt, wenn ich es eine Mutter ihrem Kinde singen hörte. Wahrlich, für den heutigen Tag konnte

sich nichts Besseres finden, als die Spielleute. Doch kommt, demnächst beginnt der Reigen. Ich will mein Versprechen halten und Euch zu den Jungfrauen bringen, mit denen Ihr ihn aufführen sollt."

Eler und Paul verbeugten sich ehrerbietig dankend und folgten dem Bürgermeister zum anderen Ende des Saales, wo der Rangordnung gemäß die Frauen und Töchter der vornehmsten Geschlechter saßen.

Pauls Herz klopfte stürmisch; Freude und Glück erfüllten ihn in dem Gedanken, jetzt vielleicht in die Nähe Elisabeths zu kommen; er hätte laut aufjauchzen mögen und doch dämpfte stille Wehmuth seine Seligkeit. Ein Wort des Bürgermeisters hatte plötzlich diese Stimmung wachgerufen. Ja! es war keine Täuschung gewesen; er hatte einst das Lied gehört, von der Mutter war es ihm gesungen, wenn sie ihr geliebtes Kind in Schlummer wiegte und in seiner Heimat Spanien hatten leise dazu die Palmenkronen im linden Hauch des Abendwindes gerauscht. „Mutter!" — wie süß klang das Wort in seinem Herzen wider, und doch machte es ihn traurig. Ihm war es nicht vergönnt gewesen, eine Mutter zu haben, sich in ihren Blicken zu sonnen und an ihrem treuen Herzen Schutz zu suchen vor den Stürmen des Lebens. Die wehmüthigen Gedanken wurden durch neue Bilder verdrängt. Die Brüder waren am Ziele angelangt und standen vor einem Kreise glänzend geschmückter Frauen.

„Gestattet, edle Frauen, daß ich Euch unsere beiden Seehelden vorstelle," sagte Niederhoff. „Ich

habe sie gebeten, den kommenden Reigen zu eröffnen, und sie haben es mir zugesagt, obwohl sie besser gewohnt sind, ihn mit Sturm und See zu tanzen. Wären mir selbst Töchter beschieden, so würde es mir eine Ehre sein, sie in Begleitung so ritterlicher Männer durch den Saal schreiten zu sehen, daher sei es mir erlaubt, sie denjenigen Jungfrauen zuzuführen, die mir am nächsten befreundet sind; ich hoffe, die Eltern werden es mir nicht versagen. — Und auch Euch," wandte er sich an die beiden Kapitäne, „wird es genehm sein, da sie Euch, wie ich weiß, nicht ganz fremd sind, wenn Ihr sie auch längere Zeit nicht gesehen habt. Hier meine Schwestertochter, Katharina Ferber, wird Euch gewiß gern zum Partner nehmen, Eler Bockelmann. Ehe Ihr zur See gingt, habt Ihr im Hause des Rathsherrn Beneke, unseres beiderseitigen Vetters als Kinder oft gespielt, und Euch, Paul, brauche ich der Jungfrau, die ich für Euch auserſehen, ebenfalls nicht förmlich vorzustellen, Ihr kennt sie ja."

Er führte den jungen Mann einige Schritte nach der anderen Seite und dieser sah aufblickend sich plötzlich Elisabeth gegenüber. Das so sehnlich gewünschte und doch unerwartete Zusammentreffen beraubte ihn im ersten Augenblick aller Fassung und er versuchte vergebens, seiner Bewegung Herr zu werden. Der Bürgermeister kam ihm zu Hilfe: „Kapitän Beneke bittet durch mich, Jungfrau Elisabeth, mit Euch den nächsten Reigen tanzen zu dürfen, und auch

Eure Frau Mutter wird mein Begehr gewiß nicht abschlagen."

Elisabeth vermochte nichts zu erwidern, und nur schweigend und tief erröthend das Haupt zu neigen. Auch ihr drohte das Herz zu zerspringen, als sie jetzt den Mann vor sich sah, dem ihr ganzes Denken und Sein gehörte.

„Wir freuen uns sehr, Herr Bürgermeister," sprach an ihrer Statt Frau Pawest, „daß Ihr uns den Kapitän zuführt. Nach langer Abwesenheit weilt er seit acht Tagen wieder in der Heimat, aber bis jetzt war es uns noch nicht vergönnt, ihn zu begrüßen, obwohl er wissen sollte," fügte sie mit sanftem Vorwurf hinzu, „daß wir ihn herzlich willkommen heißen würden. Schulden wir ihm doch so vieles, daß wir es nie gut zu machen im Stande sind."

Die Worte, deren wohlwollende Absicht sowohl Elisabeth wie Paul erkannten, verfehlten ihre Wirkung nicht. Sie gaben beiden die verlorene Selbstbeherrschung einigermaßen zurück und setzten Paul in den Stand, eine glaubhaft erscheinende Entschuldigung seines Fernbleibens vorzubringen, das er mit Ueberhäufung dienstlicher Geschäfte begründete. Inzwischen hatte Niederhoff den Spielleuten ein Zeichen gegeben, die Einleitung zum Reigen begann und die Paare nahmen ihre Aufstellung. Eler und Paul standen sich gegenüber, und es war ein Glück für letzteren, daß sein Pflegebruder die ihm gewordene Aufgabe

unbefangener erfüllen konnte, sonst wäre es wohl um die Ordnung des Tanzes geschehen gewesen.

Für die aufführenden Paare hätte der Bürgermeister keine bessere Wahl treffen können. Katharina und Elisabeth waren unstreitig die liebreizendsten Mädchengestalten, die Brüder aber ebenso die stattlichsten Männer im ganzen Saale, und die Augen der Anwesenden ruhten mit sichtlichem Wohlgefallen auf den hervorragenden Erscheinungen.

Die Reigen der damaligen Zeit kannten nicht die verschiedenen Rundtänze der heutigen. Die Paare, welche sich in gleicher Anzahl gegenüberstanden, bildeten nur nach dem Takte der Musik eine Reihe Figuren, wobei sie sich in gemessenem Schritt und einander an der Hand führend bewegten. Trotzdem ließ sich viel Grazie mit diesen Bewegungen verbinden, und das Beispiel der leitenden Persönlichkeiten übte großen Einfluß auf das Gelingen des Ganzen. Eler wurde seiner Aufgabe völlig gerecht; die wilden Kämpfe mit den Elementen hatten ihn dem Verständniß dieser friedlichen Kunst keineswegs entfremdet und er erntete allseitige Bewunderung. Niemand war ihm aber dankbarer dafür, als Paul. Er wurde dadurch jeder weiteren Mühe überhoben, selbst auf den Tanz zu achten, hatte nur nöthig, mechanisch dem Vorgange des Bruders zu folgen und durfte sich ganz dem seligen Gefühle hingeben, an der Seite Elisabeths zu sein.

Als er zuerst ihre Hand berührte, da durch=

schauerte ihn wieder dasselbe unsagbare Glück wie am Nachmittage, als ihre Blicke sich begegneten, aber er vermochte ihm keine Worte zu leihen. Stumm schritt er neben dem geliebten Mädchen dahin, die selbst in schüchterner Verschämtheit das Auge nicht vom Boden zu heben wagte. Wer die beiden so einherwandeln sah, der konnte keine Ahnung davon haben, wie es in ihrem Innern aussah, und gar mancher beobachtende Blick wurde dadurch getäuscht, nur der der Mutter nicht, die in den Herzen des Paares zu lesen verstand. Der Reigen näherte sich seinem Ende; noch immer gingen sie schweigsam und scheinbar fremd neben einander, da brach endlich der Bann, der ihre Zungen fesselte. Während einer Pause im Reigen entfiel Elisabeth eine der Rosen, welche ihre Brust schmückten. Schnell und unbemerkt hob Paul sie auf, aber er zögerte mit der Rückgabe. Sie dünkte ihm ein kostbares Kleinod, ein glückverheißendes Zeichen, von dem er sich nicht wieder zu trennen vermochte, und der glühende Wunsch, die Blume zu besitzen, ließ ihn die ersten Worte finden.

„Wollt Ihr gestatten, edle Jungfrau, daß ich die Rose als Erinnerung an den heutigen Tag behalten darf?“ fragte er mit flüsternder Stimme, die nur für ihr Ohr berechnet war, und seine Augen hingen an ihren Lippen.

„Wenn sie als solche einen Werth für Euch haben kann, gern,“ hauchte Elisabeth.

„Ich danke Euch von Herzen,“ erwiderte er in

tiefer Bewegung, von der ein leises Zittern seiner Hand ihr Kunde gab. „Sie wird nicht nur eine theure Erinnerung, sondern auch ein Trost und ein Talisman für mich sein, wenn ich draußen auf dem Meere einsam bin.“

„Ihr werdet hoffentlich dieses Trostes vorerst nicht bedürfen,“ sagte das junge Mädchen, indem sie zum erstenmal den Blick zu ihm erhob und ein freundliches Lächeln ihren Mund umschwebte. „Ihr waret sehr lange fort, viel länger als ich — als wir,“ verbesserte sie sich, verlegen werdend, „glaubten. Dafür werdet Ihr aber auch so viel länger daheim bleiben können,“ setzte sie zuversichtlich hinzu.

„Ihr irrt, Jungfrau, bereits übermorgen gehe ich wieder in See.“

„Was sagt Ihr?“ preßte sie hervor und schaute ihn angstvoll an.

„Der Bürgermeister hat mir mitgetheilt, daß ich dann wieder fort muß, das Wohl der Stadt verlangt es, um die Handelsflotte sicher nach Holland zu geleiten,“ und seine Augen funkelten in dem Gedanken an die Zukunft.

„Und wann kehrt Ihr zurück?“ fragte sie mit feuchtschimmernden Augen.

„Ich weiß es nicht, vielleicht mag längere Zeit darüber verfließen, als das letzte Mal. Es droht ein Krieg mit England, der mich zurückhalten kann.“

„Ihr scheint Euch darüber zu freuen,“ entgegnete

Elisabeth, und es sprach aus ihren Worten wie ein leiser Vorwurf.

„Ihr habt recht, ich freue mich darauf; nicht auf die lange Abwesenheit, aber auf den Krieg.“

Elisabeth gab die Antwort einen Stich durch das Herz. Konnte er sie lieben, wenn er mit Freude so bald wieder von ihr ging? Sie mußte die Frage verneinen, ob ihr Herz dabei auch blutete. Aber gleichzeitig weckte dies ihren jungfräulichen Stolz. Sie mußte sich stark zeigen, Niemand, am allerwenigsten Paul durfte erfahren, unter welchem Leid sie verging. Sie wehrte mit aller Kraft den Thränen, die hervorzubrechen drohten, sie wollte heiter erscheinen und ihrer Stimme eine Festigkeit aufzwingen, die nach außen hin nichts von ihrem Kummer verrathen sollte.

„Ich vergaß, daß für Euch Männer Ruhm und Ehre das Höchste ist, nach dem Ihr ringt und dagegen alles Andere zurücktritt. Möchte Euch der Krieg noch mehr von beidem bringen, als Ihr bereits besitzt und Eure goldne Kette zeigt,“ sagte sie, aber die Worte wurden hastig gesprochen und es klang Bitterkeit aus ihnen. Wie sehr sie sich auch zu beherrschen glaubte, war die Veränderung in ihrem Wesen Paul nicht entgangen, und sie kam zu plötzlich, um ihn nicht zu erschrecken. Er suchte ihren Blick, aber sie wich ihm aus. Offenbar hatte sie seine Worte mißverstanden und war durch sie verletzt worden. Was sollte er beginnen? Die Tanzpause und mit ihr die Gelegenheit zu einer Fortsetzung des Gesprächs war gleich vorüber;

er mußte nothwendig die ihm noch vergönnten Augenblicke benutzen, um das unglückliche Mißverständniß aufzuklären, ehe es vielleicht für immer zu spät wurde.

„Ich muß fürchten, edle Jungfrau," begann er in weichem Tone, „Ihr habt meinen Worten eine Deutung gegeben, die sie nicht haben sollen. Ihr habt Recht! ich ziehe mit Freuden in den Krieg; ich suche dort, wie Ihr sagt, Ruhm und Ehre, weil ich noch nicht genug davon habe, aber trotzdem irrt Ihr, wenn Ihr glaubt, es triebe mich in das wilde Kampfgewühl nur um meiner selbst willen; mich bewegen dazu andere Gründe."

Unwillkürlich schaute Elisabeth zu ihm auf und ließ fragend ihren Blick auf dem männlich schönen Antlitze ruhen. Die tiefste Hingebung strahlte ihr daraus entgegen; sie hatte ihm Unrecht gethan. Die Freude darüber ließ sie erbeben, und Paul las in ihren Augen, daß sie Weiteres hören wollte.

„Nur auf diese Weise ist es mir möglich," fuhr er wärmer werdend fort, „das hohe Ziel zu erreichen, das ich mir gesteckt und von dem mein Lebensglück abhängt. Ich bin ein Findling, Elisabeth, ich muß mir einen Namen erkämpfen, der mich den stolzesten Geschlechtern der Stadt gleichstellt, denn nur dann winkt mir ein Lohn, für den ich mein Herzblut gern hingäbe. Deshalb bat ich Euch, die Rose behalten zu dürfen; sie soll mein Talisman sein. Eine innere Stimme sagt mir, daß sie mich schützen und mich an das Ziel führen wird, nach dem ich mit ganzer Seele

strebe, obwohl es mich sobald wieder von hier zu gehen zwingt. Darf ich, wenn es geschehen, Euch die Rose zurückbringen?"

Elisabeth sprach kein lautes Ja; aber die Purpurgluth, welche sich bei der Frage über ihre Wangen ergoß und ein fast unmerkliches Neigen des Hauptes gaben Paul die selige Gewißheit, daß er verstanden und seine Bitte gewährt sei.

In diesem Augenblicke begann die letzte Figur des Reigens und Paul bedurfte seiner ganzen Willenskraft, um ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken und nicht den Tanz zu stören. Auch Elisabeth schritt wie im Traum, aber es war ein gar glücklicher Traum, der sie umfing, und sie trug kein Verlangen, daraus zu erwachen.

Sie wußte es nun, daß er sie liebte, daß er ihretwegen in Sturm und Kampf hinauszog, daß sie das hohe Ziel war, nach dem er rang. Längst hatte sie das Auge vor seinem flammenden Blick gesenkt, aber sie fühlte dennoch, wie er ihr Herz traf. Wie hatte es sie durchzittert, als er zum erstenmal ihren Namen nannte! Deutete er nicht damit an, daß er sie als sein Eigen betrachtete? Und wie gern wollte sie es sein, welch unaussprechliches Glück lag für sie in dem Gedanken, ihm anzugehören, iu dem ihre Seele aufging.

Die letzten Akkorde der Spielleute waren verklungen, der Reigen beendet und Paul führte die Geliebte auf ihren Platz zur Mutter zurück. Als er ihr

mit den üblichen, förmlichen Worten seinen Dank für die ihm erwiesene Ehre aussprach, wagte er ihr die Hand zu drücken, und glaubte einen leisen Gegendruck zu empfinden. Seine Pulse flogen, aber er wußte sich zu beherrschen, und verneigte sich ehrerbietig vor Frau Pawest. Beim Aufblicken sah er sich dem Rathsherrn gegenüber, der inzwischen zu den Seinen getreten war, doch Paul blieb diesmal merkwürdig ruhig. Sein Herz war von zu großem Glück erfüllt, um unfreundlichen Gedanken Raum zu geben. Anderseits verlieh ihm die Gewißheit von Elisabeths Gegenliebe ein Gefühl solcher Sicherheit, daß er fortan die Zukunft nur in hellem Lichte sah und jetzt fest an die Verwirklichung seiner Hoffnungen glaubte. Er begrüßte deshalb Pawest in ebenso verbindlicher wie respektvoller Weise und richtete unbefangen einige Worte an ihn. Aber auch mit Pawest schien eine Veränderung vor sich gegangen zu sein, denn seine Erwiderung verrieth weder Stolz noch Kälte, wenngleich die Motive dieser Wandelung anderer Art waren. Ihn hatte die Aussicht umgestimmt, daß Paul in wenigen Tagen wieder auf längere und ungewisse Zeit in weite Ferne zog und daß es diesmal ohne sein Zuthun geschah. Der Vorschlag dazu war Tags zuvor im Rathe durch den Bürgermeister selbst gemacht, die Entsendung allgemein als eine Nothwendigkeit erkannt, und er hatte nur einfach beigestimmt, wenn auch mit großer innerer Befriedigung. Aus demselben Grunde hatte ihn auch der Tanz Pauls mit Elisabeth nicht so unangenehm

berührt, wie dies unter andern Verhältnissen der Fall gewesen sein würde. Wohl beobachtete er mit Besorgniß das Paar, doch gerade das kurze, wenn auch bedeutungsvolle Zwiegespräch am Schlusse des Reigens war ihm entgangen, da Andere schirmend dazwischen traten, und bis dahin sah er die jungen Leute nur schweigsam neben einander hinschreiten. Ebenso sagte er sich, daß der Sohn des Bürgermeisters aus seiner Unterhaltung mit ihm während der Tafel unbedingt entnommen haben müsse, wie willkommen er als Tochtermann sein würde, und er glaubte deshalb dessen Bewerbung um Elisabeth in nächster Zeit bestimmt entgegensehen zu können. Er vertraute seiner väterlichen Autorität genugsam, um dann der Tochter gehorsame Einwilligung zu erlangen, und damit war die Sorge um die Zukunft, die ihn im letzten Jahre gequält und ihn sogar zu einer verhängnißvollen Pflichtverletzung getrieben, auf einmal gehoben.

Alles dies trug dazu bei, daß er Paul heute weniger vorurtheilsvoll betrachtete, als bisher, ja sogar ein gewisses Wohlgefallen an der überaus stattlichen Erscheinung des jungen Seehelden zu empfinden schien, dem Danzig so viel verdankte. Schon am Morgen hätte er gern eingehender mit ihm gesprochen und sowohl ihm wie den beiden anderen Kapitänen freundliche Worte über ihre Erfolge gesagt, doch war er durch deren kühles und abweisendes Verhalten davon zurückgehalten. Jetzt jedoch, als Paul sich so ganz anders zeigte und ihm ein ebenso ungezwungenes

Entgegenkommen, wie äußeren Respekt erwies, auf den der Rathsherr so großen Werth legte, wollte er das Versäumte nachholen und es wurde ihm auch nicht schwer. Im Gegentheil erhielt er im Laufe des Gesprächs unwillkürlich eine immer günstigere Meinung von Pauls Persönlichkeit, die ihm eigentlich bis dahin ganz fremd geblieben war. Die zurückhaltende Bescheidenheit, mit der Jener das ihm gespendete Lob entgegennahm, sein formvolles Benehmen, der Adel der Gesinnung, der sich in seinen Aeußerungen kundgab, machten ersichtlichen Eindruck auf den Rathsherrn. Offenbar fand er ihn ganz anders, wie er sich bis dahin vorgestellt, und er vermochte sogar nicht ein stilles Bedauern zu unterdrücken, daß ein körperlich so imponirender und geistig so begabter Mann ein Findling sein müsse. Für Frau Pawest fand sich bald Gelegenheit, sich in die Unterhaltung zu mischen, die dadurch noch einen freundschaftlicheren Charakter und einen Ton wohlwollender Wärme erhielt. Elisabeth nahm selbst nicht Theil daran, aber sie lauschte ihr mit stillem Entzücken. Sie sah den Geliebten vor allen Menschen vom Vater ausgezeichnet, knüpfte daran die hochfliegendsten Hoffnungen, und auch ihr erschien jetzt die Zukunft im rosigsten Lichte.

Leider zu früh für sie unterbrach der Wiederbeginn der Musik ihre schönen Träume. Der Rathsherr führte ihr für den neuen Reigen einen andern Tänzer, den jungen Niederhoff zu, der sich schon einige Zeit in der Nähe gehalten hatte, und Paul verab-

schiedete sich, um den Mündemeister und Bardewig aufzusuchen, die von einer Tribüne der Festlichkeit zuschauten.

Während er glückstrahlend dahinschritt, empfand Johannes Niederhoff keineswegs eine gleiche Befriedigung. Der Vorzug, der Paul vor ihm, dem Sohne des Bürgermeisters geworden, mit Elisabeth den ersten Reigen aufzuführen, hatte ihn tief verstimmt und seine vorgefaßte Meinung gegen Paul noch verstärkt. Ein dunkles Gefühl, als ob dieser noch einmal feindselig seinen Weg durchkreuzen werde, hatte ihn getrieben, den jungen Kapitän scharf zu beobachten, und ihm war weder dessen Zwiesprache mit Elisabeth, noch das sie begleitende ausdrucksvolle Mienenspiel Beider entgangen. Die Eifersucht erwachte, und als er dann gar mit ansehen mußte, wie freundlich und wohlwollend der Rathsherr Paul in ein längeres Gespräch zog, da stieg ein Unmuth in ihm auf, den er kaum zu bewältigen vermochte, selbst als er das schönste Mädchen Danzigs und den Gegenstand seiner sehnlichsten Wünsche zum Tanze führte. Der Zorn hielt jedoch nicht lange an. Nie hatte er Elisabeth so unbefangen plaudern und sich so liebenswürdig geben sehen wie heute. Der Zauber ihres Wesens war geradezu bestrickend und die Neigung, welche er für sie gefühlt, trat in Folge dessen wieder mit voller Macht in ihre Rechte. Er glaubte ihre gesprächige Freundlichkeit einem lebhafteren Interesse für seine Person zuschreiben zu dürfen, und der Gedanke an

Paul, in dem er bereits den glücklicheren Nebenbuhler geahnt hatte, trat allmälig in den Hintergrund und verlor an Bitterkeit, um so mehr, als ihm jetzt auch das bevorstehende Fortgehen des Kapitäns in Erinnerung kam. Von dem hochmüthigen Findling glaubte er nichts mehr befürchten zu müssen. Die frühere scheue Zurückhaltung Elisabeths hatte ihn bis jetzt von einer förmlichen Bewerbung abgeschreckt; heute Abend reifte in ihm jedoch der Entschluß, nicht länger damit zu zögern und jedenfalls schon in den nächsten Tagen sich das nun nicht mehr bezweifelte Jawort zu holen.

Des Rathsherrn Auge war aufmerksam dem Paare gefolgt. Als er seine Tochter in so ungewohnt heiterer Stimmung und mit ihrem Partner in lebhaftester Unterhaltung sah, die mit ihrem sonstigen Wesen so seltsam kontrastirte, während sie vorher gegen Paul sich völlig schweigsam verhalten hatte, glaubte er sich dennoch getäuscht zu haben, als er neulich aus ihrem lebhaften Ausrufe auf eine tiefere Neigung zu Letzterem schloß und sah sich jetzt vielmehr dem Ziele seiner Wünsche nahe. Was sein Ehrgeiz für Elisabeth erstrebte, als Gattin von dem vornehmsten jungen Manne der Stadt heimgeführt zu werden, schien erreicht und ihr winkte eine glänzende Zukunft.

Nach Beendigung des Reigens wurde nicht mehr getanzt. Die Spielleute gaben noch verschiedene fremde Weisen zum Besten und dann hatte das Bankett sein Ende. Zu damaliger Zeit dauerten derartige Ver-

gnügungen nicht bis in die Nacht hinein, und der vornehme Bürger hielt es für wohlanständig, vor Mitternacht wieder zu Hause zu sein.

Paul hatte sich im Laufe des Abends der Famiie Pawest nicht wieder genähert. Sein Platz war durch den jungen Niederhoff eingenommen, der Elisabeth nicht von der Seite wich, aber er sah es ohne Neid und begnügte sich, die Geliebte aus der Ferne zu betrachten. Er wußte nun, sie war die Seine, und wenn dann und wann ihr Blick sich einen Moment auf ihn richtete, sagte diese stumme Augensprache ihm mehr, als tausend Worte in Gegenwart Anderer es vermocht hätten. Als sich jedoch die Gesellschaft zum Aufbruch rüstete, verlangte es ihn dennoch, sich persönlich zu verabschieden und er schritt der Familie entgegen.

„Ich höre durch meinen Eheherrn," empfing ihn Frau Pawest, „daß Ihr schon so bald wieder Danzig verlassen müßt, Kapitän Beneke. Wie sehr bedauern wir, Euch nun nicht, wie wir sicher gehofft, öfter bei uns sehen zu können. Jedenfalls dürfen wir aber wohl darauf rechnen, Euch vor Eurer Abreise noch einmal in unserem Hause zu begrüßen."

„Ich glaube kaum, daß meine knapp bemessene Zeit es gestatten wird," erwiderte Paul. „Doch," fügte er schnell hinzu, als ein bittender Blick Elisabeths ihn streifte, „wenn es mir irgend möglich ist, werde ich gern von Eurem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen."

„Ich wenigstens," nahm der Rathsherr das Wort, „sage Euch heute noch nicht endgültig Lebewohl, Herr Paul. Ihr werdet übermorgen segeln und ich komme jedenfalls noch nach Weichselmünde, um die Flotte in See gehen zu sehen."

„Und wir Frauen wollen von Euch auch nur für heute Abschied nehmen," äußerte Frau Pawest, Paul die Hand reichend. „Ich denke bestimmt, wir sehen uns noch: bis dahin Gott befohlen!" —

Paul führte ehrerbietig die dargebotene Hand an die Lippen, und diesmal ließ es der Rathsherr auch ungehindert geschehen, daß seine Tochter einen Händedruck mit dem Kapitän wechselte. Jetzt konnte er es immer gestatten; wenn jener zurückkehrte, dann war Elisabeth die Gattin des jungen Niederhoff. So glaubte er wenigstens fest, und in seiner Freude zeigte er sogar eine Herzlichkeit gegen Paul, welche Elisabeth mit frohester Hoffnung erfüllte, so sehr sie sich auch über die Ursache täuschte.

Der Mündemeister und seine Söhne blieben die Nacht in Danzig als Bardewigs Gäste und begaben sich erst anderen Morgens nach Weichselmünde zurück. Während der Fahrt fesselte ein großes Schiff die Aufmerksamleit der jungen Leute, die heute nicht wie Tags zuvor durch die Empfangsfeierlichkeiten von dem abgelenkt wurden, was sie sonst als Seeleute am meisten interessirte. Die Masten ragten hoch in die Luft, während der Rumpf durch davorstehende Gebäude verdeckt wurde.

„Was für ein mächtiges Fahrzeug liegt dort an Hans Pales Werft?“ fragte Paul.

„Kennst Du den ‚Peter von Rupellis‘ nicht mehr?“ erwiderte Kurt lächelnd, „er dankt es Dir doch, daß er nicht auf den ‚Schimmel‘ zerschellte. Freilich das Unterschiff ist nicht zu sehen.“

„Was, ist er schon wieder hier?“ warf Eler ein.

„Nicht schon wieder, sondern noch,“ lautete die Antwort, „er hat sich in den anderthalb Jahren nicht vom Fleck gerührt.“

„Aber wie kommt das?“ rief Paul lebhaft, dem die Erinneruug an jenen Tag so Vieles in das Gedächtniß rief.

„Es ist ein eigenthümlich Ding mit dem Schiff,“ sagte der Mündemeister, „und es scheint ein besonderes Verhängniß darüber zu schweben. Bald nach Eurer Abfahrt damals verschwand plötzlich der Kapitän und übergab die Liburne einem andern hier ansässigen Franzosen. Dieser nahm tausend Mark auf Bodmerei und ließ das Schiff repariren. Dann kam der Kapitän wieder und wollte segeln, aber der Rath verlangte zunächst Rückzahlung des Geldes. Eigenthümer und Kapitän reisten nun abermals nach Frankreich, um nach ihrer Angabe Geld zu holen, aber statt dessen verklagten sie unsern Rath bei König Ludwig. Dieser that zuerst sehr grimmig und drohte alles Danzigsche Gut zu beschlagen, aber der Bürgermeister schrieb ihm einen Brief, daß der ‚Mariendrache‘ und der ‚Pomuchel‘ sowie noch zwei Barsen gerade in den flandrischen

Meeren wären und sich sehr freuen würden, nach langer Zeit einmal wieder französische Prisen zu machen. Das half, und König Ludwig beruhigte sich bald. Das ist nun schon sechs Monate her, aber das Geld kommt nicht und das Schiff liegt herrenlos."

„Aber was wird daraus?" fragte Eler.

„Hoffentlich etwas Gutes für uns," entgegnete der Vater. „Niederhoff ist ein eben so kluger wie muthiger Mann und denkt rechtzeitig an die Zukunft. Wenn in zwei Monaten die Bodmerei nicht zurückgezahlt ist, so will der Rath dies thun und dafür das Schiff nehmen, damit es in keine falschen Hände fallen kann. Darauf hin haben Meister Pale und ich es neulich untersuchen müssen, ob es sich zu einer Fredekogge eigne."

„Und wie habt Ihr es gefunden?" forschte Paul.

„Sehr gut. Es ist so stark gebaut, daß es sechs Karthaunen mehr tragen kann, als der ‚Mariendrache' und sein scharfer Bug verräth den guten Segler. Die Engländer mögen sich wahren, wenn die Liburne ihr Gegner ist, und nach Niederhoffs Ansicht wird der Friede nicht lange währen. König Eduard zeigt sich anders gegen die Hansen wie bisher, und unsere Privilegien sind in Gefahr. Wenn wir in dem bevorstehenden Kampfe nicht siegen, dann ist es überhaupt mit der Hansa schlimm bestellt, denn wir sind rings von Feinden umgeben und nur auf Herzog Karl von Burgund dürfen wir bis jetzt rechnen."

„Merten Bardewig soll zwei Koggen und vier

Barsen ausrüsten und fertig liegen, um Euch nachzusegeln, sobald es nach der einen oder anderen Seite Noth thut. Kommt dann auch noch die Liburne hinzu, so brauchen wir allerdings wohl so bald nichts zu fürchten, denn sie wird das größte und furchtbarste Kriegsschiff sein, das man je gesehen hat. Welcher Stolz, ein solches zu kommandiren!" fügte der Mündemeister hinzu, und ein schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust bei dem Gedanken, daß sein Geschick ihn selbst an das Land fesselte.

Eler entging dies nicht, und er suchte deshalb das Gespräch auf ein anderes Feld zu lenken, indem er auf die für die Abfahrt zu treffenden Vorbereitungen überging. Paul saß schweigsam da. Die letzten Worte des Vaters hatten eine Erinnerung in ihm wachgerufen, die ihn eigenthümlich bewegte. Der längst vergessene Traum, in dem er sich als Kapitän der Liburne im wilden Schlachtgetümmel sah, stieg plötzlich vor seiner Seele auf. Jede Einzelnheit stand in diesem Augenblicke so lebendig vor ihm, als sei er eben erst erwacht, und seine Phantasie wurde dadurch so aufgeregt, daß er die Wirklichkeit um sich fast vergaß. Sollte das Traumbild ihm die Zukunft gezeigt haben und sich dereinst bewahrheiten? Unmöglich war es nicht. Wenn das große Schiff in den Besitz der Stadt überging, dann konnte ihm auch der Befehl übertragen werden, ja es war dies sogar wahrscheinlich. Hatte er nicht die erste Anwartschaft darauf? Durch ihn war es vor dem sicheren Untergange gerettet, ihm

war die Erhaltung des „Mariendrache“ allein zu danken und bei Anholt hatte er an dem wichtigen Siege den größten Antheil. Der Gedanke an Eler und Bardewig dämpfte zwar seine ehrgeizigen Hoffnungen etwas. Aber Eler würde den „Mariendrache“ nicht verlassen wollen, das Schiff, mit dem sein Vater so ruhmvoll gekämpft — das hatte er selbst ja oft geäußert, wenn die Rede auf einen Wechsel kam. Und Bardewig — er war ein alter Mann! ein braver Ausliegerkapitän, aber um eine größere Zahl Schiffe in der Schlacht zu befehligen, dazu besaß er nicht die Fähigkeit. Und hatte der Traum nicht schon in einem Punkte die Wahrheit gesprochen, als ihn der Ruf aus dem Schlummer weckte „das Schiff sinkt?“ Solche Gedanken beschäftigten Paul und sie hatten so viel Verführerisches, daß er sich ihnen ganz hingab. Kurt und Eler ließen ihn gewähren. Sie glaubten, daß ein anderer Gegenstand sein Sinnen in Anspruch nehme, wollten ihn darin nicht stören, und vermieden es, das Wort an ihn zu richten. Das veränderte Benehmen von Berndt Pawest gegen Paul war auch ihnen aufgefallen und selbst der Mündemeister dadurch in ein falsches Fahrwasser geleitet. Die ruhmvolle That des Pflegesohnes bei Anholt konnte vielleicht das Vorurtheil gegen den Findling erschüttert oder wohl gar beseitigt haben und die Kluft zwischen ihm und der Tochter des stolzen Rathsherrn erschien nicht mehr unüberbrückbar.

Das Kommando „Riemen ein!“ weckte Paul

aus seinen Träumen. Das Boot hatte an der Treppe des Blockhauses angelegt, um Kurt abzusetzen und dann die Brüder an Bord ihrer Schiffe zu bringen. Dort fanden sie vollauf Beschäftigung, um alles seeklar zu machen und sie wurden von ihren Pflichten so in Anspruch genommen, daß sie an andere Dinge kaum denken konnten. Der Wind war gut und beide Kapitäne suchten eine Ehre darin, ihn sich nicht über den Kopf fort wehen zu lassen, sondern Bürgermeister und Rath zu zeigen, daß sie das ihnen geschenkte Vertrauen zu würdigen wußten. Bereits am selben Abend waren nicht nur ihre eigenen Schiffe sondern auch das ganze Convoi segelfertig.

Am andern Morgen befand sich der Mündemeister nicht wohl. Die Anstrengungen der letzten Tage hatten seinem Bein geschadet und er mußte es einige Tage schonen. Die Brüder fuhren deshalb selbst nach Danzig hinauf, um dem Schiffahrtsdeputirten ihre Seebereitschaft zu melden und sich von ihm die letzten Instruktionen zu holen.

Als Paul den Klopfer gegen die Thür fallen ließ, da pochte es auch in seinem Herzen stürmisch bei dem Gedanken, das Haus der Geliebten zu betreten und sie selbst zu sehen. Er mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um ruhig zu erscheinen, denn es war sein fester Vorsatz, nichts von dem zu verrathen, was er wußte und fühlte. Wie das kostbare Andenken, das ihm Elisabeth in der Rose geschenkt, still und verborgen neben dem Bilde seiner Mutter

auf seinem Herzen ruhte, so sollte andern gegenüber auch seine Liebe tief verschlossen in der Brust ruhen, bis sein Streben mit Erfolg gekrönt sei. Wie erstaunte er jedoch über die Mittheilung des öffnenden Dieners, daß der Rathsherr schon am frühen Morgen zu einer längeren Reise aufgebrochen und seine Rückkehr ungewiß sei; etwaige für ihn bestimmte Meldungen sollten inzwischen an den Bürgermeister Niederhoff ausgerichtet werden. Im ersten Augenblicke empfand Paul eine bittere Enttäuschung, doch sie wich bald dem angenehmeren Gedanken, Elisabeth ohne die immerhin störende und Zwang auflegende Gegenwart des Vaters zu begrüßen.

Der Empfang der Brüder durch den Bürgermeister war wiederum sehr wohlwollend und liebenswürdig und er sprach ihnen in anerkennendster Weise seinen Dank für den Eifer aus, mit dem sie die Abfahrt betrieben hatten. Dann händigte er ihnen die Befehle aus, die sie als Richtschnur für ihr Verhalten bei etwa ausbrechenden Feindseligkeiten zu betrachten hatten.

„Sie sind nur kurz gefaßt," sagte er, „denn wir haben das Vertrauen zu Euch, daß Ihr den Umständen nach eben so klug und tapfer handeln und Danzigs Ruhm wahren werdet, wie Ihr es bisher gethan und bei Anholt so glänzend bewiesen habt. Der Kampf mit England nähert sich mit schnellen Schritten und vielleicht sind es nur noch wenige Monate bis dahin. Leider habe ich vergebens gesucht, auf der

letzten Tagefahrt in Lübeck energische Maßregeln zu veranlassen. — Neid, Mißgunst und Furcht lockern den Verband der Hansa," fuhr er traurig fort, „und schwächen ihre Kraft. Man ist verblendet genug, nicht den drohenden Verfall des Bundes sehen zu wollen und es fehlt mehr an Einigkeit denn je. Ich beantragte die Bereithaltung von zwanzig Kriegsschiffen, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, jedoch hat man meinem Vorschlage kein Gehör geschenkt, eben so wenig wie wir preußischen Städte in unserer schweren Fehde mit dem deutschen Orden von den übrigen Hansen Unterstützung erhalten haben. Wir sind deshalb zu dem Entschlusse gekommen, uns auf eigene Füße zu stellen — und so viel Kriegsschiffe als möglich auszurüsten, um den Kampf allein aufnehmen zu können. Daß wir von einem Feinde befreit sind, danken wir Euch. Gestern ist der Kanzler König Christians eingetroffen, um demüthig um Verlängerung des so schnöde gebrochenen Waffenstillstandes zu bitten, die wir jedoch nur unter harten Bedingungen bewilligen werden, um die Dänen in der Furcht zu halten, in die Ihr sie versetzt habt. Der Sieg bei Stargard und Konitz über die Deutschherren ist ein anderer glücklicher Umstand, den wir bestens auszunutzen gedenken. Der Großmeister hat Friedensvorschläge gemacht und der Rathsherr Pawest ist heute morgen entsandt, um möglichst billige Bedingungen zu stellen, damit der Friede schleunigst zu Stande kommt und wir auch nach dieser Seite freie Hand behalten. Ebenso haben

wir Aussicht, Herzog Karl von Burgund für uns zu gewinnen, obwohl er ein wunderlicher Herr und schwierig zu behandeln ist. Hierbei werdet Ihr aber mitwirken müssen und ich empfehle Euch deshalb, ihm so viel wie möglich zu Willen zu sein, wenn seine Wünsche auch bisweilen nicht gleich verständlich erscheinen. Nur dadurch, daß er unsern Schiffen freies Geleit und Unterstand in seinen Häfen giebt, werden wir im Stande sein, uns mit Aussicht auf Erfolg zu schlagen und ihr müßt es deshalb als Eure erste Pflicht betrachten, Euch sein Wohlwollen zu sichern. Das ist es, was ich Euch noch zu sagen hatte und nun lebt wohl, Ihr treuen Männer. Gott und die Heiligen mögen Euch beschützen bei all Eurem Beginnen, damit es zum Heil unserer guten Stadt Danzig ausschlage."

Mit warmem Händedruck verabschiedeten sich die Brüder von dem Manne, dessen Umsicht, Klugheit und Energie nicht allein Danzig, auch die Hansa so viel schuldeten, da es ihm hauptsächlich zu danken war, daß der Bund unter allen ihn bedrohenden Schwierigkeiten nicht schon jetzt zusammenbrach, sondern sich noch einige Menschenalter im früheren Ansehen erhalten konnte.

„Du wirst wohl nicht umhin können, Paul," äußerte Eler, als sie des Bürgermeisters Haus verlassen hatten und die Langgasse hinunter schritten, „Frau Pawest und Elisabeth noch Lebewohl zu sagen. Auch ich habe noch einen kleinen Gang zu machen

und werde Dich bei unserm Boote am Krahnthore erwarten. Ich bitte Dich, den Frauen meinen Gruß zu entbieten, da es mir an Zeit fehlt, noch selbst hinzukommen."

„Habe Dank, Eler, für Deine Worte," erwiderte Paul, „ich weiß wohl, daß Du nur meinetwegen noch in der Stadt bleibst; aber ich werde Dich nicht lange warten lassen."

Er wandte sich zu dem Hause des Rathsherrn, vor dem sie angelangt waren, während Eler seinen Weg zum Krahnthor verfolgte, wo das Boot lag.

„So sehen wir Euch doch noch einmal wieder, Herr Paul," begrüßte ihn Frau Pawest mit lebhafter Freude, als der Diener ihn in das Zimmer führte, in dem sie sich mit Elisabeth befand. „Ich fürchtete schon es würde nicht möglich sein, aber meine Tochter" fügte sie verständnißvoll lächelnd hinzu, „behauptete stets, Ihr würdet ganz bestimmt nach Danzig herauf kommen und sie hat wirklich recht behalten."

Paul schaute zu Elisabeth hinüber und ihr glücklich strahlender Blick kündete ihm, daß die Mutter um ihre Neigung wisse und sie nicht mißbillige, wie dies ihm schon aus ihren letzten Worten hervorzuklingen schien. Dies Bewußtsein bannte jede Verlegenheit und gab ihm seine Sicherheit zurück.

„Mein sehnlicher Wunsch war es gewiß," erwiderte er, „aber trotzdem danke ich das Glück hier zu sein doch nur dem besonderen Umstande, daß mein Vater erkrankt ist."

„Es ist mit ihm doch nichts Bedenkliches?“ unterbrach Frau Pawest besorgnißvoll.

„Nein edle Frau, nur hat er einige Tage den Fuß zu schonen; eben deshalb mußten wir unsere letzten Befehle selbst einholen und zwar vom Bürgermeister, da Euer Gatte verreist ist. Sonst wäre das des Vaters Sache gewesen und wir hätten müssen zurückbleiben. Wir liegen segelfertig, der Wind ist gut und Herr Niederhoff wünscht, daß wir sobald wie möglich in See gehen. Eler hat noch eine andere Sache zu erledigen und mich deshalb ersucht, Euch seinen Gruß zu entbieten. Doch auch meine Zeit ist knapp bemessen und Ihr wollet es deshalb gütig entschuldigen, wenn ich mich jetzt verabschiede und Euch Lebewohl sage.“

So sehr er sich zu beherrschen suchte, zitterte doch seine Stimme bei den letzten Worten und ihr Ton blieb bei Elisabeth nicht ohne Widerhall. Bleich und regungslos stand sie da und Thränen perlten ihr die Wangen herab.

„Lebt wohl, Herr Paul,“ sagte Frau Pawest bewegt. „Ich weiß wohl, daß die Pflicht Euch ruft und daß sie für Euch das höchste Gebot ist. Deshalb sei es fern von mir, Euch zurückhalten zu wollen. Habt Dank, daß Ihr noch einmal gekommen seid und mögen die Heiligen Euch auf Eurer Fahrt ihren gnädigen Schutz angedeihen lassen.“

Paul beugte sich nur stumm auf ihre Hand nieder. Er vermochte nichts zu erwidern, der Abschied wurde ihm schwerer, als er geglaubt hatte. Dann reichte

Elisabeth ihm die Hand; er hielt sie fest in der seinen, als ob es ihm nicht möglich sei, sich von ihr zu trennen und sie ließ sie ihm willig. „Lebt wohl, Elisabeth,“ sprach er mühsam, „Gott beschütze und erhalte Euch!“ Dann riß er sich plötzlich los und eilte fort. Als er sich an der Thür noch einmal umwandte, da sah er, wie sie schluchzend in den Armen der treuen Mutter lag. Einen Augenblick schwankte er, ob er zurückkehren sollte, doch er überwand sich und ging hinaus. Er gehorchte nicht allein der Pflicht, sondern erinnerte sich auch rechtzeitig seines Gelöbnisses, die Geliebte erst dann für sich zu fordern, wenn er ihrem Vater gleichberechtigt gegenüber treten konnte. Dazu sollte ihm die bevorstehende Reise die Wege bahnen. Durch die Mittheilungen des Bürgermeisters über die politische Lage sah er ein weites Feld eröffnet, auf dem er die Ehren erkämpfen konnte, die seinen Namen den stolzesten Geschlechtern gleich stellten. Die Rose auf seiner Brust gab ihm die Gewißheit, daß es geschehen werde. Sie war für ihn der Talisman, der ihn sicher zu seinem Ziel leiten würde.

Als er das Haus verließ, trat ihm Johannes Niederhoff entgegen, der im Begriff war, hineinzugehen. Pauls Gedanken schweiften in weite Ferne; er erkannte den jungen Mann kaum und schritt flüchtig grüßend an ihm vorüber. Der Sohn des Bürgermeisters erwiderte den Gruß nicht. Mit finsterer Miene schaute er ihm nach und murmelte etwas, das wie „hochmüthiger Findling“ klang.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein trüber Oktoberhimmel hing über der Nordsee. Vergebens suchte die Sonne den dichten Wolkenschleier zu durchdringen, und nur dann und wann verrieth ein schwacher Schein ihren ungefähren Standpunkt. So grau und bleifarben wie der Himmel erschien auch das Meer, sein prachtvolles Grün war verschwunden und selbst die Schaumkronen der überköpfenden Wellen schimmerten nur matt und bleich.

Die Luft war diesig; Wasser und Himmel verschwammen am Horizonte in einander, und es bedurfte eines scharfen, seegewohnten Auges, um ihre Grenzen zu unterscheiden. Eine frische Brise strich über die Meeresfläche und schwellte die Segel eines Schiffes, das beim Winde liegend südwärts gegen die flandrische Küste steuerte. Es war ein schmuckes Fahrzeug, mit scharfem Bug, hoher Takelage und es theilte leicht die Wellen. Der Schnitt des Rumpfes und der Segel mit ihren symmetrischen Linien verrieth das Kriegsschiff. Auf dem Hinterkastell erblickte man die schlanke Gestalt eines jungen Mannes, der aufmerksam den Horizont absuchte. Es war Paul Beneke und das Schiff die von ihm den Dänen abgenommene Barse „Anholt."

„Ich kann nichts entdecken," wandte er sich mißmuthig zu dem neben ihm stehenden Steuermann. „Die Luft ist so dick, daß man keine halbe Meile

weit sehen kann. Laßt noch einmal loten, Rodebeck. Wenn das Wasser mindert und wir Schlick statt weißen Sandes bekommen, sind wir zur Stelle, und wollen ankern, bis es aufklart."

Die Segel im Großtop wurden gegen den Wind gestellt, das Schiff verlor seine Fahrt und das Lot ging über Bord.

„Neun Faden!" rief der Steuermann, der das Manöver überwachte, „Schlickgrund!"

„Klar zum Ankern!" befahl Paul; die Mannschaft eilte auf ihre Posten und der Bootsmann ließ Anker und Tau fertig machen.

„Land voraus, ein Strich an Steuerbord," meldete jetzt der Ausguck im Vortop. Es war in dem Augenblicke etwas aufgeklart und ein dunkler Streifen zeigte sich am Horizonte, um nach kurzer Zeit wieder in einer Wolkenschicht zu verschwinden.

„Alles in Ordnung, beleg Anker!" sagte Paul. „Es ist die Westspitze von Walchern, ich habe die Baake mit dem doppelten Kreuz erkannt. Wir wissen nun, wo wir sind, und wollen an- und abstehen, um den „Mariendrache" unter Segel zu erwarten."

„Ich meine auch, es ist besser so," meinte der Steuermann, „die Luft sieht schmierig aus, und wenn es an zu wehen fängt, sind wir zum Ankern zu nahe unter der Küste."

„Klar zum Wenden," ertönte das Kommando, „Ruder in Lee!" — Das Steuerruder wurde an Bord gelegt, das Schiff schoß in den Wind, die Raaen

flogen herum und die Barse stand seewärts, um nach einer Stunde wieder gegen Land zu steuern und sich ungefähr auf derselben Stelle zu halten.

Ihr Warten war jedoch vergebens; der Nachmittag kam heran, aber trotz des schärfsten Ausgucks, an dem sich nicht nur die Posten, sondern freiwillig die ganze auf Deck befindliche Mannschaft betheiligte, ließ sich keine Mastspitze blicken. Wind und See hatten zugenommen und es sah aus nach schlechtem Wetter. Paul ging ungeduldig auf dem Hinterdeck auf und ab. „Ich kann nicht begreifen, wo der „Mariendrache" bleibt," äußerte er zum Steuermann. „Mit Tagesanbruch ist er in die Schelde gelaufen und jetzt noch nicht zurück, obwohl er bequemen Wind hat. Ich fürchte, es ist etwas vorgefallen, denn es ist nicht meines Bruders Art, eine Verabredung nicht inne zu halten."

„Vielleicht hat er den Fremden gefunden," sagte Rodebeck, „und ist deshalb geblieben."

„Das ist aber ganz gegen unsere Abmachung," erwiderte Paul ärgerlich, „ob er ihn findet oder nicht, jedenfalls wollte er heute Nachmittag uns hier treffen. Wenn es hin und wieder aufklart, können wir weit genug sehen, aber kein Lappen Segeltuch ist am ganzen Horizont zu erblicken."

„Und Ihr glaubt fest, daß der Fremde der berüchtigte englische Freibeuter ist?" fragte der Steuermann.

„So gewiß wie ich hier stehe. Ich habe ihn vorgestern genau wieder erkannt; es ist derselbe, der vor

drei Monaten in Zween lag, wo er mir schon so verdächtig vorkam. Ebenso will ich darauf schwören, daß er gestern Abend in die Schelde eingelaufen ist, als er in der Bö uns aus Sicht kam, denn nur so ist sein plötzliches Verschwinden erklärlich, als ob ihn die See verschlungen hätte. Nun," fuhr er ingrimmig fort, „wenn wir ihn fassen, dann soll das letztere buchstäblich geschehen. Und es wird geschehen; ich habe es mir gelobt, unsere armen hundert Danziger Schiffskinder, die er von den vier geraubten Schiffen hat über die Planke marschiren lassen, zu rächen und ihm sein blutiges Handwerk zu legen!"

„Dort kommt es wieder ganz schwarz herauf," unterbrach ihn Rodebeck, „ich glaube es sitzt viel Wind darin. Sollen wir nicht ein Reff einstecken?"

Paul schaute windwärts auf das aufsteigende Wetter und nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Ihr habt Recht," sagte er, „es würde uns sonst einige Raaen und Stengen kosten und die können wir nicht entbehren, wenn wir jenen Engländer noch länger jagen müssen. Laßt nur gleich doppelt reffen."

Der Steuermann setzte die Signalpfeife an den Mund und ihr schriller Pfiff weckte die Aufmerksamkeit der Leute. „Alle Mann Reewe, Reewe!" kommandirte er dann mit Stentorstimme. Die Mannschaften sprangen blitzschnell auf ihre Posten, die Marsraaen rasselten von oben und die Refftaljen wurden ausgeholt. Die zu dem Manöver auf den Raaen abgetheilten Leute enterten in den Wanten auf und nach wenigen Minuten

waren die Segel um ein Drittheil ihrer Größe eingerefft. Es geschah nicht zu früh. Die Bö brachte viel Wind, aber die Barse erwartete sie unter passenden Segeln. Sie legte sich unter dem Drucke wohl etwas über, hob sich jedoch leicht und elastisch über die schäumenden Köpfe der anstürmenden Wellen.

„Wir müssen wieder nach draußen liegen," sagte Paul. „Es wird so dick, daß wir sonst in der Brandung sitzen können, ehe wir es uns versehen. In einer Stunde ist es Nacht, und da der „Mariendrache" sich bis jetzt nicht hat sehen lassen, ist kein Gedanke daran, daß wir ihn vor morgen früh treffen."

Die Barse ging vor dem Winde herum, da sie unter den kleinen Sturmsegeln nicht durch den Wind wenden konnte und hielt nach draußen, um frei von der Küste zu kommen und genügenden Seeraum zu gewinnen, falls der Wind während der Nacht an Stärke zunehmen und sich nördlicher ziehen sollte.

Als Eler und Paul vor zwei Monaten Danzig verließen, war ihnen das Glück hold gewesen. Ohne Unfall hatten sie mit schneller Fahrt das Convoi nach Holland geleitet und beim Passiren des Sundes ergriffen alle dänischen Schiffe schleunigst die Flucht und verkrochen sich in ihren Häfen, sobald sie den gefürchteten Besen erkannten. Sie glaubten nicht anders als daß die Osterlinge mit großer Heeresmacht kämen, um den Treubruch zu rächen, da noch keine Nachricht eingetroffen war, welchen Erfolg die Mission ihres Kanzlers in Danzig gehabt hatte. Sie athmeten

deshalb nicht wenig erleichtert auf, als die Flotte ihren Weg nordwärts steuerte und ihre Mastspitzen sich allmälig unter den Horizont senkten.

Von Zween aus vertheilten sich wieder, wie es üblich war, die Schiffe, um in größeren oder kleineren Geschwadern die englischen und französischen Häfen aufzusuchen.

König Eduard glaubte wohl die passende Gelegenheit für einen Friedensbruch sei noch nicht gekommen, denn die Hansen blieben vorläufig unbehelligt. Plötzlich gelangte jedoch die Nachricht an die Brüder, daß kurz nach einander vier Schiffe ihres Convois durch einen englischen Freibeuter genommen, die Ladungen geraubt und die Besatzungen ertränkt seien. Eins der Schiffe hatte man angebohrt und halb voll Wasser treibend gefunden; die Wegnahme des letzteren war von einem Lübecker Fahrzeuge mit angesehen, dieses selbst aber unbehelligt geblieben. Der Piratenkapitän hatte vielmehr dem Lübecker nur höhnisch zugerufen, er werde mit allen Danziger Schiffen so verfahren und hoffe sicher, auch Eler und Paul über die Planke marschiren zu lassen. Diese Drohung war in deutscher Sprache ausgestoßen.

Die Brüder säumten keinen Augenblick, Jagd auf den frechen Räuber zu machen. Nachdem sie durch den Lübecker eine genaue Beschreibung erhalten hatten, lichteten sie Anker und kreuzten aufänglich im englischen Kanal, wo er seine Unthaten vollführt hatte, folgten ihm dann aber nach zur holländischen Küste, wo er

zuletzt gesehen war und trafen ihn in der Nähe von Texel. Als er sich gejagt sah, setzte er alle möglichen Segel, um zu entfliehen, doch manövrirten die Danziger so geschickt, daß sie ihn gegen Land drängten und er aller Voraussicht nach ihnen nicht mehr entgehen konnte. Da fiel jene Bö ein, von der Paul zum Steuermann gesprochen. Sie war so hart, daß die Verfolger alle ihre Segel einziehen mußte um nicht die Masten zu verlieren und der gleichzeitig niederströmende Regen verdunkelte die Luft so, daß der Engländer ihren Blicken entschwand. Als das Unwetter nach einigen Stunden nachließ und die Luft aufklarte, war der Fremde verschwunden. Seewärts konnte er nicht entkommen sein wegen der Windrichtung, am Strande sah man kein Wrack und es blieb nur die Annahme, daß er die Schelde erreicht habe oder gekentert sei, da er noch alle Segel stehen hatte, als man ihn aus Sicht verlor. Ersteres war das Wahrscheinlichere, da man sonst wohl schwimmende Gegenstände entdeckt hätte, und die Brüder verabredeten, sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Der „Mariendrache“ sollte am andern Morgen früh ebenfalls einlaufen und der „Anholt“ inzwischen die Küste überwachen. Am Nachmittage wollten sich Beide vor der Flußmündung wieder vereinigen, und wenn der Pirat drinnen lag, die weiteren Maßnahmen treffen, um sich seiner zu bemächtigen. Ihn im Hafen auf neutralem Gebiete zu nehmen, war um so mißlicher, als die absolute Sicherheit fehlte, daß das Schiff wirklich der gesuchte Freibeuter

war und Herzog Karl ein solches Verfahren übel vermerken konnte, was sie nach des Bürgermeisters Instruktionen durchaus zu vermeiden hatten. Gelang es jedoch, ihn in See zu fassen, so fielen alle politischen Schwierigkeiten fort, und man hatte auf Niemand Rücksicht zu nehmen.

Infolge dessen war Eler mit Tagesanbruch in die Schelde eingesegelt, aber wegen des abflauenden Windes erst gegen Abend in die Nähe von Vlissingen gelangt. Unmittelbar vor dem Hafen, aber noch auf dem Strome ankernd, lag das gesuchte Schiff und Eler legte sich in seine Nähe, um es nicht aus dem Auge zu verlieren. Er fuhr dann sogleich an Land, um den Behörden seine Ankunft zu melden und über den Fremden nähere Erkundigungen einzuziehen, damit Irrthum ausgeschlossen würde. Was er darüber in Erfahrung brachte, beseitigte jeden Zweifel. Das Schiff war ein englischer Auslieger, am vorigen Abend aus See gekommen, der Kapitän ein Deutscher und außerdem paßte die Beschreibung des Lübeckers genau Sobald Eler das Nöthige wußte, machte er sich auf den Rückweg, um wieder an Bord zu fahren und den Piraten bis zum andern Morgen zu überwachen. Er war nur wenige hundert Schritte von seinem Boote entfernt, als bei einer Biegung des Weges plötzlich vier bis sechs Männer aus der Dunkelheit auf ihn zusprangen und ihn zu Boden rissen. Ehe er sich zur Wehre setzen oder auch nur einen Hilferuf ausstoßen konnte, war er an Händen und Füßen gefesselt und

hatte einen Knebel im Munde. Die unbekannten Angreifer zogen ihm einen Sack über den Kopf und schleppten ihn auf ihren Schultern fort.

Kurze Zeit darauf stieß ein Boot von Land ab und nahm seinen Weg zu dem Engländer. „Habt Ihr ihn?“ ertönte eine Stimme vom Oberdeck, als das Esping an der Seite anlegte.

„Diesmal ist er in die Falle gegangen,“ lautete die Antwort, „und soll uns nicht wieder entwischen. Leider ist der andere draußen geblieben, doch werden wir ihn auch noch zu finden wissen. Werft diesen hier auf den Ballast und dann „Anker auf,“ ehe Lärm gemacht wird. Wir müssen trotz der Dunkelheit sogleich stromabwärts. Ist das Boot mit der Laterne postirt?“ — „Alles klar!“ erwiderte der erste Sprecher.

„Dann macht das Signal und schnell Anker gelichtet,“ sagte der Mann aus dem Boot, der inzwischen auf das Deck gestiegen war und nach den von ihm ertheilten Befehlen der Kapitän des Schiffes sein mußte.

Eler fühlte sich emporgehoben, eine Treppe hinabgeschleift und auf den Ballast geworfen, wo man ihn liegen ließ. Das Gespräch, welches er soeben vernommen, machte ihm erst seine schreckliche Lage klar. Bis dahin hatte er geglaubt, er sei das Opfer eines Irrthums oder von gewöhnlichen Räubern überfallen, um ein Lösegeld zu erpressen, aber jetzt wußte er, daß er sich auf dem Engländer befand, den er mit Paul verfolgt hatte, und daß seiner ein furchtbares Los harrte. Er gedachte der Worte, welche der Pirat dem

Lübecker Schiffer zugerufen hatte, und es lief ihm eisig durch die Adern.

Inzwischen wurde oben auf dem Deck eine kurze Zeit eine Laterne gezeigt und bald darauf das Signal in gleicher Weise etwa eine halbe Meile stromabwärts erwidert. Dort machte der Fluß eine Biegung und an ihrer Spitze lag ein Boot, um dem Freibeuter den richtigen Weg zu weisen. Danach wurde der Anker gelichtet und das Schiff trieb mit der Ebbe den Strom hinunter. Die Laterne war vorher an den Seiten so geblendet, daß ihr Schein nur nach hinten fiel und auf dem „Mariendrache" nicht wahrgenommen werden konnte Trotzdem schöpfte man auf diesem Verdacht, als man den Fremden so geräuschlos in der Dunkelheit und ohne Segel vorbeigleiten sah und der aufmerksame Steuermann sandte sofort ein Boot an Land, um den Kapitän davon zu benachrichtigen. Wie groß war aber der Schrecken, als dieser nirgends aufzufinden und auch nicht die leiseste Spur von ihm zu entdecken war. Vergebens wurde alles aufgeboten, um einen Anhalt für sein unerklärliches Verbleiben zu gewinnen. Hunderte von Leuten setzten sich mit Tagesanbruch in Bewegung, um Stadt und Umgegend bis zum Abend auf das Genaueste zu durchsuchen — alles war umsonst und es blieb nichts weiter übrig, als das geheimnißvolle Verschwinden mit dem Fortgehen des Freibeuters in Verbindung zu bringen. Der Steuermann des „Mariendrache" war rathlos. Auf das Ungewisse hin den Engländer zu verfolgen,

ohne eine Andeutung zu haben, wohin derselbe sich gewandt, hielt er für ganz zwecklos und noch zum Abend mit allen Anzeichen von schlechtem Wetter in See zu gehen, um den „Anholt" aufzusuchen, war der Sicherheit des Schiffes wegen ebenso wenig angebracht. Mit schwerem Herzen mußte er sich deshalb entschließen, noch die zweite Nacht vor Anker liegen zu bleiben wenn es die Witterung irgend erlaubte, am andern Morgen mit Tagesanbruch zum Rendezvous mit Paul Beneke zu segeln und diesem die weiteren Maßnahmen in der traurigen Angelegenheit zu überlassen.

Der Engländer war inzwischen glücklich bei der durch das Boot gekennzeichneten gefährlichen Stelle des Fahrwassers vorbeigekommen, vermochte jetzt in geradem Kurse in See zu gelangen und setzte die Segel, welche der stürmisch werdende Wind erlaubte. Sein Plan war geglückt. Vor dem andern Morgen konnte Paul Beneke von dem Vorgefallenen keine Nachricht erhalten, dann hatte er selbst den Vorsprung einer ganzen Nacht, jener aber keine Ahnung, wohin er gesteuert war. Als das Schiff die Flußmündung verlassen und die freie See gewonnen hatte, stiegen einige Leute der Besatzung in den Schiffsraum hinab, um Elers Füße von den Fesseln zu befreien, ihm den Knebel aus dem Munde zu nehmen und ihn auf das Oberdeck zu schleppen. Er vermochte sich kaum zu rühren; die festgeschnürten Bande hatten den ganzen Blutumlauf gehemmt und von rohen Fäusten gestoßen

und geschoben, konnte er nur mit größter Mühe die Treppe ersteigen. Er hatte bereits seine Rechnung mit dem Leben abgeschlossen, hegte unter den obwaltenden Umständen keinerlei Hoffnung mehr und sah dem Kommenden mit männlicher Fassung entgegen. Trotzdem zuckte er unwillkürlich etwas zusammen, als man ihn in das hellerleuchtete Hinterkastall brachte und dort sein Blick auf den ihn erwartenden Piratenkapitän fiel. Diesem entging die Bewegung seines Gefangenen, so unmerklich sie sich auch geäußert, nicht.

„Aha! Du hattest wohl nicht erwartet, mich hier zu sehen," höhnte er mit widerwärtigem Grinsen. „Es ist umgekehrt gekommen, wie Du und Dein vermaledeiter Bruder dachten. Ihr hofftet mich zu fangen, nun habe ich vorläufig wenigstens Dich und Du sollst mir nicht wieder entschlüpfen, ebenso wie ich nächstens auch Jenen sicher zur Hölle senden werde. Es hat lange gedauert, bis die Stunde der Rache für mich schlug, aber jetzt ist sie endlich erschienen und Ihr Danziger sollt fühlen, mit wem Ihr zu thun habt. Jenen hundert Mann von Euren vier Schiffen, denen ich Salzwasser zu saufen gab, will ich noch Unzählige folgen lassen. Als vor zwei Jahren das Blut meines Bruders auf dem Dominikanerplatz von Henkershand floß, weil er die niedergetretenen Rechte des Volkes wiederherstellen und uns Ausgestoßenen neben Euren übermüthigen Geschlechtern Sitz und Stimme im Rath verschaffen wollte, da schwor ich mir, daß für jeden Tropfen tausend seiner stolzen uns knechtenden Mörder

fließen sollten und daß ich gleichzeitig Euch in der Quelle Eurer Macht, in Eurer Schifffahrt, tödtlich treffen wollte. Deshalb ließ ich mich als Ruter anwerben — deshalb lernte ich so eifrig die Seemannschaft, um selbst ein Schiff führen und damit die Eurigen zerstören zu können.

„Mein erster Versuch, mich zu rächen, scheiterte an Paul Beneke und Dir. Ein ganzes Jahr habe ich mich verstellen und gedulden müssen, um endlich an das Ziel zu gelangen. Du hast mich kielholen lassen und es ist nicht Deine Schuld, daß ich dabei nicht den Kopf zerschmetterte. Erinnerst Du Dich, als ich gelobte, Dir ewig zu gedenken, was Du an jenem Tage mir gethan? Nun jetzt ist die Stunde da, wo ich meinen Schwur halten kann und will, so wahr ich Klaus Henning heiße.“

Wenn der ehemalige Ruter erwartete, mit seinen Worten Eler einzuschüchtern, so irrte er sich; seine Drohungen machten keinerlei Eindruck auf den jungen Mann. Hoch aufgerichtet stand dieser unter der Rotte der ihn umgebenden Piraten. Er wußte, daß er von ihnen keine Gnade zu erwarten hatte, aber er verlangte auch keine aus solchen Händen und ein Blick stolzer Verachtung war die einzige Antwort auf Hennings Bravade.

„Ah,“ knirschte dieser wüthend, „Du bist noch sehr stolz aber in kurzer Zeit soll dieser Stolz gebrochen werden, dafür werde ich sorgen. Glaubst Du, ich hätte vergessen, wie mir zu Muthe war, als ich

unter der Raa hing und Dein Kommando ‚Fallen‘ erwartete? Nun Du sollst das Gefühl jetzt auch schmecken, aber,“ fügte er mit teuflischem Hohn hinzu. „ich werde gnädiger sein mit Dir, als Du mit mir. Du wirst nicht auf mein Kommando zu warten brauchen, Du kannst es Dir selbst geben und nach Deinem Belieben fallen. Auch unter dem Kiel werde ich Dich nicht durchholen lassen, dafür kannst Du aber im Kielwasser schwimmen, so lange es Dir Spaß macht. Und um Dir noch mehr zu zeigen, wie gut ich es mit Dir im Sinne habe, werde ich Dir sogar Speise und Trank auf die lange Reise mitgeben, die Du antrittst. Schade nur, daß ich nicht heute auch schon Deinen Bruder hier habe; Ihr könntet sie sonst zusammen machen und Euch gegenseitig die Zeit vertreiben.“

„Jetzt schnürt ihm seine Hängematte,“ befahl er seinen Leuten, „und hängt sie an ihrem Platze auf. Es wird nicht schaden, wenn ihm dabei die Füße naß werden.“

Die erbarmungslosen Henker packten ihr Opfer und steckten Eler in einen bereitgehaltenen Sack von schwerem Segeltuch, nachdem sie vorher seine Hände entfesselt hatten. Ehe sie denselben oben zubanden, gaben sie ein Brod, eine Flasche Bier und ein Messer mit hinein

„Gute Reise!“ rief Klaus Henning, „wenn Dir die Zeit lang wird, oder das Bier ausgetrunken ist und Du Durst bekommst, brauchst Du den Sack nur

zu zerschneiden, dann wirst Du Wasser genug finden," und ein wieherndes Gelächter der entmenschten Besatzung begleitete die Worte ihres Hauptmannes.

Eler wurde auf das Vordertheil des Schiffes geschleift, dann in dem Sack über Bord geworfen, aber nach wenigen Augenblicken wieder emporgezogen. Man hatte am Kopfe des Sackes ein Tau befestigt das über eine Rolle am Bugspriet lief und er hing nun an der Spitze dieses schräg nach vorn liegenden Mastes außenbords, unter sich die rauschenden Wellen, in welche er bei dem Stampfen des Schiffes oft bis zur Hälfte des Körpers eintauchte.

Eine grausamere Tortur hätte der Pirat nicht ersinnen können, und es war natürlich, daß der unglückliche Gefangene sich so bald wie möglich von ihr zu befreien suchte. Nach wenigen Minuten griff er nach dem Messer, um mit einem Schnitte seinen Qualen ein Ende zu machen. Er stieß die Klinge über seinem Kopfe durch den Sack und begann zu schneiden. Das Messer war stumpf und viel Kraft konnte er in dem engen Gefängnisse auch nicht anwenden; trotzdem war es ihm gelungen, bereits ein ziemliches Loch zu schneiden und in kurzer Zeit wäre er in die Fluthen gestürzt, da stampfte das Schiff so heftig in die See, daß er ganz unter Wasser kam, dieses durch die vorhandene Oeffnung strömte und ihn fast erstickte. Unwillkürlich ließ er das Messer los und dies fiel in das Meer. Vergebens suchte er das Loch mit den Händen zu erweitern, er riß sie sich

blutig, aber das Gewebe war zu fest und er mußte von seinem Vorhaben abstehen, um sich in sein furchtbares Geschick zu ergeben. Bald mußte es sich ja doch erfüllen. Er hörte den Wind stärker heulen, die See bäumte sich höher; die Bewegungen des Schiffes wurden heftiger und er sah den Tod nahen. Muthig erwartete er ihn; ein Gebet zu Gott gab ihm die Kraft dazu und rettete ihn vor der Verzweiflung; doch es dauerte lange, bis die Erlösung kommen wollte. Der Klang der Schiffsglocke übertönte das Brausen des Windes und das Rauschen der See; er kündete ihm, daß seine Folter bereits zwei Stunden währte.

Da schlug plötzlich ein gellender Angstschrei an sein Ohr, ein donnerndes Krachen erfolgte; Eler empfand einen heftigen Stoß und ihm schwand die Besinnung.

Als er aus seiner Betäubung erwachte, glaubte er von einem furchtbaren Traume befangen gewesen zu sein. Bald jedoch kam ihm das Bewußtsein von der Wahrheit des Erlebten. Die schmerzenden Glieder, der verbundene Kopf und der Umstand, daß er sich an Bord eines Schiffes auf See befand, wie er an den Schwankungen seiner Lagerstätte und der an der Decke aufgehängten Laterne wahrnahm, waren ebenso viele sprechende Zeugen dafür. Aber wie kam es, daß er sich sorgsam in Decken gehüllt und in einer Koje sah, die nach der ganzen Ausstattung der Kammer für einen Schiffsbefehlshaber bestimmt war? Un-

möglich konnte er eine solche Behandlung von den Menschen erwarten, die vorher ihn so teuflisch gepeinigt hatten. Was war geschehen und wie kam er an Bord eines anderen Schiffes?

Während er vergebens über die Lösung des Räthsels nachsann, öffnete sich die Kammerthür und ein Mann trat leise und vorsichtig an das Bett. Bei dem trüben Lichte der mit Hornscheiben versehenen Laterne vermochte Eler die Gesichtszüge des Kommenden nicht zu unterscheiden, sah jedoch, daß derselbe nichts Böses im Schilde führe, als er sich jetzt über die Koje beugte, um den Athemzügen des Kranken zu lauschen.

„Wo bin ich?" fragte dieser mit matter Stimme.

„Den Heiligen Dank, Du lebst!" rief Paul Beneke freudig aus. „Du bist geborgen und an Bord meines Schiffes."

„Aber wie ist dies möglich, ich war ein Gefangener von Klaus Henning?"

„Ich weiß alles," unterbrach ihn Paul, „Du bist durch eine wunderbare Fügung des Himmels gerettet und in wenigen Worten sollst Du erfahren, wie es geschah, denn vor allen Dingen ist Dir Ruhe nöthig. Vor zwei Stunden etwa hatte ich wieder landwärts gewendet, um mit Tagwerden vor der Scheldemündung zu sein und Dich dort zu treffen Es hatte mir geahnt, daß etwas Schlimmes passirt sei, weil Du gestern nicht kamst, und ich wollte einsegeln, um Dich aufzusuchen. Es war stockfinster und dabei peitschte heftiger Regen hernieder, daß wir kaum die Augen

öffnen konnten. Da hörte ich plötzlich die angstvolle Stimme des Mannes auf Ausguck „Ruder hart Steuerbord, Segler dicht voraus!“ Ich sprang sofort selbst zum Ruder, doch ehe wir es nur ein paar Speichen aufdrehen konnten, war der Zusammenstoß schon da. Wir trafen den Fremden quer unmittelbar vor seinem Vorsteven, brachen ihm das Bugspriet morsch ab und eben so kam sein Fockmast von oben, fiel jedoch glücklicherweise nach der anderen Seite und nicht auf uns. Das Bugspriet lag auf unserem Verdeck und hatte sich so verfangen, daß die Schiffe wie mit Enterhaken an einander gefesselt waren. Bei der schweren See mußten wir schleunigst auseinander, wenn wir nicht beide zu Grunde gehen wollten. Ich ließ deshalb alles Tauwerk kappen, das uns festhielt, nach wenigen Minuten waren wir frei und der andere schor nach Lee, um sehr bald in der Dunkelheit zu verschwinden. Der vordere Theil seines Bugspriets war auf unserem Deck geblieben, und beim Aufklaren fanden wir Dich in dem Sacke und ohne Besinnung.“

„Wahrlich, das ist eine wunderbare Fügung,“ äußerte Eler, „aber wie kannst Du wissen, was vorher mit mir vorgegangen war?“

„Durch einen Mann von Klaus Hennings Besatzung. Aus Angst, daß sein Schiff sänke, war er zu uns übergesprungen und gerade in dem Augenblicke schoren die Fahrzeuge auseinander. Sobald wir Dich gefunden hatten, glaubte ich auch den Zusammen-

hang zu erkennen und ließ ihn festnehmen. Anfänglich wollte er leugnen, als ich ihm aber Daumschrauben anlegen ließ, bekannte er alles und Du kannst Dir denken, wie mir dabei zu Muthe war. So hatte ich mich in dem schurkischen Ruter dennoch nicht getäuscht, aber ich hoffe jetzt mit ihm und seiner ganzen Sippschaft Abrechnung zu halten. In einigen Stunden wird es Tag; wir sind bei dem Zusammenstoße gut fortgekommen und völlig monöverirfähig, er ist jedoch ohne Fockmast und kann nicht segeln. Ich habe deshalb sofort beidrehen lassen, um in seiner Nähe zu bleiben. Mit Hellwerden müssen wir ihn sehen und dann soll er bald in unserer Hand sein. Doch nun weißt Du vorläufig alles Nothwendige und mußt vor allen Dingen Ruhe haben, um wieder zu Kräften zu kommen, damit Du dabei sein kannst, wenn wir über die Mörder Gericht halten. Nimm hier diesen Becher Wein zur Stärkung und dann schlafe, bis ich Dich rufe."

Paul verließ die Kammer und bald forderte bei Eler die Natur ihr Recht; er sank in tiefen Schlaf.

Mit Tagesanbruch war die ganze Besatzung des „Anholt" auf den Füßen und Hunderte von Augen suchten die Dämmerung zu durchdringen. Jeder brannte vor Verlangen, den Freibeuter zu entdecken, um blutige Rache für seine Unthaten zu nehmen. Pauls scharfes Auge sah ihn zuerst. Er lag etwa eine Meile weit in Lee, ein Spiel des Windes und der Wellen, da er ohne Fockmast und Bugspriet steuerlos trieb, jedoch war seine Mannschaft auf das eifrigste beschäftigt, einen Nothmast aufzurichten.

„Schnell auf mit dem Ruder und auf ihn losgehalten,“ befahl Paul, „zum zweiten Male soll er uns nicht entgehen.“

Die Raaen wurden umgestellt, die Barse fiel vor dem Winde ab und segelte mit fliegender Fahrt auf den Engländer zu. Paul ging hinunter, um Eler zu benachrichtigen. Dieser sprang bei der willkommenen Kunde sofort von seinem Lager auf, die Ruhe hatte ihm seine Kräfte zurückgegeben. Als er das Verdeck betrat, war der „Anholt“ dem Feinde fast auf Schußweite nahe und die Leute standen fertig bei den Geschützen. Wind und See hatten bedentend nachgelassen und bei verhältnismäßig glattem Wasser wehte eine frische segelbare Brise.

Die Danziger Flagge ging am Großmast in die Höhe.

„Wenn er uns noch nicht erkannt hat, soll er jetzt wissen, daß er keine Gnade erwarten kann,“ sagte Paul. „Er wird natürlich sein Leben so theuer wie möglich verkaufen wollen, aber er irrt sich, wenn er glaubt, daß ich mich auf ein ehrliches Gefecht mit ihm einlasse, oder auch nur einen meiner treuen Schiffskinder seinen Kugeln aussetze.“

„Du willst ihn von hinten fassen?“

„Sicher! dort hat er keine Geschütze und ich werde so nahe herangehen, daß Klaus Henning uns beide sieht und außerdem keine von unseren Kugeln fehlgeht.“

Nach wenigen Minuten war die Barse auf kaum zweihundert Schritt hinter dem Heck des Feindes angelangt.

„Feuer!" kommandirte Paul, und die sechs Feldschlangen an Steuerbordseite der Barse entluden sich gleichzeitig, um einen Hagel von Geschossen auszuspeien. Ihre Wirkung in dieser Nähe war mörderisch. Die Kartätschen und Kettenkugeln nahmen ihren verheerenden Weg in der Längsrichtung des feindlichen Decks und mähten ganze Reihen der Piraten nieder. Was nicht gefallen war, floh unter Deck, doch die Hoffnung, dort Schutz zu finden, war vergeblich. Der „Anholt" hatte gewendet und kam auf dem anderen Bug noch näher heran. Wieder donnerte die Breitseite, die Kugeln schlugen krachend in den Rumpf und forderten unter der zusammengedrängten Mannschaft neue blutige Opfer. Das Geschrei der Verwundeten tönte über das Wasser herüber, aber es weckte mit Recht weder Mitleid noch Erbarmen. Mit wilder Freude luden die Danziger ihre Kanonen fast bis zur Mündung mit den todbringenden Geschossen und zum dritten Male erkrachte die glatte Lage auf kaum fünfzig Schritt Entfernung. Der Großmast brach von oben und das Schiff begann zu sinken, sein Heck war bis auf die Wasserlinie vollständig zerschmettert. Von dem einströmenden Wasser bedroht, stürzten die Piraten auf das Oberdeck zurück und flehten verzweiflungsvoll um Gnade.

„Fahrt zur Hölle," rief ihnen Paul zu, „von uns habt Ihr nichts zu hoffen!"

Das Schiff sank jetzt reißend schnell. Ein markerschütternder Schrei rang sich aus ihm empor, dann

schlugen die Fluten über ihm zusammen und es verschwand mit seiner schuldbeladenen Besatzung in der dunkeln Tiefe.

Mit der Vernichtung des Seeräubers war für die Handelsschifffahrt Ruhe geschaffen, doch sie sollte nicht lange dauern und am politischen Horizont thürmten sich drohende Wolken. Das schon lange gefürchtete Zerwürfniß mit England trat ein und letzteres brach eine Gelegenheit vom Zaune, um der Hansa den im stillen längst vorbereiteten tödtlichen Schlag zu versetzen. Die Ermordung des dänischen Vogts auf Island durch englische Seeleute aus Lynn im Jahre 1468 hatte König Christian veranlaßt, gegen England einen Kaperkrieg zu eröffnen. Als Führer seiner Auslieger waren von ihm Danziger Kapitäne angeworben, deren Unternehmungsgeist und tollkühner Muth in den nordischen Gewässern längst sprichwörtlich geworden waren, und deren schwere Hand der englische Handel sehr bald fühlte. Obwohl der Rath von Danzig in kluger Vorsicht seinen Bürgern bei Verlust ihres Heimatrechtes und ihrer Güter den Eintritt in dänische Dienste verboten und damit die Absicht kund gegeben hatte, streng neutral zu sein, erklärte König Eduard nicht nur Danzig, sondern auch der ganzen Hansa 1469 den Krieg. Letztere besaß seit Jahrhunderten in London ein großes Kontor, den Stahlhof, das den Zentralpunkt ihres westlichen Seehandels bildete und den Engländern hauptsächlich ein Dorn im Auge war. Gegen ihn eröffnete man zuerst die Feindseligkeiten.

Aeltermann und Genossen des Stahlhofs wurden nach Westminster entboten und mit 20 000 Pfund Sterling Schadenersatz für die durch die Dänen erlittenen Verluste haftbar gemacht. Man legte Siegel an den Stahlhof, nahm dessen Kleinodien in Beschlag und erließ gegen sämmtliche in England befindliche Deutsche Haftbefehle. Nur die Kölner blieben verschont, weil sie mit den Hansen gespannt waren und schon eine Zeitlang vorher sich geweigert hatten, den gemeinsamen Beschlüssen Folge zu geben. Dieser das Ansehen und die Macht des Bundes schädigende Zwiespalt mochte wohl auch dazu beigetragen haben, die Engländer zu ihrem Vorgehen zu ermuthigen. Der Schlag traf fast alle Städte unvorbereitet, und auch dies hatte der Feind in Berechnung gezogen. Während die Hansen Monate bedurften, um sich wegen der zu treffenden Maßnahmen zu einigen und Kriegsschiffe auszurüsten, deren Entsendung außerdem der beginnende Winter noch länger zu verzögern drohte, hatte England heimlich in seinen verschiedenen Häfen sechzehn Kriegsschiffe fertig gestellt, die mit den beiden Danzigern, den einzigen, welche ihnen bis auf weiteres gegenüberstanden, bald aufzuräumen gedachten. Der Augenblick war deshalb gut gewählt und über die Hansa schien das Verhängniß herein zu brechen. Ging sie auf diese Weise in England ihrer Handelsprivilegien verlustig, so war ihr Zerfall nicht mehr zu hindern und der gewaltige Bund, der Jahrhunderte lang den

Norden Europas beherrschte, fühlte sich deshalb in seinen Grundfesten erschüttert.

Eler und Paul erhielten die Kunde von diesen Ereignissen bereits am zweiten Tage nachher durch das Hansische Kontor in Brügge, während sie auf ihren Schiffen im Hafen von Zween lagen, und gleichzeitig ließ der Aeltermann sie warnen, nicht in See zu gehen, da fünf englische Kriegsschiffe aus der Themse gelaufen seien, um sie zu überwältigen. Es sei um so größere Gefahr, als sich ein Schiff bei dem Geschwader befinde, der „St. John," der den „Mariendrache" sowohl an Größe wie Geschützzahl überrage.

Wie wenig kannte der Briefschreiber die Brüder! Weit entfernt, sich vor der Uebermacht zu fürchten, spornte die Nachricht ihren Muth um so mehr und namentlich begrüßte Paul sie mit der lebhaftesten Freude. Jetzt endlich lag der Weg vor ihm, der ihn zu seinem Ziele führen sollte und ihm öffnete sich das Feld, auf dem er die Ruhmesehren pflücken konnte und wollte, die den Findling adeln mußten. Daß dieses geschehen werde, daran zweifelte er nicht. Er fühlte die Kraft in sich, Außergewöhnliches zu leisten und sie gab ihm Glauben an sich selbst und an die Zukunft. Zugleich übte dies Selbstbewußtsein aber auch Einfluß auf seine Umgebung, namentlich auf Eler, über den er durch seine geistige Ueberlegenheit allmählig volle Herrschaft gewonnen hatte, so daß dieser sich ihm willig unterordnete und ihm die Führung in allen Dingen überließ, bei denen höhere Gesichts-

punkte in das Spiel kamen. Nicht wenig trugen auch die wunderbaren Lebensschicksale Pauls dazu bei, in Eler die Ueberzeugung zu reifen, daß der Bruder unter ganz besonderem Schutze des Himmels stehe und von ihm zu großen Dingen ausersehen sei. Er blickte deshalb mit einer gewissen schwärmerischen Verehrung zu ihm auf und stimmte seinen Vorschlägen und Maßnahmen stets rückhaltslos zu. Demgemäß war es auch heute Paul, der sofort den Aktionsplan entwarf.

„Wir müssen aus dem Hafen," sagte er, „ehe die Engländer uns einschließen. Im Kriege hat man um des Erfolges sicher zu sein, stets das zu thun, woran der Feind entweder nicht denkt oder was er für unmöglich hält. Niemand glaubt, daß wir mit unsern zwei Schiffen gegen eine fast zehnfache Uebermacht kämpfen werden, sondern jeder nimmt an, daß wir uns in irgend einen Hafen verkriechen. Nun wohlan! gehen wir deshalb nach der englischen Küste oder in die Themse selbst und sehen wir, ob wir dort nicht einen Schlag führen können. Kein Mensch setzt eine solche Verwegenheit voraus und desto mehr Aussicht haben wir auf Gelingen."

„Du hast recht," äußerte Eler, „der steife Ostwind begünstigt uns und wir können schnell drüben sein. Doch wie denkst Du zu handeln, wenn wir dem Geschwader begegnen, von dem der Aeltermann schreibt und das gegen uns ausgelaufen ist?"

„Ich glaube kaum," erwiderte Paul nach einigem Besinnen, „daß dem so sein wird. Höchst wahrscheinlich

passiren wir es heute Nacht, aber wenn," fügte er lächelnd hinzu, „— nun dann hoffe ich, mir den großen ‚St. John' gegen den kleinen ‚Anholt' einzutauschen."

„Bravo Paul! und ich werde Dir nach Kräften behilflich sein; Du hast längst ein größeres Schiff und das Kommando einer Flotte verdient. Auf mich kannst Du allezeit sicher rechnen."

„Ich weiß es, Du treuer Freund und daraufhin glaube ich auch an einen glücklichen Ausgang."

Wenige Stunden danach gingen die beiden Schiffe unter Segel und entschwanden mit der anbrechenden Dunkelheit den Blicken der Bewohner von Zween, die alle möglichen Vermuthungen aufstellten, in welchen Schlupfwinkel die Osterlinge sich vor den anrückenden Engländern wohl flüchten würden.

Sechzehntes Kapitel.

Am andern Morgen sah man von dem südlich von der Themsemündung gelegenen Städtchen Deal aus zwei Fahrzeuge in die Dünen laufen und mit vollen Segeln ihren Lauf auf den Hafen nehmen. Sie führten die französische Flagge und wurden augenscheinlich erwartet, denn bald nachdem sie in Sicht gekommen waren, sammelten sich Menschen am Bollwerk und unter ihnen eine Anzahl Männer, deren äußere

Erscheinung darauf schließen ließ, daß sie vornehmerem Stande angehörten. Thomas Cook, Lordmayor von London und als solcher eine der angesehensten Persönlichkeiten des Landes, hatte mit einer königlichen Mission betraut längere Zeit in Frankreich geweilt, sollte nach den eingegangenen Nachrichten heute zurückkehren und man wollte ihm einen festlichen Empfang bereiten, zu dem sich viele hochstehende Leute aus der Umgegend und aus London selbst eingefunden hatten, da er den Weg von Deal aus zu Lande zurückzulegen beabsichtigte.

Sie fühlten sich in ihrem Nationalbewußtsein nicht wenig geschmeichelt, daß König Ludwig, der sich sonst nicht durch Wohlwollen gegen das Nachbarland auszeichnete, ihren Abgesandten durch zwei so stattliche Kriegsschiffe in die Heimat geleiten ließ, wie sie so eben nur wenige hundert Schritte von der Stadt vor Anker gingen.

Der Mayor von Deal hielt es für Pflicht, seinen hohen Kollegen noch auf dem Schiffe selbst zu begrüßen und begab sich an Bord des zunächst liegenden kleineren Fahrzeugs.

„Darf ich fragen, was Euer Begehr ist," redete ihn der Kapitän an, als er das Verdeck betrat, wo man gerade beschäftigt war, die Boote auszusetzen.

„Ich bin der Mayor von Deal," erwiderte der Gefragte selbstbewußt. „Ich komme, um dem sehr ehrenwerthen Lordmayor von London meine Aufwartung zu machen, den Ihr von Frankreich geleitet habt, und

ihm mitzutheilen, daß alle Vorbereitungen zu seiner Weitereise getroffen sind."

„Dort jene Herren am Lande haben sich wohl auch zu seinem Empfange eingefunden?" forschte der Kapitän weiter.

„Jawohl, es sind hohe Freunde von ihm aus London und hier aus der Nähe," lautete die Antwort und der würdige Herr zählte mit Stolz einige zwanzig hochtönende Namen auf.

Den Kapitän schien die Nachricht sehr zu interessiren. „Ihr müßt schon so gut sein, Euch an Bord des andern Schiffes zu verfügen," sagte er mit verbindlichster Höflichkeit. „Der sehr ehrenwerthe Thomas Cook befindet sich nicht hier, aber Ihr gestattet wohl daß ich Euch in meinem Boote, welches wie ich sehe gerade fertig gestellt ist, selbst hingeleite. Eure Bootsmannschaften können ja einen Augenblick herüberkommen um sich an einem Trunke guten französischen Weines zu laben, ehe sie Euch nachrudern."

Der Mayor war über die zuvorkommende Behandlung, die man ihm angedeihen ließ, nicht wenig erfreut, ließ seine Ruderer überkommen und fuhr mit dem Kapitän, der seinem Steuermann vorher noch einen kurzen leisen Befehl gab, an Bord des größeren Schiffes.

Der Kapitän stieg zuerst hinauf und wechselte mit dem ihm entgegentretenden Offizier einige Worte, zu denen dieser verständnißvoll nickte. Sodann wurde der Mayor höflich in die Kajüte eingeladen und schritt

mit hochgehobenem Haupte durch die Reihen der Gewappneten, die er zu seiner Bewillkommnung aufgestellt glaubte.

„Ihr seid unser Gefangener," redete ihn sein Begleiter jetzt plötzlich an. Das biedere Stadtoberhaupt starrte den Sprecher an, als sei er vom Donner gerührt.

„Ihr befindet Euch an Bord der Danziger Fredekogge „Mariendrache" und das Schiff, auf dem Ihr zuerst waret, ist der „Anholt." Wie Euch nicht unbekannt sein wird, sind vorgestern ohne allen Grund sämmtliche Hansen in London in das Gefängniß geworfen und wir kommen, um uns Geiseln zu holen, damit unsern Landsleuten kein Leid widerfährt und sie baldmöglichst freigelassen werden."

Der arme Mayor vermochte vor Schreck noch immer kein Wort hervorzubringen, dicke Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne und er schaute mit Todesangst bald auf Eler bald auf Paul.

„Ihr werdet wohl einsehen, ehrenwerther Herr," fuhr letzterer in seiner Rede fort, „daß Ihr mit Eurer Person allein uns wenig nützen könnt und daß wir wenigstens noch dreißig Geiseln bedürfen. Ueberdem kann es Euch selbst nur angenehm sein, die Reise mit uns in der Gesellschaft Eurer Freunde zu machen. Habt deshalb die Güte den Herren am Lande mitzutheilen, daß der Empfang des sehr ehrenwerthen Thomas Cook nicht in Deal, sondern an Bord des „Mariendrache" stattfinden würde und bittet sie, zu diesem

Zwecke mit den Booten, die wir schicken werden, herzukommen. Hier ist Papier, Feder und Tinte und einige Zeilen werden für den Zweck genügen."

„Dann würde ich ja durch die Lüge alle jene Herren ins Verderben locken," stammelte endlich der Mayor.

„Durchaus nicht," erwiderte Paul „sondern Ihr sagt nur die volle Wahrheit, denn sobald sie an Bord sind, werden wir die Anker lichten, um dem Lord-Mayor von London entgegen zu fahren und ihm ebenfalls Quartier auf unsern Schiffen zu geben. Ihr seht also, daß Ihr nichts Falsches schreibt, doch muß ich bitten, daß Ihr Euch mit dem Briefe beeilt. Wir haben keine Zeit zu verlieren und es sollte uns sehr leid thun, wenn wir Euch zwingen müßten," fügte er mit ernstem Tone hinzu.

Der unglückliche Gefangene zitterte an allen Gliedern und weigerte sich nicht länger den verhängnißvollen Brief zu schreiben, der Pauls Wünschen entsprach und mit einem Boote des „Mariendrache" an Land geschickt wurde. Sehr bald kehrte dasselbe mit den Eingeladenen zurück und durch Pauls kluge List waren den Danzigern ohne weitere Schwierigkeiten einige dreißig angesehene Geiseln in die Hände gefallen, durch welche der von englischer Seite gegen die Hansen gefallene Schlag wenigstens theilweise parirt wurde. Die Gefangennahme des Mayors von London erschien jedoch noch viel wichtiger. Es wurde deshalb beschlossen sofort wieder Anker zu lichten und sich seiner zu be-

mächtigen, zuvor aber noch den Engländern einen empfindlichen Verlust zuzufügen, um den Namen der Osterlinge mit Schrecken zu umgeben. Ihren humanen Grundsätzen getreu verschonten die Brüder zwar die wehrlose Stadt, aber während des Ankerlichtens sah man verschiedene ihrer Boote im Hafen umher fahren, um sämmtliche Handelsschiffe — achtzehn an der Zahl — in Brand zu stecken, da sie sie als Prisen nicht mit sich nehmen konnten.

Als die Engländer die Flammen lodern sahen und auf den beiden Kriegsschiffen die Danziger Flaggen statt der französischen aufstiegen, während jene gleichzeitig seewärts aus dem Hafen steuerten, da war allerdings Pauls Zweck vollkommen erreicht. Ein namenloser Schrecken vor den Osterlingen erfaßte die Bevölkerung und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der verwegenen Kühnheit der Brüder im ganzen Lande.

Diese steuerten indessen wohlgemuth südwärts gegen Dieppe, von wo der Lord-Mayor erwartet wurde. Schon nach wenigen Stunden meldeten die Matrosen auf Ausguck zwei entgegenkommende Segler und sehr bald hatte man sie in Schußweite. Es waren zwei französische Handelsschiffe, der „Schwan“ von Dieppe und die „Madeleine“ von Caen, von beträchtlicher Größe, aber nicht geeignet, um ernstlichen Widerstand zu leisten. Ein über ihre Köpfe gefeuerter Schuß brachte sie zum Beidrehen und eine Viertelstunde

später befand sich auch Thomas Cook mit seinem Gefolge an Bord des „Mariendrache."

„Ich hoffe, Ihr werdet Euch nun nicht länger in Eurem Gewissen beschwert fühlen," äußerte Paul zu den Mayor von Deal, als der hohe Gefangene das Deck betrat. „Ihr habt in Eurem Briefe nur die Wahrheit geschrieben, wenn Ihr jenen Herren dort sagtet, daß der Empfang auf dem „Mariendrache" stattfinden würde. Uebrigens hege ich jetzt die begründete Hoffnung, daß Ihr bald die Eurigen wiedersehen werdet. Herr Thomas Cook wird es sich gewiß angelegen sein lassen, nach unserer Ankunft in Zween die Auswechselung zu beschleunigen."

Die beiden französischen Schiffe waren nach dem herrschenden Seerechte den Danzigern verfallen, weil ein Theil ihrer Ladung aus englischen Gütern bestand. Die Brüder ließen jedoch Gnade für Recht ergehen und gaben sie nach Konfiskation des feindlichen Eigenthums frei. Ludwig XI. war den Hansen nicht sonderlich gewogen und es sollte ihm unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen kein Vorwand zu offener Feindschaft gegeben werden.

Man vertheilte alsdann die Gefangenen auf „Mariendrache" und „Anholt" und richtete den Kurs ostwärts nach der niederländischen Küste. Der kühne Zug war über Erwartung gut gelungen und der Krieg konnte nicht glücklicher für die Deutschen beginnen.

Der Wind hielt sich östlich und die Schiffe mußten kreuzen. Infolge dessen wurde die Rückreise erheblich

verzögert, und es lag alle Wahrscheinlichkeit vor, mit dem feindlichen Geschwader zusammenzutreffen. Der errungene glänzende Erfolg gab jedoch allen an Bord ein solches Vertrauen zu fernerem Glück, daß sie mit frohem Muthe einem bevorstehenden Kampfe entgegensahen.

Er ließ nicht lange auf sich warten. Am dritten Tage kam die Küste von Holland in Sicht, gleichzeitig meldete aber auch der Ausguck im Top, daß die Mastspitzen von fünf unter Land ankernden Schiffen zu sehen seien.

„Das müssen die Engländer sein," rief Paul zu Eler hinüber, mit dem er in Sprechweite segelte. „Sie glauben uns noch im Hafen, sonst würden sie nicht vor Anker liegen, und bis morgen früh wollen wir sie auch in diesem Glauben nicht stören. Laß uns die Stengen herunter nehmen und bis zum Abend beidrehen, die Feinde dürfen uns hier nicht vermuthen. Nachher komme ich hinüber, um etwas mit Dir zu besprechen."

Nach wenigen Minuten waren auf beiden Schiffen die oberen Stengen und Raaen heruntergenommen. Dadurch wurde die Takelage um so viel niedriger und weniger weit sichtbar, während man selbst die Feinde beobachten konnte. Diese machte keinerlei Bewegungen, die darauf schließen ließen, daß sie Verdacht geschöpft hatten und die Danziger konnten sich deshalb mit Dunkelwerden ihnen nähern. Als sie die feindlichen Laternen in Sicht bekamen, hielten sie mehr nach der

Küste und schoben sich zwischen diese und das Geschwader, um dort zu ankern und sich für das Gefecht den Vortheil des Windes zu sichern. Die Witterung begünstigte sie, die Nacht war mondlos, der Himmel dicht bezogen und ein herniederrieselnder, feiner Regen machte das herrschende Dunkel nur noch tiefer. Es wehte eine frische Briese, aber sie kam über Land und das Wasser war deshalb ziemlich glatt. Mit größter Sorgfalt und in tiefstem Schweigen wurde alles gefechtsbereit gemacht, um mit dem ersten Tagesgrauen den Kampf zu beginnen; dann begab sich die Mannschaft zur Ruhe, denn es stand heiße Arbeit bevor.

„Boot ohoi!" tönte kurz vor Mitternacht der Ruf des Wachtpostens auf dem englischen Flaggschiffe, das sich nicht nur durch seine Größe, sondern auch durch drei mächtige, auf dem Hinterkastell angebrachte Laternen von den vier übrigen Fahrzeugen des Geschwaders unterschied. Ein kleines Boot hatte sich ihm genähert.

„Fischer!" lautete die Antwort.

„Wo kommt Ihr her und wo wollt Ihr hin?"

„Wir sind aus Zween," erwiderte eine Stimme aus dem Boot in gebrochenem Englisch. „Könnt Ihr uns sagen, in welcher Richtung es liegt? Der Wind hat uns so weit in See getrieben, daß uns die Nacht draußen überraschte. Nun sind wir durch das lange Rudern so matt, daß wir kaum mehr vorwärts kommen. Gebt uns ein Tau herunter, daß wir eine

Stunde hinter dem Schiffe liegen und uns ausruhen können."

„Kommt längseit!" befahl der wachhabende Offizier, dem der Posten die Antwort gemeldet hatte. Das Boot ruderte mühsam längseit und eine über Bord gehaltene Laterne warf ihren Schein auf dasselbe. Es waren nur zwei Männer in ihm, die von Wasser trieften und vollständig erschöpft schienen. Vorn im Bug lagen Netze und hinten auf dem Boden einige Fische.

„Wann seid Ihr von Zween fortgegangen?" fragte der Offizier.

„Heute morgen mit Tagesanbruch."

„Waren Osterlinge im Hafen?"

„Ja zwei, eine große Kogge und eine Barse, aber sie wollten bald segeln."

„Wohin?"

„Das wissen wir nicht; man sagte, um ein englisches Geschwader aufzusuchen."

Der Offizier erwiderte lachend, „dann werden sie es nicht weit haben. Gieb den Leuten ein Tau," befahl er einem Matrosen, „damit sie sich hinter dem Schiffe festmachen können."

„Habt Ihr nicht ein wenig trockenes Holz?" bat der Fischer. „Das unsere im Boot ist so naß geworden, daß wir kein Feuer anmachen können, um uns zu erwärmen; wir sind durch den eisigen Regen ganz erstarrt und möchten uns eine Biersuppe kochen."

Der Offizier ließ das Gewünschte verabfolgen, die Fischer machten ihr Boot hinter dem Schiffe fest, und bald loderte auf einigen Backsteinen, die die Stelle eines Herdes vertraten, ein kleines Feuer.

Der Offizier stand auf dem Kastell und sah den Fischern eine Zeitlang zu, wie sie ihre Suppe kochten und ihre eisigen Glieder an dem Feuer wärmten. Dann trieb ihn der Regen auf das Deck hinunter und er beachtete sie nicht weiter. Desto schärfer hatten die Fischer aber ihn selber im Auge behalten. Als seine Gestalt verschwunden war, holten sie bald darauf das Boot geräuschlos bis ganz nahe unter das weit überhängende Heck, wo es vom Oberdeck aus nicht mehr gesehen werden konnte. Die Flamme war niedergebrannt, aber auf den Kohlen stand ein Topf, in dem eine weiße Flüssigkeit schimmerte. Das Vorderende des Bootes wurde von dem einen seiner Insassen am Steuerruder des Engländers festgehalten, der andere tauchte einen großen eisernen Löffel in den Topf und goß dann den Inhalt in eine der am Hinterschiffe befindlichen eisernen Oesen, in welchen die Haken des Steuerruders sich drehen.

„Alles klar," flüsterte er dann dem Kameraden zu, „los!" und ihr Fahrzeug trieb geräuschlos zurück, bis es wieder von dem Tau gehalten wurde. Auf dem Schiffe schlug es vier Glas und die Wache wurde abgelöst. Als der Offizier wieder auf dem Hinterkastell erschien, rief ihm der Fischer zu: „Sagtet Ihr nicht, Zween läge Ostsüdost von hier, Herr?"

„Jawohl und nicht ganz zwei Meilen entfernt,“ bestätigte der Gefragte.

„Besten Dank für die Auskunft. Seid so gut und laßt das Tau einholen; wir haben uns durch die Ruhe gekräftigt, der Wind ist auch flauer geworden, und wir wollen jetzt fort. Die Unseren werden in großer Sorge sein und wir müssen sie möglichst bald beruhigen.“

Das Boot ruderte in der angegebenen Richtung landwärts und war in wenigen Minuten in der Dunkelheit verschwunden.

Als der erste Schein des neuen Tages den östlichen Horizont färbte, war an Bord der Danziger Schiffe bereits Jedermann auf seinem Posten, um den Angriff auf das feindliche Geschwader zu eröffnen, sobald dasselbe sichtbar würde. Die Kabeltaue waren so weit eingewunden, daß man in wenigen Augenblicken ihren Rest mit dem Anker aus dem Grunde heben konnte, die Raaen geheißt, um die Fläche der fallenden Segel sogleich dem Winde zu bieten, und an den geladenen Geschützen standen die Mannschaften fertig, um auf das gegebene Kommando den todtbringenden Inhalt auf die Gegner zu schleudern. Kühner Muth beseelte die Deutschen und das Vertrauen zu ihren Führern gab ihnen die Gewißheit des Sieges. Eine geraume Zeitlang mußten sie ihrer Kampfbegier noch Fesseln anlegen; eine undurchdringliche Nebelbank lagerte auf dem Meere und verbarg den Feind ihren Blicken. Allmälig wurde es in der Höhe jedoch

heller, der blaue Himmel zeigte sich, dann durchdrang die Sonne den dichten Schleier und vor ihr und der auffrischenden Briese rollte sich der Nebel wie ein Vorhang auf.

„Allzeit gut Danzig,“ erschallte hundertstimmiger Ruf auf den deutschen Schiffen, von deren Mastspitzen die heimischen Flaggen und Wimpel flatterten. Heute galt es nicht List, sondern blutigen, ehrlichen Kampf mit offenem Visir. Die Anker wurden gelichtet, die Segel fielen, blähten sich im Winde und der Kopf der beiden Schiffe drehte sich westwärts auf die Engländer.

Sie lagen in kaum einer halben Meile Entfernung in Linie verankert, der große „St. John“, ihr Admiralschiff, welches Paul Beneke für seinen kleinen „Anholt“ einzutauschen beabsichtigte, am weitesten seewärts. Wie die Brüder vermuthet hatten, waren sie auf ein so plötzliches Erscheinen der Osterlinge durchaus nicht vorbereitet, und ehe sie sich von ihrer Ueberraschung erholen konnten, erhielt schon ihr erstes Schiff aus nächster Nähe die Breitseiten der beiden Danziger, die quer vor seinem Bug vorübersegelnd eng geschlossen einander folgten und dann vor dem Winde herumgingen, um ebenso hinter dem Heck vorbeizusegeln und das Verdeck zum zweiten Male von hinten der Länge nach zu bestreichen. Die Lagen wirkten so furchtbar, daß der Engländer gänzlich außer Gefecht gesetzt wurde, ohne in seinem Schrecken einen Schuß erwidert zu haben. Seine Geschütze waren größtentheils demontirt,

Masten, Segel und Tauwerk von den Kugeln zerhackt und die Besatzung reihenweise niedergemacht, so daß die Deutschen nicht länger mit ihm zu rechnen brauchten.

Die übrigen Engländer hatten schleunigst ihre Ankertaue gekappt und Segel gesetzt, um nicht einem ähnlichen Schicksale preisgegeben zu werden und suchten sich zu rangiren. Doch welcher Schrecken erfaßte sie, als sie bemerkten, daß der „St. John," auf dessen mächtigen Beistand die drei kleinen Schiffe vor allem gerechnet, nicht vorwärts ging, sondern unaufhaltsam mit backen Segeln rückwärts trieb und sich immer weiter von ihnen entfernte.

„Lassen wir ihn," rief Paul zum „Mariendrache" hinüber, „er ist uns sicher genug und werfen wir uns auf den nächsten."

Mit voller Fahrt richteten die Deutschen ihren Kurs auf diesen, doch das unbegreifliche Zurückweichen des „St. John" ließ ihn jeden Widerstand aufgeben. Er wartete ebenso wie die beiden anderen den ungestümen Angriff nicht ab. Alle drei wandten sich mit vollen Segeln zur Flucht, und ihre Verfolger begnügten sich, sie eine kurze Zeit zu jagen und ihnen einige Kugeln nachzuschicken. Dann wendeten sie und steuerten auf das feindliche Admiralschiff zu, das noch immer steuerlos auf den Wellen trieb.

„Streicht eure Flagge!" rief Paul mit mächtiger Stimme hinüber, als er ganz nahe unter dem Heck des „St. John" hinsegelte, oder wir bringen Euch zum Sinken. Ihr müht Euch vergeblich, Euer Steuer-

ruder zu lösen, ich habe dafür gesorgt, daß es gut fest sitzt. Die Biersuppe von heute Nacht, welche ich in die Fingerlinge*) goß, ist zu Blei geworden und läßt nicht los. Weht Eure Flagge noch, wenn wir zurückwenden, so ist Euer Geschick besiegelt und wir schießen Euch ohne Gnade in den Grund."

Den Engländern fiel es wie Schuppen von den Augen; die Unbeweglichkeit ihres Steuers erklärte sich plötzlich. Mit Scham und verbissener Wuth erkannten sie, daß sie sich von einem verwegenen Feinde hatten überlisten lassen und jetzt ohnmächtig in seine Hände gegeben waren, da sie nicht manövriren konnten. Als die Deutschen über den andern Bug zurückkamen, war die englische Flagge heruntergeholt und Paul nahm Besitz von dem Schiffe, während Eler die zweite Prise sicherte. Ohne selbst einen Mann zu verlieren, hatten die Danziger einen glänzenden Sieg errungen und vor allem Paul sich mit Ruhm bedeckt. Eler war der erste, der es anerkannte. Mit wahrer Begeisterung begrüßte er nach beendetem Kampfe den Bruder, „Dir allein, Deiner Kühnheit und Klugheit danken wir diesen herrlichen Erfolg," rief er, ihn umarmend, aus, „und noch andere größere wirst Du erringen, die Deinen Namen unsterblich machen."

„Dann wird er wenigstens nicht ohne den Deinigen genannt werden," erwiderte Paul, „denn zu dem Geschehenen hast Du redlich geholfen. Ich denke aber,

*) Haken und Oesen, in denen sich das Steuerruder dreht.

der Vater wird mit uns zufrieden sein und auch Merten Bardewig; wir haben gezeigt, daß wir nicht umsonst bei ihnen in der Schule gewesen sind. Wenn es so fortgeht, dann werden die Engländer bald bereuen, mit den Hansen angebunden zu haben."

Am Nachmittage liefen die Brüder mit ihren Prisen nach Zween ein; die große war intakt und die kleinere in wenigen Wochen reparirt, so daß man den Feinden jetzt vier Schiffe entgegenstellen konnte. An Mannschaften mangelte es nicht; sie strömten zu Hunderten herbei. Der Ruhm Pauls erfüllte ganz Holland und Flandern, und die tüchtigsten Seeleute drängten sich, um unter ihm zu dienen und die hohen Prisengelder zu gewinnen, die ein so tapferer und kluger Führer in Aussicht stellte. —

Die Feinde waren jedoch inzwischen auch nicht müßig. Zwar wurden alle Hansen gegen die Geiseln schleunigst ausgewechselt, und Paul hatte recht gehabt, wenn er dem ehrenwerthen Mayor von Deal eine baldige Rückkehr zu den Seinen prophezeite, indessen erbitterte die erlittene Niederlage König Eduard so, daß er alle Kräfte anspannte, um sie auszuwetzen. Ueberall wurde gerüstet, über fünfzig Kriegsschiffe, für die damalige Zeit eine ungemein große Zahl, liefen aus den Häfen und bedeckten in größeren und kleineren Geschwadern Kanal und Nordsee, um die verhaßten Osterlinge zu vernichten, die jedoch vorläufig ruhig im Hafen blieben, ihre Beute theilten und auf

eine passende Gelegenheit warteten, um einen zweiten erfolgreichen Schlag zu führen.

Siebzehntes Kapitel.

Als die Nachricht von dem englischen Friedensbruche in Danzig eintraf, erregte sie zwar im ersten Augenblicke bei der Bevölkerung Kleinmuth und Bestürzung; Bürgermeister und Rath entwickelten jedoch eine Energie, die sehr bald das Vertrauen auf einen guten Ausgang wieder herstellte. Sofort wurden acht bereit liegende Kriegsschiffe bemannt nnd nach wenigen Tagen in See geschickt, um „Mariendrache“ und „Anholt“ zu unterstützen, wie es Niederhoff den Brüdern bei ihrem Fortgange versprochen hatte. Das schnelle Auslaufen dieser imposanten Macht, sowie die Gewißheit, diesmal nicht allein zu kämpfen, sondern im Bunde mit der ganzen Hansa, trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther zu beruhigen, und als nun gar nach wenigen Tagen die Kunde von den unerwartet großartigen Erfolgen der beiden jungen Seehelden anlangte, da wandelte sich das anfängliche Zagen in ungestüme Kampfbegier. Wohl erwähnte der Bericht des Brügger Kontors auch der außerordentlichen Rüstungen Englands, daß schleunige Hilfe nöthig sei, wenn die Brüder nicht dennoch unterliegen sollten und daß die übrigen

Hansestädte erst in geraumer Zeit kampffertig würden, doch dämpfte dies die gehobene Stimmung nicht. Patriotischer Stolz schwellte die Brust der Bürger, daß ihre Seeleute allein den ersten und für die ganze Hansa so bedeutenden Sieg erfochten hatten, daß ihre Stadt sofort eine Flotte gegen den Feind aussenden konnte und die thatsächliche Führung übernahm. Danzig erwies sich damit als das seemächtigste Glied des Bundes; diese Stellung wollte man auch in Zukunft behaupten und die Bevölkerung drängte auf Verstärkung der Flotte.

Aller Augen richteten sich auf die große französische Liburne den „Peter von Rupellis." Er war vom Rathe durch Zahlung der auf ihm lastenden Hypothek erworben, ließ sich in ein mächtiges Kriegsschiff verwandeln, wie keine Hansestadt seinesgleichen aufzuweisen hatte und mit aller Kraft ging man daran, ihn see- und kriegsbereit zu machen. Er erhielt den Namen „Peter von Danzig" und Hans Pahle, der Schiffsbaumeister des Rathes holte ihn auf die Helling, um die nöthigen Aenderungen vorzunehmen. Zwanzig Karthaunen und zehn Feldschlangen bildeten seine Bewaffnung. 210 Seeleute und 150 Ruters zählte die Besatzung. Letztere war bald zusammengebracht, doch machte es mehr Schwierigkeiten, einen Befehlshaber zu finden. Ein so gewaltiges Schiff, von dem man sich entscheidende Wirkungen versprach, das keine gewöhnliche Fredekogge oder ein Auslieger war, glaubte man nur einem Manne anvertrauen zu dürfen, dessen

Ansehen einem solchem Posten entsprach, und nach vielen Verhandlungen fiel die Wahl auf Berndt Pawest, der sein Amt als Schifffahrtsdeputirter bisher so gut und umsichtig verwaltet hatte, daß man ihn allgemein für den Geeignetsten hielt, das Kommando des Schiffes zu führen.

Nur der Mündemeister schüttelte bedenklich den Kopf. Er wußte am besten aus langjähriger Erfahrung, daß weder Klugheit am Schreibtische, noch guter Wille ausreichten, um die Elemente zu bekämpfen, sondern daß dazu genaue Kenntniß des Seelebens gehörte, die dem Rathsherrn ebenso abging, wie die Fähigkeit, Hunderte von zusammengewürfelten Menschen zu befehligen, die nur eine eiserne Hand in der nothwendigen Disziplin zu halten vermochte. Kurt Bockelmann sah deshalb nur Unglück voraus und hielt es für seine Pflicht, den Bürgermeister zu warnen. Dieser theilte zwar die Bedenken, mußte sich aber dem Beschlusse des Rathes und der Bürgerschaft fügen und es blieb nur übrig, sich mit der Thatsache abzufinden und das Beste zu hoffen.

Pawest selbst war über die ihm widerfahrene Ehre keineswegs erfreut. Ohne sich bloßzustellen, konnte er sie nicht ablehnen, und doch fühlte er, daß er den ihm übertragenen Posten nicht auszufüllen vermöge.

Wohl hatten früher oft Rathsherren und Bürgermeister zur See befehligt, ja, der tapfere Klaus von der Lippe, Bürgermeister von Stralsund beim Ruden

einen glänzenden Sieg über die skandinavische Unionsflotte davon getragen, aber andere hatten auch wieder die Ehre des Oberkommandos mit ihrem Kopfe bezahlt, wenn sie die Schlacht verloren, weil die Volkswuth es dann nicht als Entschuldigung gelten ließ, daß die Betreffenden nichts von Seesachen verstanden und nur deshalb unterlagen. Auch kämpften jene in nächster Nähe der heimischen Künste, bei gutem Wetter und stillem Wasser; er jedoch sollte auf Hunderte von Meilen weit hinaus in unbekannte und gefährliche Gewässer, in Sturm und Wogendrang, zu vielleicht jahrelanger blutiger Kriegführung, ohne je auf dem Meere gewesen zu sein.

Diese Gedanken verursachten ihm schwere Sorgen, die durch häuslichen Kummer noch vermehrt wurden. Seit langer Zeit schon war der stille Friede gewichen, der sonst auf seinem Heim ruhte. Als er damals von Thorn zurückkehrte, wo sein diplomatisches Geschick für Danzig große Vortheile errungen hatte und hohe Ehren seiner warteten, da glaubte er auch in anderer Beziehung dem Ziele seiner Wünsche nahe zu sein, doch es harrte seiner eine bittere Enttäuschung.

Johannes Niederhoff war abgereist und zwar, wie er von dessen Vater hörte, auf eigenen Wunsch viel früher, als nöthig. Ein Gespräch mit seiner Frau gab ihm Aufschluß über dies ihm unbegreifliche Verhalten, aber auch zugleich die niederschmetternde Ueberzeugung, daß sein jahrelanges Streben vergebens, seine liebste Hoffnung zerstört sei. Der Sohn des

Bürgermeisters hatte um die Hand Elisabeths bei der Mutter geworben, da er der Zustimmung des Vaters nach allem Vorangegangenen sicher zu sein glaubte, war aber abschläglich beschieden. Frau Pawest wußte, wie es um das Herz ihrer Tochter stand, sie billigte vollkommen deren Neigung zu dem ritterlichen Seemann, glaubte nach dem Benehmen ihres Mannes gegen Paul am letzten Festabend auch auf dessen Zustimmung rechnen zu dürfen und hatte es für ihre mütterliche Pflicht gehalten, dem jungen Niederhoff keinerlei Hoffnung zu machen, den dann verletzter Stolz und verwundete Eigenliebe zum schleunigen Verlassen der Stadt trieben. —

Der Rathsherr war bei diesen Mittheilungen wie vom Donner gerührt. „Nie," rief er in heftigster Erregung, „werde ich meine Tochter einem Findlinge geben, eher möge meine Hand verdorren. Entweder entsagt sie Paul Beneke oder sie entsagt der Welt, und sie mag dann als Nonne darüber nachdenken, wohin der Ungehorsam eines Kindes gegen die Eltern führt. In einem Jahre wird Johannes Niederhoff zurückerwartet, bis dahin gebe ich ihr Bedenkzeit. Dann hat sie die Wahl, meinen Wünschen nachzukommen oder in ein Kloster zu gehen. Das ist mein unabänderlicher Wille, und an Dir als Mutter ist es, ihn zur Geltung zu bringen."

Zum Tode erschreckt durch ein so heftiges, leidenschaftliches Aufbrausen, wie sie es in ähnlicher Weise während ihrer ganzen Ehe nie erlebt hatte, wagte die

arme Frau, die nur das Glück ihres Kindes im Auge gehabt, kein Wort zu erwidern. Gramerfüllt schlich sie aus dem Zimmer, um Elisabeth den grausamen Entschluß des Vaters zu verkünden, und wenn sie ihr auch keinen Trost zu bringen vermochte, wenigstens das herbe Geschick mit ihr zu tragen.

Seitdem waren Monate dahingegangen und es lag wie ein dunkler Schatten auf der sonst so glücklichen Familie. Pawest lebte mehr als je seinen amtlichen Pflichten und sah die Seinen fast nur bei den Mahlzeiten. Er war ernst und schweigsam und schien die zarten Aufmerksamkeiten, welche Mutter und Tochter trotz ihres Kummers ihm stets erwiesen, nicht zu bemerken.

Eines Tages jedoch, als Elisabeth ihm bei Tische gegenüber saß und sein Blick zufällig ihr von der Sonne beleuchtetes Gesicht streifte, blieb derselbe erschreckt darauf haften.

Wo waren die lieblichen Züge geblieben, deren kindlich froher glücklicher Ausdruck einst sein Vaterherz entzückten? Jetzt verriethen sie nur tiefes Leid, die Wangen waren bleich und eingefallen, um den feinen Mund lag ein schmerzlicher Zug und die sonst so strahlenden Augen schauten matt und hoffnungslos ins Leere. Der Rathsherr fühlte einen Stich im Herzen; aus dem blassen abgehärmten Antlitze sprach eine stumme Anklage, die er vergeblich von sich abzuwehren suchte. Was hatte das arme Kind verbrochen, daß er so hart und lieblos gegen sie war,

die doch früher sein ganzes Glück ausmachte? Er drängte die Antwort zurück, die sein Gewissen auf die Frage gab, aber er fühlte das Bedürfniß, mit ihr und der Mutter zu sprechen, und was er sagte, das klang freundlich und milde wie sonst. Da flog es wie ein Sonnenstrahl über die kummervollen Gesichter der beiden Frauen und weckte in ihren Herzen einen Hoffnungsschimmer, daß es doch wieder so werden könne wie dereinst. Und es begann auch wirklich eine bessere Zeit und die alte Harmonie schien zurückzukehren. Doch es währte nicht lange, dann kam wieder der finstere Geist über den Rathsherrn, als die Nachrichten aus der Nordsee abermals Pauls Namen in aller Mund brachten und er nicht verhindern konnte, daß der Ruhm seiner Thaten auch an das Ohr Elisabeths drang. Er sah, wie bei der Kunde ihre blauen Augen in dem früheren Glanze aufleuchteten, wie Freude und Stolz über den Geliebten ihre bleichen Wangen rötheten und wie sein Wille an einer Macht scheiterte, die sich stärker erwies, als seine väterliche Autorität. Das erbitterte ihn, und um so mehr, als eine innere Stimme ihm sagte, daß er unrecht handele und im Banne eines Vorurtheils stehe. Seit drei Jahren erklomm der Findling durch eigene Kraft Stufe für Stufe der Ruhmesleiter; sein Name erklang gefeiert bei Freund und Feind. Er verrichtete Thaten, die mit ehernem Griffel in das Buch der Geschichte eingegraben wurden; sein Charakter war tadellos und der natürliche Adel seines Wesens stellte ihn gleich-

werthig in die Reihen der patrizischen Geschlechter. Alles das erkannte der Rathsherr an, und dennoch konnte er sich nicht von dem unglücklichen Vorurtheile freimachen. Vielleicht wäre es unter andern Verhältnissen gelungen, doch seine Wahl zum Schiffsbefehlshaber griff störend ein. Der Gedanke, in nächster Zeit Paul als Rival auf einem Felde gegenüber zu stehen, wo Jener ihn unbedingt verdunkeln würde, ließ ihn zu keiner ruhigen Erwägung kommen, er opferte seinem Starrsinn, dem es so unendlich schwer wurde, ein Unrecht einzugestehen, das bessere Einsehen und die Seinen mußten darunter leiden.

Der „Peter von Danzig" ging seiner Fertigstellung entgegen. Je näher der Zeitpunk der Abfahrt heranrückte, desto unruhiger wurde der Rathsherr, desto größer der Zwiespalt in seinem Innern. Und als dann die Stunde der Trennung schlug, er Frau und Tochter in seine Arme schloß, sie weinend an seinem Halse hingen und er sah, wie trotz allem sie ihm ihre volle Liebe bewahrt hatten, da schmolz endlich von ihren Thränen die starre Rinde, die er künstlich um sein Herz gelegt und sein besseres Selbst trug den Sieg davon.

„Der Himmel segne Euch Geliebte," sagte er mit gepreßter Stimme. „Vergebt und vergeßt, wenn ich Euch weh gethan. Ich will versuchen es wieder gut zu machen. Kehre ich zu Euch zurück, so soll die Vergangenheit ausgelöscht werden. Lebt wohl und betet für mich."

Er riß sich los und wenige Minuten später führte ihn ein Boot nach Weichselmünde an Bord seines Schiffes, um mit ihm hinaus zu ziehen in eine dunkle ungewisse Zukunft. In seinem Hause aber stiegen heiße Gebete zweier einsamen Frauen zu Gott empor, um von ihm gnädigen Schutz für den Gatten und Vater zu erflehen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Wogen der Nordsee gingen hohl und schlugen mit dumpfem Rauschen zusammen. Vom Himmel hingen dunkle Wolken schwer herab, als wollten sie sich auf das Meer niedersenken und an ihren Rändern flammte hin und wieder ein gelblicher Lichtschein auf. Die Möven strichen ängstlich kreischend über das Wasser und der Wind fegte den Gischt der Wellen vor sich her.

Trotz dieser drohenden Anzeichen, die den Seemann zur Vorsicht mahnten, sah man vier Schiffe unter Preß von Segeln und von England kommend der holländischen Küste zusteuern. Sie waren verhältnißmäßig klein, unbewaffnet, aber ihre Verdecke dichtgedrängt voll von Menschen, deren größter Theil sich in kriegsmäßiger Rüstung befand. Mit besorgten Mienen schauten diese nach rückwärts auf sechs andere

Schiffe, die am westlichen Horizonte auftauchten und ihnen immer näher kamen. Wohl hatten sie Ursache, so viel Segel zu führen, denn jene waren Feinde, die alle Kraft daran setzten, ihre Beute zu erjagen. Sie achteten eben so wenig der Vorboten des nahenden Sturmes, unter gewaltigem Segeldruck flogen ihre Schiffe durch die schäumenden Fluthen und die Masten und Raaen bogen sich wie schwache Gerten. Allen voran aber wuchsen die Formen eines größeren Schiffes zusehends aus dem Wasser empor, das ein besonders guter Segler sein mußte und kaum noch eine Meile entfernt war.

Auf dem Hinterdeck eines der verfolgten Fahrzeuge stand eine Gruppe von Kriegern, unter denen sich die hohe Gestalt eines Mannes durch einen Busch weißer Straußfedern auszeichnete, die von dem Helme herabwallten. Er beobachtete längere Zeit den nächsten Gegner, dann winkte er den Kapitän des Schiffes zu sich, der entblößten Hauptes herantrat, während die Umgebung des Ritters ehrerbietig Platz machte.

„Meint Ihr, das wir das Marstief vor jenen dort erreichen?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Ich hoffe es, mein Herr und Gebieter,“ erwiderte der Seemann ebenfalls leise, „wenn der Sturm nicht zu früh losbricht, der dort im Westen heraufzieht. Soeben ist die holländische Küste in Sicht gekommen und mit dieser Fahrt können wir in weniger als zwei Stunden dort sein.“

„So werden wir also gerettet sein?“

Der Kapitän zögerte mit der Antwort. „Es steht in Gottes Hand,“ äußerte er dann.

„Was wollt Ihr damit sagen? Ist es nicht gewiß?“

„Ich fürchte, mein hoher Herr, wenn nicht ein Wunder geschieht, wird der Feind dort alle unsere Schiffe nehmen.“

„Was!“ fuhr der Ritter erschreckt auf, „in einem Hafen, der Herzog Karl gehört?“

„Der Hafen ist uns leider verschlossen!“ lautete die Antwort. „Zur Zeit unserer Ankunft wird niedrigste Ebbe und das Wasser so flach sein, daß wir eine viertel Meile weit draußen zu Anker müssen.“

„Können wir nicht mit einem Boote ans Land gelangen, wenn wir früher dort sind als jene?“ forschte der Ritter unruhig weiter.

„Es wäre sicheres Verderben,“ sagte der Kapitän mit düsterer Miene. „Mit diesem Winde, der sichtlich an Stärke zunimmt, steht auf der Barre vor dem Hafen eine solche Brandung, daß unsere Boote nicht darin leben können; sie würden von der ersten Sturzsee begraben werden.“

„Aber die Rhede ist doch auch herzoglich burgundisches Gebiet,“ warf der Ritter hastig ein, „und neutraler Grund, auf dem wir sicher sein müssen.“

„Glaubt nicht hoher Herr, daß jene dort sich daran kehren. Sie gehen nach hansischem Recht und

lassen nur eine Kanonenschußweite von Land neutralen Grund gelten. Wir müssen wegen des flachen Wassers doppelt so weit draußen bleiben.“

Der Ritter brach das Gespräch ab und lehnte sich an die Verschanzung, um schweigend auf die vorbeirauschenden Wellen zu starren, die sich gegen das Schiff heran wälzten. Das schwarze Gewölk zog drohender am Himmel herauf, der Wind heulte in der Bemastung und das gequälte Fahrzeug stöhnte und ächzte unter seinem Druck wie ein menschliches Wesen, das einer zu schweren Last erliegt.

Den übrigen englischen Schiffen brach der Sturm Stengen und Raaen von oben und sie blieben zurück. Der Fremde hätte sie nehmen können, doch er verschmähte es und überließ sie seinen nachfolgenden Kameraden. Er jagte ein edleres Wild und gewann Schritt für Schritt.

Das englische Fahrzeug hatte das Tief erreicht; es fand in ihm Schutz gegen Sturm und See, die sich an seinen gewundenen Ufern brachen, aber nicht gegen den verfolgenden Feind. Auf der Rhede lag ein kleines Schiffchen; an der Gaffel führte es die burgundische Flagge und vom Top seines Mastes wehte der Stander des herzoglichen Küstenadmirals, des Grafen von Vere. Dorthin steuerte auch der gehetzte Engländer, doch die geringe Wassertiefe zwang ihn bald zum Ankern und wenige Minuten später saß der Verfolger ihm auf den Fersen. Es blitzte in dessen Bugpforte auf und eine Kugel fuhr zischend

durch die Takelage. Zugleich luvte der Angreifer in den Wind, sein Anker ging in den Grund und aus den Stückpforten schauten drohend die Mündungen der Karthaunen.

Er befiehlt uns die Flagge zu streichen," sagte der Kapitän zu dem Ritter mit dem weißen Helmbusch, „wir sind verloren."

„Ich sehe es," erwiderte dieser finster, „und es ist nicht Eure Schuld. Ihr habt gethan, was Ihr konntet, aber das Schicksal ist gegen mich."

„Der bittere Kelch des Leidens ist noch nicht bis auf den Grund geleert, edle Herren," wandte er sich dann an seine Umgebung, „und Eure Treue gegen mich wird schlecht belohnt. Nicht nur heimatlos seid Ihr durch mich geworden, sondern gerathet jetzt auch noch in die Gefangenschaft eines Feindes . . ."

Der Donner eines zweiten Schusses unterbrach den Sprecher und die Kugel schlug krachend in die Spitze des Mastes, auf dem die englische Flagge wehte. Das abgeschossene Stück Holz stürzte von oben und in die See, aber es schwamm aufrecht und die Flagge wehte über den Wellen aus.

„Seht da, edle Herren," rief der Ritter, in dessen Antlitz es jetzt freudig aufleuchtete, „ein gutes Zeichen für die Zukunft. Eine höhere Macht erspart uns die Schmach, mit eigener Hand die Flagge zu streichen. Sie weicht für einen Augenblick der feindlichen Gewalt, aber dort flattert sie noch stolz und unversehrt über den Wogen, die sie zu beherrschen be=

stimmt ist. So weichen auch wir jetzt von unserem Platze, aber uns bleibt die Hoffnung, daß wir in nicht ferner Zeit als Sieger in das Vaterland zurückkehren. Doch ich sehe dort das Boot des Fremden nahen; es gilt zunächst noch Schweres zu überwinden. Da wir den Feind selbst ins Mark zu treffen gedachten, werden wir nichts Gutes von ihm zu erwarten haben.“

Das Boot ruderte mit Wind und Sturm schnell heran. Auch von dem burgundischem Fahrzeuge war ein solches abgestoßen, aber es mühte sich vergebens, jenem zuvor zu kommen. Es hatte die hohe See, den Wind und die inzwischen eingetretene Fluth gegen sich, da der Burgunder landwärts lag und rückte deshalb nur wenig aus der Stelle.

Als das erstere den Engländer erreicht hatte, sprang ein junger Mann behende die Sturmleiter hinauf und betrat das Deck. Er grüßte höflich die Umstehenden, schritt dann aber direkt nach hinten, wo er den weißen Helmbusch wehen sah, entblößte sein Haupt und trat, sich ehrfurchsvoll verneigend, vor den Ritter.

„Das Glück des Krieges hat gegen Euch entschieden, Sire,“ sagte er. „Im Auftrage und Namen der Hansa, nehme ich Paul Beneke, bestallter Seebefehlshaber der Stadt Danzig, Besitz von diesem Schiffe und erkläre Euch, König Eduard, sowie alle, die sich an Brod befinden, für kriegsgefangen.“

„Ich bin in Eurer Gewalt,“ erwiderte der An-

geredete, „aber woher kennt Ihr mich?“ fügte er erstaunt hinzu.

„Den weißen Helmbusch trägt in England nur einer und das ist der König, das Haupt der weißen Rose.“

„Und wußtet Ihr, das ich hier an Bord sei?“

„Ich erfuhr gestern durch eines Eurer Schiffe, welches ich in der Bucht von Norfolk nahm, daß Ihr, durch Lord Warwick vertrieben, von Lynn absegeln würdet mit sechshundert Getreuen, um Zuflucht bei Herzog Karl zu suchen.“

„Und Ihr glaubtet wohl ein gutes Geschäft zu machen,“ äußerte der König bitter, „wenn Ihr den Flüchtling fändet, um ihn an Warwick auszuliefern?“

„Ihr irrt Euch hoher Herr,“ entgegnete Paul würdevoll, „ich bin weder ein Jude, noch ein Krämer.“

„Verzeiht, aber ich verstehe nicht, wozu sonst Ihr einen Fürsten gefangen halten wollt, der ohne Thron und Land nicht die Macht hat, Euch zu schaden und den Ihr deshalb nicht mehr zu fürchten braucht.“

„Ihr befindet Euch wiederum im Irrthum, Sire, wenn Ihr glaubt, daß die Hansen Euch fürchteten, sonst würden wir Danziger nicht allein den Krieg gegen Euch begonnen haben. Und was den Schaden anbetrifft, so dürfte der größere auf Eurer Seite sein. Wir haben Euch gezwungen, die gefangenen Deutschen herauszugeben, sechs Eurer größten Schiffe sind bereits in unsern Händen, während wir noch keins verloren haben.“

Der König schwieg; er mußte als wahr anerkennen, was Paul so eben mit Stolz ausgesprochen. Bis jetzt hatte England keinen Ruhm in dem Kriege geerntet und die Zukunft versprach nicht mehr.

Das burgundische Boot war inzwischen auf einige Schiffslängen herangekommen. Da es mit den Rudern sein Ziel nicht erreichen konnte, hatte es Segel gesetzt und war im Begriff an Bord des Engländers anzulegen, als ein furchtbarer Windstoß einfiel und es kenterte. Ein Angstschrei schlug an Pauls Ohr und lenkte seine Aufmerksamkeit dorthin; die Insassen waren verloren, wenn nicht sofort Rettung kam. Ohne Besinnen sprang Paul in das Boot hinunter und es bedurfte nur eines ermunternden Zurufs an seine Leute, um sie zur Aufbietung aller Kräfte anzuspornen und den Verunglückten schleunige Hilfe zu bringen. Es war die höchste Zeit; einige hatten schon in den Wellen ihr Grab gefunden und der Graf von Vere wurde nur vor dem Tode bewahrt, indem der kühne Paul über Bord sprang nnd den Fortsinkenden an die Oberfläche zurückholte.

Als das Boot die Geretteten brachte, empfing lauter Beifall den braven Kapitän. Der König aber streckte ihm seine Rechte entgegen und sagte mit unverhohlener Bewunderung: „Ihr seid ein edler Mann, Kapitän Beneke. Ich bitte Euch nochmals um Verzeihung, wenn ich Euch falsch beurtheilt und Euch vorhin gekränkt habe. Ihr habt mich doppelt besiegt und

ich bin nicht mehr besorgt um mein Geschick als Euer Gefangener."

Paul nahm die dargebotene Hand mit ritterlichem Anstande. „Ich habe nur meine Pflicht gethan," erwiderte er bescheiden, „doch jetzt muß ich Euch ersuchen, so schnell wie möglich dies Schiff zu verlassen und mir auf das meinige zu folgen, da es, wie ich sehe, nicht vorbereitet ist, dem schweren Orkan Trotz zu bieten, der in kurzem losbrechen wird. Seht dort luvwärts, wie er drohend heraufzieht und das Wasser am Horizonte zu schäumen beginnt. In kaum einer halben Stunde werden wir ihn hier haben, der Windstoß war sein Vorläufer. Eilt Euch deshalb, hoher Herr, ehe es zu spät wird."

„Auch ich bitte Euch inständig darum, Sire," pflichtete der Graf von Vere bei, „der Kapitän hat recht. Der Wind ist herumgegangen und wird eine schwere See in die Bucht wälzen, die Eurem schwachen Schiffe große Gefahr bringen kann. Dann habt Ihr aber keinen rettenden Hafen."

Der König folgte dem dringenden Rathe und das Boot brachte ihn in kurzer Zeit an Bord des „St. John", um in nochmaliger Fahrt den Rest seines Gefolges zu holen, während Paul in der Zeit alle Maßnahmen treffen ließ, um den erwarteten Sturm abzuwettern, da seine Richtung nicht gestattete, seewärts unter Segel zu gehen. Sämmtliche Anker wurden ausgeworfen und die oberen Stengen und Raaen gestrichen, um weniger Windfang zu haben.

Kaum war das letzte Boot zurück und an seinen Krähnen geheißt, da entlud sich das Unwetter mit unbeschreiblicher Gewalt. Wind und Fluth wirkten vereint, die Wogen thürmten sich zu hohen Bergen und wälzten sich mit solcher Kraft gegen den Bug des Schiffes, daß die Kabeltaue auf das Aeußerste angestrengt wurden. Nur der Umstand, daß Paul ihnen gleiche Spannung hatte geben lassen, verhinderte ihr Brechen. Das Schiff lag wie eine blinde Klippe im Wasser, das unaufhörlich seinen Gischt darüber fortdampfte. Der Orkan heulte schaurig durch die Takelage, das dunkle Gewölk senkte sich tiefer und entlud unter betäubendem Donner und zuckenden Blitzen seinen Inhalt in wolkenbruchartigem Regen, der die Luft verfinsterte und keine hundert Schritt weit sehen ließ. Das Schiff krachte in allen seinen Verbänden, es rollte und stampfte in der schäumenden brodelnden See und zerrte und zuckte an seinen Anker wie ein wildgewordenes Thier an seiner Kette — wahrlich ein schrecklicher Chaos, als ob die Natur selbst aus den Fugen gehen wollte und der jüngste Tag anbräche.

Zitternd und zagend standen die Engländer, auch der König beugte sich vor der furchtbaren Majestät des Meeres und blickte erschreckt auf den wüthenden Kampf der Elemente, während Paul mit eiserner Ruhe auf dem Vorderdeck die Kabeltaue beobachtete, um nach ihrem Verhalten seine Maßnahmen zu treffen. Bei jedem Maste und ihren seitlichen Haltetauen waren Leute mit scharfen Aexten postirt, seines Winkes

gewärtig, um sofort die Masten zu kappen, sobald eins der Kabel brechen sollte, dadurch dem Sturme seine Angriffspunkte zu nehmen und das Schiff vor dem Scheitern zu retten.

Fast eine Stunde dauerte die tödtliche Spannung, dann brach sich die Gewalt des Sturmes, der Himmel wurde lichter und wenn die Sturzseen auch noch brausend ihre Kämme überrollten, so verloren sie doch an Kraft.

Paul verließ seinen Posten und schritt zum Hinterdeck, wo die Engländer und Graf von Vere im Kastell Schutz vor dem tobenden Wetter gesucht hatten.

„Beruhigt Euch, Sire,“ wandte er sich an den König, „die Gefahr ist vorüber. Sämmtliche Kabeltaue haben gehalten und nachdem sie eine solche Probe bestanden, ist fortan nichts mehr zu fürchten, der Sturm läßt nach. Gott gebe, daß die beiden vor Anker liegenden Schiffe es überstanden haben; die übrigen waren noch nicht in der Bucht, und in freiem Wasser fürchte ich für sie weniger.“

Der Wolkenschleier zerriß und der Horizont erheiterte sich. Draußen in See zeigten sich die Schiffe Paul zählte die seinigen; sie waren alle vorhanden und lagen, scheinbar unversehrt, unter Sturmsegeln bei, ebenso eine von den Prisen, die andern beiden entmastet. Als die dunkeln Wolken auch landwärts sich verzogen, suchte sein Blick jedoch vergebens die Schiffe des Königs und des burgundischen Admirals. Das letztere war gänzlich verschwunden, vom ersteren

ragten nur noch einige Trümmer aus den brandenden Wellen. Wie Paul vorausgesehen, hatten sie der Gewalt des Orkans nicht zu widerstehen vermocht. Sie waren von ihren Ankern gerissen und auf den Strand getrieben, um in kurzer Zeit von den Sturzseen zerschmettert und mit ihren unglücklichen Besatzungen in der Tiefe begraben zu werden.

Gegen Abend legte sich der Wind und Pauls Geschwader lief mit den genommenen Schiffen in die Bucht, um in der Nähe des „St. John" zu ankern. Der Graf von Vere hatte darauf eine lange Unterredung mit Paul, die damit endete, daß beide sich zu König Eduard begaben, dem Paul seine Kajüte eingeräumt hatte, um auch mit ihm eine längere Zwiesprache zu pflegen. Es mußte eine Sache von großer Wichtigkeit sein, die man verhandelte, denn sie wurde protokollirt und alle drei Betheiligte setzten Namen und Siegel unter das Schriftstück, während der Ausdruck ihrer Züge darauf schließen ließ, daß man zu Beschlüssen gelangt war, die Alle mit gleicher Befriedigung erfüllten.

Als Paul sich vom König verabschiedete, reichte ihm dieser bewegt die Hand. „Ich bin Euch zu großem Danke verpflichtet, Kapitän Beneke," sprach er, „so groß, daß ich ihn nie werde abtragen können und ich segne den heutigen Tag, der mich mit Euch zusammenführte, denn ohne Euch wäre ich jetzt mit meinen Getreuen auf dem Grunde des Meeres gebettet. Aber auch Euch, Graf von Vere, habe ich

meine königliche Anerkennung auszusprechen und ich kann die Ereignisse des Nachmittags nur als eine Schickung des Himmels betrachten. Möge das, was auf Euren Vorschlag wir vereinbart, durch glückliches Gelingen gekrönt werden, Ihr werdet dann an mir keinen Undankbaren finden."

Am andern Morgen wurde das Esping des „St. John" bemannt, um König Eduard mit seinem Gefolge und dem Grafen von Vere an Land zu führen. Als das Boot abstieß, da donnerten die Karthaunen des Schiffes den Königssalut und vorn im Boot war die englische Flagge aufgesteckt, während hinten die Danziger wehte. Auch die Prisen heißten die englische Flagge und liefen mit der steigenden Fluth in den Hafen ein, während Paul mit seinem Geschwader seewärts ging.

Als er die am gestrigen Abend unterschriebene Urkunde noch einmal durchlas, da blitzte aus seinem Auge stolze Zufriedenheit. Er, der Findling, hatte mit einem Fürsten und dem Vertreter eines mächtigen Herzogs einen Vertrag abgeschlossen, der für die ganze Hansa von unberechenbarer Wichtigkeit war. Er verpflichtete sich dadurch, den von Herzog Karl mit Geld, Waffen und Mannschaften versehenen König Eduard mit vierzehn hansischen Schiffen nach England zur Wiedergewinnung seines Thrones zurück zu führen und noch vierzehn Tage nach der Landung in seinen Diensten zu bleiben, während der König versprach,

dafür den Hansen ihre Handelsprivilegien zurück zu geben und ihnen neue Rechte einzuräumen.

Er öffnete die Kapsel, in der er Elisabeths Rose trug und betrachtete sie mit innigen Blicken. Ja, sie war sein Talisman, der ihn auf seinen Wegen beschützte und leitete. Bald war das hohe Ziel erreicht und die Geliebte für das Leben gewonnen.

Neunzehntes Kapitel.

Während König Eduard bei Karl dem Kühnen die erwartete Unterstützung fand und sich zur Rückkehr nach England rüstete, änderte der Thronwechsel nichts an dem Fortgang des Krieges, der weniger von der Dynastie, als von den „abenteuernden Kaufleuten“ (merchant adventurers) geschürt wurde, um ihren Handel von den Fesseln der hansischen Privilegien und namentlich der Osterlinge frei zu machen, welche keine Reciprozität in Danzig bewilligen wollten.

Letztere Stadt hatte noch immer die Hauptlast der Kriegführung zu tragen, da die westlichen Hansaglieder sehr lau in der Stellung von Schiffen waren, und außerdem eröffnete auch Ludwig XI. gegen sie als Bundesgenossen seines rebellischen Vasallen Karl von Burgund die Feindseligkeiten. Die Osterlinge

schüchterte das zwar nicht ein, aber es zwang sie zur Theilung ihrer Flotten, und während Paul und Eler mit zwei Geschwadern gegen die Engländer kämpften, ging Bardewig mit verschiedenen Ausliegern nach dem Kanal, um einen Kaperkrieg gegen die Franzosen zu beginnen. Als jedoch der Alte von seinen jungen Freunden sich trennte, da nahm er sehr feierlichen Abschied und der frühere Humor war trübem Ernste gewichen. „Ich habe den Klabautermann wieder gesehen, Kinder," äußerte er, „und ich weiß, daß er mir jetzt nur noch kurze Zeit Ausstand giebt." Dabei blieb er, so viel die Brüder sich auch Mühe gaben, ihn von dem Gedanken abzubringen. „Versucht es nicht, es mir auszureden," war seine Antwort, „meine Zeit ist um, und ich bin auch ganz damit zufrieden. Weiß ich doch, daß, was wir zu thun haben, in guten Händen, in den Euren ruht. Ihr versteht, wie man's machen muß, und habt es Eurem Vater abgesehen. Grüßt mir den Alten und sagt, ich erwarte ihn dort oben." Damit ging er und die Brüder schauten ergriffen ihm nach. Seine Vorahnung sollte sich leider bald erfüllen. Als Paul von seinem glücklichen Zuge zum Marstief nach Zween zurückkehrte, erwartete ihn schon die Trauerkunde, daß Bardewig gefallen sei, und nicht einmal im ehrlichen Kampfe, sondern hinterrücks ermordet. Nach Eroberung von vier französischen Prisen war fast seine ganze Munition verschossen. Um sie zu ergänzen, hatte er abends mit seinem Schiffe vor Calais beigedreht und war mit einem Boote an

Land gefahren, dort aber von einigen Franzosen erkannt und auf der Straße niedergehauen.

Das war ein schwerer Schlag, nicht nur für Paul, sondern auch für Danzig und die Sache der ganzen Hansa. Doch es sollten bald noch andere und härtere folgen, und das Glück, das bis jetzt den Osterlingen in allen ihren Unternehmungen so wunderbar zur Seite gestanden hatte, schien ihnen untreu werden zu wollen.

Ermuthigt durch den Tod des gefürchteten Ausliegerkapitäns sammelten die Franzosen ihre ganze Flotte von siebzehn Schiffen und es gelang ihnen auch, drei von Bardewigs Fahrzeugen zu nehmen. Dann wandten sie sich nach der Nordsee, um sich mit den Engländern zu vereinigen. Als Eler davon hörte, lief er mit seinen sechs Schiffen sofort aus, um ihnen zuvor zu kommen, und scheute in seinem kühnen Muthe nicht, der dreifachen Ueberzahl entgegen zu treten.

Das war zwei Tage vorher geschehen, ehe Paul in den Hafen kam; aber sobald er die Nachricht erhielt, lichtete er auch schon wieder die Anker, um dem Freunde zu folgen. Er wie Eler waren sonst nicht gewohnt, die Feinde zu zählen, aber heute ergriff ihn eine innere Unruhe und Angst. Die Franzosen waren in den Wielingen, jener großen, von Sandbänken umschlossenen Seerhede vor der Maasmündung gesehen, und er richtete dorthin zunächst seinen Kurs.

Am anderen Morgen meldeten die Posten in den Toppen einige zwanzig Segel, deren Mastspitzen über

dem Horizonte auftauchten und kurze Zeit darauf tönte auch dumpf Kanonendonner über das Wasser herüber. Es waren offenbar die gesuchten Feinde und Eler bereits im Kampfe mit ihnen. Paul hatte den Vortheil des Windes, doch dieser war so schwach, daß er sich nur langsam dem Schlachtorte nähern konnte, wenn er auch alles Mögliche that, seine Fahrt zu beschleunigen. Nach zwei Stunden war er so weit heran, um den Gang des Gefechtes zu übersehen. Doch sein Herz krampfte sich zusammen, als er wahrnahm, wie es um die Osterlinge stand. Zwar schlugen sie sich wie die Löwen und wichen keinen Schritt, aber trotzdem waren sie verloren, wenn nicht schleunige Unterstützung kam, die doch die flaue Brise verhinderte. Eins von Elers Schiffen war bereits in Grund geschossen, das zweite im Sinken begriffen. Wohl hatten die Deutschen auch fünf Franzosen außer Gefecht gesetzt, aber es standen noch immer zwölf gegen vier und der schließliche Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Der „Mariendrache" war mit dem feindlichen Admiralschiffe „Kolumba" in heißem Kampfe begriffen und bis auf Pistolenschußweite an es herangegangen. Lage um Lage wurde gewechselt, die Karthaunen brüllten und spieen Tod und Verderben. Masten und Raaen zersplitterten, die Bordwände zeigten klaffende Breschen, das Tauwerk hing wirr und zerschossen herab, die Segel flatterten in Fetzen, Todte und Verwundete füllten die Verdecke und das Kielwasser wurde durch das aus den Speigaten fließende Blut roth gefärbt.

Die „Kolumba“, größer und stärker armirt, als ihr Gegner, begann zu weichen, doch da eilten ihr drei der Kameraden zu Hilfe. In Linie geschlossen, legten sie sich an die andere Seite des „Mariendrache“ und eröffneten ein furchtbares Kreuzfeuer auf diesen, dem er auf die Dauer unbedingt unterliegen mußte. Trotzdem wehrte er sich mit fast unbegreiflicher Kühnheit. Aus seinen sämmtlichen Kanonenpforten blitzte es ununterbrochen, obwohl die Hälfte seiner Mannschaft bereits todt oder verwundet lag; seine geschulten Mannschaften schossen noch einmal so schnell wie die Franzosen, und ihre gut gezielten Kugeln richteten furchtbare Verheerungen unter den Angreifern an.

In diesem kritischen Augenblicke blähte ein Windstoß die Segel von Pauls Schiffen und führte sie schneller an den Feind. Der „St. John“ war den übrigen weit voran, aber Paul wartete nicht auf ihr Herankommen. Er sah nur die Noth des Bruders und eilte ihm mit vollen Segeln zu Hilfe. Ohne einen Schuß zu thun, lief er so nahe an die „Kolumba“, daß fast die Spitzen der Raaen sich berührten, dann erst erkrachte seine Breitseite und schleuderte ihre Eisenmassen in den Rumpf des Feindes. Sie schienen gewaltig gewirkt zu haben, denn das Feuer der „Kolumba“ schwieg fast augenblicklich und sie machte Miene zum Weichen, während auch die übrigen Franzosen vor dem unerwarteten Gegner vom „Mariendrache“ abließen und leewärts steuerten, um aus seinem Bereiche zu kommen. Schon glaubte Paul,

den Freund entsetzt und sein Schiff vor sicherem Untergange bewahrt zu haben, da durchfuhr ihn plötzlich ein tödtlicher Schreck und ließ seinen Athem stocken. Aus Elers Schiffe wirbelten schwarze Rauchwolken empor und durch sie leuchteten rothe Flammen. Sie züngelten gierig höher und höher, ergriffen mit rasender Schnelligkeit Tauwerk, Segel und Masten, sehr bald umhüllte ein feuriger Mantel das unglückliche Schiff und es war unrettbar verloren. Das Gefecht stockte eine Zeitlang; alles floh aus der Nähe, um nicht demselben Schicksale zu verfallen, nur Paul segelte soweit wie möglich heran und setzte die Boote aus. Er sah Elers hohe Gestalt auf dem Hinterkastell stehen, rings umgeben von Rauch und Flammen. Aber der eigenen Gefahr nicht achtend und nur auf das Wohl der Mannschaft bedacht, ließ er, da die eigenen Boote zerschossen waren, alle schwimmfähigen Gegenstände über Bord werfen, um seinen Leuten im Wasser einen Halt zu geben, wenn die Gluth sie zum Verlassen des Schiffes zwang.

Da ertönte ein furchtbarer Schlag, als ob die Erde sich spaltete. Aus einer schwarzen Dampfwolke schoß eine gewaltige Feuergarbe zum Himmel empor, Tausende von Trümmern mit sich in die Lüfte nehmend. Zischend und kochend drangen die Wasser in den zerschmetterten Rumpf — dann wurde es still und die dunkeln Fluthen schlugen über ihrem Opfer zusammen.

Der „Mariendrache“ war in die Luft geflogen,

sein braver Kapitän und die gesammte Mannschaft mit ihm.

Paul war wie erstarrt; so hatte sein trübes Vorgefühl ihn dennoch nicht getäuscht. Was in menschlichen Kräften stand, den geliebten Bruder, den treuen Freund seiner Jugend vor dem grausigen Schicksale zu bewahren, das hatte er gethan, aber es war vergebens gewesen.

Auch die Feinde schienen durch die Katastrophe eine Zeitlang gebannt; dann aber sammelten sie sich und begannen den Angriff aufs neue. Ihr schlimmster Gegner war vernichtet und sie suchten nun von allen Seiten auf den „St. John" einzudringen, um ihn zu bewältigen, bevor Pauls eigene Schiffe herankamen.

Das rüttelte diesen aus seinem tiefen Schmerze auf und gab ihm die volle Energie zurück. Mit dem Rufe „Allzeit gut Danzig," mit dem er so oft seine Mannschaft elektrisirt und sie zum Siege geführt, hielt er direkt auf das nächste feindliche Schiff los. Dasselbe war auf ein so unerwartetes Manöver nicht vorbereitet und suchte schleunigst dem drohenden Uebersegeltwerden auszuweichen, aber zu seinem Verderben. Paul faßte es der Länge nach auf kaum eine Schiffslänge Entfernung und eine einzige Breitseite genügte um es zum Sinken zu bringen.

Als die drei übrigen Schiffe von Elers Geschwader diesen Erfolg sahen, schöpften sie neuen Muth und suchten sich um den „St. John" zu schaaren. Paul hatte den Vortheil des Windes bewahrt und suchte ihn

auf das Geschickteste zu benutzen. Er griff nur immer den am weitesten windwärts befindlichen Feind an, dem die andern nicht oder nur in geringem Maße zu Hilfe kommen konnten und ließ auf ihn das Feuer seiner sämmtlichen Schiffe richten. Die Tüchtigkeit seiner Kanoniere besiegelte dann bald dessen Geschick. Die „Kolumba" war durch ihre zerschossene Takelage am weitesten nach Lee gerathen, da sie nur mangelhaft manövriren konnte, und er sparte sie sich bis zuletzt auf. Die Franzosen schlugen sich auf das Tapferste, aber es half ihnen nichts und bereits waren von ihren Schiffen drei weitere außer Gefecht gesetzt.

Da kamen endlich auch Pauls fünf andere Schiffe frisch und unversehrt heran und begannen in das Gefecht einzugreifen. Die Franzosen nahmen es nicht auf; jetzt waren ihnen die Osterlinge auch an Schiffszahl überlegen; es erfaßte sie eine vollständige Panik und sie setzten alle möglichen Segel, um zu fliehen.

Paul gab den Seinen Signal, die Flüchtigen zu verfolgen, er selbst aber warf sich auf die „Kolumba," die vergebens auszuweichen suchte und segelte ihr, ohne einen Schuß zu thun, längseit. Die Enterhaken fielen und die Deutschen stürmten auf das französische Admiralschiff, um es zu erobern. Paul war der erste, der auf das feindliche Deck sprang und mit dem Säbel in der Faust den Seinen den Weg zeigte.

Die Gegner wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung; sie leisteten den kräftigsten Widerstand, die Osterlinge mußten jeden Schritt theuer erkaufen,

und das Blut floß in Strömen. Trotzdem gewannen die letzteren zusehends — da stürzte Paul von einer Enterpike in die Seite getroffen.

Im ersten Augenblicke lähmte dies die Kräfte der Seinen. Sie begannen zu weichen und die Lage schien kritisch zu werden, da auch der Steuermann gefallen und die Leute ihrer Führer beraubt waren. Da entflammte ein braver Konstabler die Zagenden zu neuem Muth. „Rache für unsern Kapitän!“ rief er ihnen zu, indem er die Hellebarde über seinem Kopfe schwang und mit gewaltigen Hieben auf die Feinde eindrang. Die Deutschen folgten ihm, und diesmal war ihr Angriff unwiderstehlich. Es schien ein Dämon über sie gekommen zu sein, ihre Kräfte verzehnfacht zu haben, und sie mähten alles vor sich nieder. Die Feinde flohen unter Deck oder baten um Gnade, und nach wenigen Minuten hatten die Osterlinge das mächtige Schiff in ihrer Gewalt.

Die Schlacht war gewonnen. Von den siebzehn Franzosen gelang es nur dreien zu entkommen; die anderen waren entweder in den Grund gebohrt oder gesunken oder zu Prisen gemacht, während die Deutschen nur drei Schiffe verloren hatten. Doch so entscheidend und glänzend auch der Sieg war, er erfüllte die Herzen der Deutschen nicht mit Freude, sondern mit schwerer Trauer über die erlittenen, unersetzlichen Verluste, und sie blickten mit banger Sorge in die Zukunft. In kaum acht Tagen waren zwei ihrer ruhmgekrönten Führer gefallen und der dritte, der beliebteste und kühnste, an

dessen Fersen sich der Sieg geheftet — er lag blutend und mit dem Tode ringend da.

Die Kriegführung mußte bis auf weiteres unterbrochen werden. Wenn auch die Franzosen für lange Zeit und wahrscheinlich ganz unschädlich gemacht waren, lagen doch die Engländer immer noch mit dreißig und mehr Schiffen in See und keiner von den übrigen deutschen Kapitänen besaß den Wagemuth oder das Geschick Bardewigs, Elers oder Pauls, um jenen entgegenzutreten. Zagend warteten sie alle auf den „Peter von Danzig", dessen Abgang aus der Heimat schon vor Wochen stattgefunden hatte, der sich aber immer noch nicht sehen ließ.

Zwanzigstes Kapitel.

Pauls Verwundung war eine sehr schwere, und er gebrauchte Monate, um davon zu genesen. Hätte nicht der Lederkoller den Stoß der Pike abgeschwächt, so wäre er unfehlbar tödtlich gewesen. Die erste ärztliche Hilfe leistete ein mit der „Kolumba" gefangener spanischer Mönch. Als die Schiffe nach Zween zurückkamen, sollte der Kranke in ein Hospital gebracht werden, doch der Mönch widersetzte sich dem auf das entschiedenste und erklärte den Transport für lebensgefährlich, da Paul noch immer ohne Besinnung lag. Man gab deshalb seiner Vorstellung nach und ließ den Ver-

wundeten an Bord und um so eher in der Obhut des Spaniers, als derselbe gleich nach dem ersten Verbande ein so auffallendes Interesse für Paul gezeigt hatte, daß es einem Fremden und sogar Feinde gegenüber allgemein Staunen und Bewunderung erregte. Er verließ das Krankenzimmer weder bei Tag noch bei Nacht und schien selbst gar keiner Ruhe zu bedürfen. Stundenlang saß er an Pauls Lager, um sorgsam auf jede Bewegung zu achten und mit väterlicher Liebe und Angst ruhte sein Auge auf den bleichen Zügen des jungen Kapitäns. Und als endlich nach langen Tagen die kräftige Natur den Sieg davon zu tragen begann, das Bewußtsein zurückkehrte und die Krisis überwunden war, da verklärte sich förmlich das Antlitz des Paters und es leuchtete aus ihm eine so herzliche Freude, als sei ihm ein verloren geglaubter geliebter Sohn wiedergeschenkt.

Auch Paul empfand die ihm zu Theil werdende Pflege und unermüdliche Sorgfalt auf das Wohlthuendste, während ihm gleichzeitig der Mönch von Tage zu Tage sympathischer wurde. Dennoch vermochte er sich von einem Fremden eine solche Aufopferung nicht zu erklären und gab sich vergebens Mühe, einen stichhaltigen Grund dafür zu finden.

„Wie kommt es, ehrwürdiger Pater," fragte er endlich eines Tages geradezu, „daß Ihr für mich, Euren Feind, so viel Liebe und Güte habt, denen allein ich mein Leben und meine Wiedergenesung danke?"

„Wir Diener Gottes kennen keine Feinde,“ erwiderte der Angeredete auf Deutsch, das zu damaligen Zeiten durch den Einfluß der mächtigen Hansa auch vielfach in Portugal und Spanien gesprochen wurde. „In unsern Augen sind alle Menschen Brüder. Ich erfülle deshalb nur meine Pflicht, wenn ich Dich, mein Sohn, in christlicher Liebe pflege. Allerdings habe ich aber noch einen andern menschlichen Grund, der mich bewegt, Dir alle mögliche Sorge angedeihen zu lassen. Wenn mich nicht alle Anzeichen trügen, so stehst Du meinem Herzen näher, als Du denkst.“

Paul horchte bei den Worten hoch auf und aus seinen Mienen sprach gespannte Erwartung. „Was wollt Ihr damit andeuten?“ fragte er hastig, „sprecht, ehrwürdiger Vater, Ihr wißt wohl kaum, mit welcher Ungeduld ich Eure Erklärung erwarte.“ Der Gedanke, Aufschluß über seine Herkunft zu erhalten, erfüllte ihn plötzlich mit ganzer Macht.

„Gebe Gott, daß sie uns beiden zum Segen gereiche,“ entgegnete der Mönch, „und keine bittere Enttäuschung ihr folge! Als ich Dich verband, sah ich auf Deiner Brust ein Amulet ruhen mit dem Bildnisse der Jungfrau Maria auf dem Deckel. Ich glaubte es zu kennen; ein unwiderstehlicher Drang trieb mich, es zu öffnen, um mich zu überzeugen, ob meine Muthmaßung richtig sei und ich fand sie bestätigt. Ist das Amulet Dein Eigenthum und woher hast Du es erhalten?“ Seine Augen hingen an Pauls Lippen und schienen die Antwort kaum erwarten zu können.

„Es gehört mir,“ sagte dieser, „und ich besitze es, so lange ich denken kann. Als man mich fand, hing es bereits an meinem Halse.“

„Fand! sagst Du,“ äußerte der Pater in Erregung, „wo und wann?“

„Auf einem Wrackstücke treibend in der Nordsee, als ich etwa zwei Jahre alt war. Das Schiff, auf dem ich gewesen sein muß, wurde eines Nachts übersegelt und ich als Einziger von Allen gerettet. Wie ich aus dem Munde meines Pflegevaters weiß, konnte ich damals nur spanisch sprechen und meinen Namen Paul nennen, den ich deshalb behalten habe.“

Mit stets wachsender Spannung hatte der Mönch Pauls Worten gelauscht.

„Und kennst Du den Inhalt des Amulets?“ forschte er weiter.

Durch Zufall wurde er mir vor nicht langer Zeit kundgegeben,“ sagte Paul. „Ich und Alle, die das Bild gesehen, glauben nach der Aehnlichkeit, daß es nur meine Mutter sein könne, die mich auf ihrem Arme hält.“

„Du hast rechst geahnt, mein Sohn, es ist Deine Mutter, meine geliebte einzige Schwester,“ jubelte der Mönch, „komm an das Herz Deines Oheims.“ Und die beiden Männer, die des Himmels Fügung so wunderbar zusammen geführt, hielten sich lange und sprachlos umschlungen.

Paul fand zuerst wieder Worte. „Wie ist mein voller Name?“ fragte er den Mönch — er hatte ja

jetzt einen ehrlichen Namen und der Fluch des Findlings war von ihm genommen.

„Paul von Bockelmann und Mendez," erwiderte der Mönch, „Du stammst aus adligem Geschlecht und brauchst Dich Deiner Geburt nicht zu schämen. Mein eigner Name ist Paul de Mendez, ich war Dein Pathe und Du bist nach mir genannt; Dein Vater aber, Johannes Bockelmann, wurde auf Veranlassung seines hohen Freundes, des Prinzen Heinrich von Portugal geadelt."

Paul glaubte zu träumen. „Bockelmann?" fragte er betroffen, „das ist ja ein deutscher Name und der meines Retters und Pflegevaters."

Die Reihe des Erstaunens war jetzt an dem Mönche. „Heißt er etwa Kurt?" fragte er lebhaft.

„Ja," erwiderte Paul, „aber wie kann es zusammen hängen, daß Ihr darum wißt?"

„Durch Deinen Vater. Kurt Bockelmann ist sein Bruder."

Paul schüttelte zweifelnd den Kopf. „Der Mündemeister hat nie von einem Bruder gesprochen," äußerte er.

Das kann ich wohl verstehen," meinte der Oheim, „nach dem, was ich durch Deinen Vater über seinen Charakter weiß, hat er aus Edelmuth geschwiegen."

Pauls Züge verriethen die größte Ueberraschung.

„Du staunst mit Recht," fuhr der Mönch fort und ein tiefer Ernst lagerte sich auf seinen Zügen. „Es ist eine traurige Geschichte, doch da Dein Vater sie mir, dem Freunde anvertraut hat, so kann ich sie

Dir, seinem Sohne, nicht vorenthalten. Du wirst daraus entnehmen können, wie wunderbar Gott über den Menschen waltet."

Er erzählte dann dem andächtig zuhörenden Neffen die Jugendgeschichte der Brüder Bockelmann, wie sie dem Leser bereits bekannt, bis zu der Ankunft des vor der Stimme seines eigenen Gewissens fliehenden Johannes in Portugal.

„Er trat in die Dienste des Prinzen Heinrich," fuhr er fort, „und dort lernte ich ihn zuerst kennen. Lust an Abenteuern und die Hoffnung auf glorreiche Entdeckungen unter Führung des fürstlichen Seefahrers hatten auch mich nach Portugal und in die Umgebung des Prinzen geführt. Vom ersten Augenblicke au zog es mich zu dem blonden Fremdlinge, der sich eben so durch sein nautisches Wissen wie durch seine Tapferkeit auszeichnete nnd dadurch sehr bald die Aufmerksamkeit des Prinzen erregte. Ich suchte mich ihm zu nähern, doch gelang dies weder mir, noch andern, die sich um seine Freundschaft bewarben. Verschlossen und einsam seinen Weg wandelnd, wies er mich lange Zeit schroff zurück und vielleicht war es gerade das, was mich noch mehr zu ihm zog und mich den Entschluß fassen ließ, seinen Widerstand zu überwinden. Im Laufe unserer verschiedenen Seereisen hatte ich Gelegenheit, ihm einige wichtige Dienste zu leisten; er dankte mir höflich dafür, blieb aber zurückhaltend wie zuvor. Erst mit unserer Rückkunft nach Lissabon änderte sich das plötzlich. Dein Vater erhielt dort die Nachricht, daß

die schwere Schuld, die auf ihm lastete, von ihm genommen, der Bruder nicht von seiner Hand gefallen sei, sondern lebe. Das wälzte einen Stein von seinem Herzen. Er kam mir entgegen, wir wurden Freunde und er willigte ein, mich zur Erholung von den Strapazen unserer letzten Reise auf einem Besuche bei meinen Eltern zu begleiten, die in der Nähe von Malaga ansässig waren. Dort lernte er Deine Mutter kennen und sie wurden bald ein Paar. Ihrem jungen Glücke schien die Zukunft zu lächeln. Dein Vater stieg schnell in der Gunst des Prinzen, wurde wegen seiner großen Verdienste als Pilot der portugiesischen Flotte in den Adelstand erhoben und Deine Geburt erfüllte Deiner Eltern letzte Wünsche.

„Nur ein Schatten schwebte noch über Deinem Vater. Er sehnte sich nach der Verzeihung seines Bruders nnd wagte es dennoch nicht, ihn darum zu bitten. Da wollte es das Geschick, daß Letzterer in Brouage mit einem portugiesischen Kapitän zusammentraf und von Deinem Vater Näheres hörte. Auf zarteste Weise ließ dieser ihm sagen, das alles Geschehene vergessen und vergeben sei, ein Edelmuth, der Johannes so rührte, daß er den Entschluß faßte, mit Frau und Kind nach Danzig zu reisen und dem treuen Bruder, von dem ein unseliger Augenblick ihn auf so schreckliche Weise getrennt hatte, selbst zu danken.

„Sie segelten ab,“ schloß der Mönch seufzend, „und wir haben nie etwas wieder von ihnen vernommen. Gottes Wege sind unerforschlich! Daß

Deine Eltern durch das Schiff Kurt Bockelmanns ihren Tod finden mußten, daß er Dich rettete und Dir dann in seinem Hause vollen Ersatz für das Verlorene gab — das mich das Schicksal mit Dir zusammenführte, um Dich möglicherweise vor dem Tode zu bewahren, Dir zu Deinem Namen und zu Deinem Rechte zu verhelfen — das alles sind seltsame Fügungen und wer möchte sich unterfangen, die Gründe verstehen zu wollen? Wir können sie nur mit demüthigem Danke gegen den hinnehmen, der sie gesandt hat und das um so mehr, als wir uns jetzt sagen müssen, Gott hat es gut mit uns gemeint."

„Amen," sprach Paul tief ergriffen von dem Gehörten und beide Männer schwiegen, um die Fluth von Gedanken zu bewältigen, die das Gespräch in ihnen wachgerufen hatte.

„Und weshalb habt Ihr, mein Oheim, das Kriegsgewand mit der Mönchskutte vertauscht?" fragte Paul nach längerer Pause.

Der Pater zögerte mit der Antwort und senkte das Haupt. „Auch ich hatte eine Schuld zu sühnen," sagte er dann. Erlasse mir das Nähere darüber, vielleicht wird es mir später leichter, Dir Mittheilung davon zu machen. Als ich damals schuldbeladen zur Heimat kehrte, fand ich sie verödet. Der Kummer um die verlorenen Kinder hatte auch den Eltern das Herz gebrochen und sie in das Grab gesenkt. Ich erkannte darin die Strafe des Himmels für meine Sünden. Ich wurde Mönch und legte das Gelübde

ab, fortan meine Vergangenheit im Dienste der leidenden Menschheit und in Armuth zu büßen, indem ich meine weltlichen Besitzungen der Kirche unter der Bedingung schenkte, daß ich als Mönch und Arzt an kein Kloster gebunden sei. Daß ich Dich damit einer reichen Erbschaft beraubte, konnte ich freilich nicht voraussetzen, so sehr ich es jetzt auch bedauere."

„Macht Euch darum keine Sorge, ehrwürdiger Vater," tröstete Paul. „Ich kann es entbehren, da ich reich genug durch meine Prisengelder bin. Ich danke Euch dagegen etwas viel Werthvolleres, mein Leben und einen ehrlichen und ehrenvollen Namen, der mir bis jetzt zu meinem vollkommenen Glücke fehlte."

Sie saßen noch lange in lebhafter Unterhaltung beisamen und Paul machte den Oheim zum Vertrauten seines Verhältnisses zu Elisabeth, seiner Besorgnisse und Hoffnungen. Da der Gesundheitszustand des Ersteren durchaus keine Gefahr mehr bot und er nur noch einer längeren Ruhe zu seiner gänzlichen Genesung bedurfte, so wurde beschlossen, daß der Mönch nach Spanien zurückreisen sollte, um alle nothwendigen Dokumente über Pauls Herkunft zu beschaffen, damit dieser im Stande sei, nach Beendigung des Krieges und Rückkunft in Danzig allen etwaigen Einwänden des Rathsherrn Pawest gegen seine Verbindung mit Elisabeth entgegenzutreten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nach nicht weniger als dreimonatlicher Reise kam der „Peter von Danzig“ in Verschugg, dem Hafen von Vere auf Seeland an, aber leider in einem traurigen Zustande. Er war von schrecklichem Wetter heimgesucht und arg beschädigt, so daß er längere Zeit repariren mußte.

Trotzdem verbreitete schon das Einlaufen des großen Schiffes unter den Engländern einen heilsamen Schrecken und ihre Auslieger, die während Pauls Krankheit unbestritten die Herrschaft des Meeres geübt und die Osterlinge gleichsam in den Häfen Burgunds blockirt hatten, zogen sich vorsichtig auf ihre Küsten zurück.

Dem Rathsherrn Pawest war indessen gar nicht wohl zu Muthe und das Seefahren durchaus nicht nach seinem Geschmack. Er hätte Gott weiß was darum gegeben, den schwankenden Boden verlassen zu dürfen, auf dem er sich nach jeder Richtung so unsicher ühlte. Am schlimmsten fuhr er aber mit den Mannschaften selbst. Da er nichts von der Führung des Schiffes verstand, wollte er es wenigstens zum Ehrenpunkte machen, der militärische Befehlshaber der Besatzung zu sein und seine Grundsätze über die Behandlung der Leute zur Geltung zu bringen, von denen er sich im Gegensatze zu den Seeoffizieren so viel versprach. Leider mußte er jedoch die Erfahrung machen, daß seine Theorie nur die traurigsten Folgen für die Dis=

ciplin nach sich zog. Alles ging drunter und drüber, er verlor die Leute aus der Hand und spielte als Schiffsbefehlshaber von Tag zu Tag eine unglücklichere Rolle. Vergebens schrieb er Briefe über Briefe an den Rath von Danzig und bat um seine Abberufung, indem er offen eingestand, daß er seine Untergebenen nicht zu bändigen vermöge. Er klagte von ihnen: sze vruchten noch god, edder den düwel, edder den menschen — sie fürchten weder Gott noch den Teufel noch den Menschen, doch es half ihm nichts. Man hatte keinen Ersatz, so lange Paul nicht wieder genesen war und und er mußte bis auf Weiteres ausharren.

Im Januar des folgenden Jahres endlich war das Schiff so weit, um wieder in See zu gehen und begann unter allerlei Fährlichkeiten eine Kreuztour im Kanal, aber das Glück wollte Pawest wohl, daß das nicht eintrat, was er unter den obwaltenden Umständen am meisten fürchtete, ein Zusammentreffen mit den Engländern. Im Gegentheil verschwanden diese wie durch Zauber vom Meere, sobald es bekannt wurde, daß der „Peter von Danzig" wirklich in See sei. Die bloße Erscheinung dieses ungewöhnlich mächtigen Schiffes rief bei den Feinden eine allgemeine Panik hervor. Wo er sich an den Küsten Englands sehen ließ, flammten Feuerzeichen als Warnungssignale auf, kein Handelsschiff wagte den Hafen zu verlassen und der sonst von Schifffahrt so belebte Kanal war wie ausgestorben. Diese unerwarteten Erfolge belebten zwar den tief gesunkenen Muth des Rathsherrn, so

daß er neun Wochen lang im Kanal blieb, aber trotzdem hätte die Sache fast ein Ende mit Schrecken genommen.

Während der ganzen zweimonatlichen Kreuztour war nur eine einzige französische Prise gemacht und die hauptsächlich auf Beutegeld verwiesenen Ruter vermerkten dies sehr übel. Der in ihnen nur äußerlich unterdrückte meuterische Geist zeigte sich immer drohender. Einer erklärte offen, sie seien nicht gesonnen, länger die Strapazen eines Winterseezuges umsonst zu ertragen und der arme Pawest sah sich gezwungen ihrem Willen nach zu geben. Kurz vor Ostern trat er mit dem Schiffe den Rückweg nach der holländischen Küste an, tief gebeugt in dem Gedanken, dem ihm anvertrauten Posten so wenig gewachsen zu sein und dem Vertrauen des Rathes nicht entsprochen zu haben. Sein Selbstbewußtsein hatte einen empfindlichen Stoß erlitten und er war zu der Erkenntniß gekommen, daß, um ein großes Kriegsschiff oder wohl gar eine Flotte unter allen Verhältnissen gut zu führen, ein Mann im vollsten Sinne des Wortes erforderlich sei, der mehr Anspruch auf Hochachtung verdiene, als er bis jetzt den Kapitänen zuzubilligen geneigt gewesen war. Wie oft kam ihm jetzt unwillkürlich Paul Beneke in den Sinn!

Wie war sein Name auf aller Lippen, welche Thaten voll Ruhm und Ehre hatte er vollführt! Ja, mußte der Rathsherr, wenn auch anfänglich wider Willen, nicht erkennen, daß Paul durch seinen mit

König Eduard geschlossenen und von der Danziger Regierung gut geheißenen Vertrag auch auf einem Gebiete Großes geleistet habe, das der Rathsherr bisher als das seinige beansprucht und auf dem er trotz seiner diplomatischen Gewandtheit noch nicht annähernd gleiche Erfolge erzielt hatte?

Wie litt sein Stolz bei dem Vergleiche, wie wenig schmeichelhaft sprach es für seine Klugheit, daß er den Charakter dieses Mannes, der auf dem Wege war, einen Weltruhm zu erlangen, so unrichtig beurtheilt hatte! Und seine fein angelegten Pläne, den Findling von seiner Tochter fern zu halten — waren sie nicht alle gescheitert und in das Gegentheil umgeschlagen?

Vergebens suchte er diese drückenden Gedanken zu bannen, immer wieder drängten sie sich auf, um ihn zu demüthigen und zu peinigen. Er gestand sich, daß er einen großen Fehler begangen und sich außerdem einer unverzeihlichen Undankbarkeit schuldig gemacht, nur einem unglücklichen Vorurtheile zu Liebe, das in der letzten Zeit von seinem Verstande selbst als nichtig erkannt war, nachdem es so viel Unheil angerichtet, den Frieden seines Hauses und auch seiner Seele gestört hatte. Paul blieb immer der Retter seiner Tochter aus einer gräßlichen Gefahr und dennoch hatte er sich nicht überwinden können, ihm auf seinem ruhmvollen Krankenlager einen Besuch abzustatten, obwohl er Monate lang nur eine kurze Tagereise weit von ihm entfernt gewesen war.

Wie sollte er dies schnöde Unrecht, das ihm auf einmal klar wurde, wieder gut machen, wo den Weg finden, der ihn aus diesem Wirrsal führte?

Ein schweres Ueberholen des Schiffes, das ihn jäh von seinem Sitze empor schleuderte, schreckte ihn aus den düstern Grübeleien. Er war so tief in sie versunken gewesen, daß er gar nicht bemerkt hatte, wie das Fahrzeug schon seit längerer Zeit heftige Bewegungen machte. Jetzt fielen sie ihm auf und ein dunkeles Gefühl, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sei, trieb ihn auf das Deck. Dort herrschte überall Verwirrung. Der Wind hatte an Stärke bedeutend zugenommen und war plötzlich nach dem Osten umgesprungen. Die Segel lagen back und trieben das Schiff mit Gewalt rückwärts gegen die hohe See, die hinten über das Schiff brach und die Verdecke mit Wasser füllte. Es war große Gefahr vorhanden, daß das Schiff schwer beschädigt wurde, wenn man es nicht bald auf den richtigen Kurs brachte, das sah selbst Pawest ein, aber eben so wenig wie man sich die Mühe gegeben hatte, ihn von dem Witterungswechsel zu benachrichtigen, beachtete man ihn jetzt. Seine Autorität war gänzlich geschwunden; die Disciplin hatte aufgehört, alles schrie und tobte durcheinander und der Rathsherr mußte verzweifelnd zusehen, wie das Schiff seinem sicheren Untergang entgegen ging. Man war vor den Dünen und in der Ferne schimmerte unheimlich die schäumende Brandung, auf die Wind und Strömung unaufhaltsam hintrieben.

Die drohende Gefahr entging auch den Mannschaften nicht und brachte sie etwas zur Besinnung. Der Steuermann verschaffte sich Gehör und sie gehorchten theilweise seinen Befehlen. Die Untiefen waren so nahe, daß man nicht mehr von ihnen freisegeln konnte, man mußte die Segel fortnehmen und ankern, um nicht auf den Strand zu treiben. Es geschah, aber jetzt nahte das Unheil in anderer Gestalt. Das Schiff war leck gesprungen und das eindringende Wasser wuchs zusehends im Schiffsraume. „An die Pumpen," rief der Steuermann, und der Selbsterhaltungstrieb ließ wenigstens die Matrosen gehorchen. Die Ruters kamen nicht, sie erbrachen die Vorrathsräume des Schiffes, um sich der Spirituosen zu bemächtigen und es begann nun ein wüstes Chaos. Eine Zeitlang pumpten die Matrosen, doch nach kurzer Zeit gaben sie es auch auf, weil das Wasser nicht bewältigt werden konnte und sie bemächtigten sich der Boote, um sich in ihnen vor dem drohenden Untergange zu retten. Sobald die Ruters dies sahen, wollten sie mit hinein und es begann ein furchtbarer Kampf. Eins der Boote fiel dabei von oben und brach entzwei, alles drängte nun in die beiden andern, die kaum ein Drittel der Besatzung zu fassen vermochten. Bis zum Rande überfüllt fluthete die nächste Welle über sie und begrub sie in ihrem Schoße. Im Raum stieg indessen das Wasser langsam höher, Zoll für Zoll, Fuß für Fuß — nur noch wenige Stunden, dann mußte das Schiff sinken und alles war vorbei.

Pawest stand auf dem Hinterkastell und sah mit Grauen auf die Scenen, die sich zu seinen Füßen auf dem Verdecke abspielten. Das Gespenst des nahenden Todes wandelte dort unten, grinste die Mannschaften an und raubte ihnen den Verstand. Hier lagen sie sinnlos betrunken, dort starrten sie in dumpfer Verzweiflung ins Leere, jene liefen fluchend und lästernd umher, diese flehten auf den Knieen den Himmel um Erbarmen und Rettung. während aus dem Meere der Angstschrei der Ertrinkenden gellend heraufttönte, denen Niemand beistehen konnte.

Der Rathsherr hörte das Rauschen des Wassers im Schiffe, wenn es schwankte und es klang wie Grabgeläute. Auch er sah den Tod nahen; nur noch eine kurze Spanne Zeit war ihm zum Leben vergönnt und Minute verrann auf Minute. Er gedachte der Seinen und sein Herz zuckte. Es flimmerte ihm vor den Augen, seine Beine schlotterten und die Blicke irrten hoffnungslos am Horizonte. Da schnellte plötzlich der zusammengesunkene Körper empor. Ist es Täuschung, die ihm die erhitzte Phantasie vorspiegelt? Nein, nein, es ist Wirklichkeit — seht, dort naht Hilfe, es kommen Schiffe angesegelt, drei, vier, eine ganze Flotte, lange schon muß sie in Sicht gewesen sein, denn sie ist nahe, aber Niemand hat sie bemerkt in der eigenen schrecklichen Noth. Er stößt einen Freudenschrei aus. „Rettung, Rettung!“ ruft er und streckt seinen Arm nach der Richtung aus, dann bricht er ohnmächtig zusammen. Doch sein Ruf ist gehört, er rüttelt die Besatzung aus

ihrem Stumpfsinn; sie stürmt zum Kastell hinauf und ein Freudentaumel erfaßt sie, als sie die Flotte wirklich auf sich zusteuern sieht, der in um so lauteren Jubel ausbricht, als jetzt die Danziger Flagge aufsteigt. Auf dem „Peter" heißt man die Nothflagge und bald steuert das vorderste Schiff unmittelbar hinter seinem Heck vorbei. „Weshalb weht Eure Flagge im Schau?" ruft eine Stimme herüber. „Wir sinken, ohne schnelle Hilfe sind wir verloren," ertönt die Antwort. „Wo ist der Rathsherr Pawest?" lautete die weitere Frage, doch sie bleibt ohne Erwiderung. Beschämt schweigt die Mannschaft; noch liegt der geprüfte Mann besinnungslos auf dem Deck, Niemand hat sich um ihn gekümmert, erst jetzt denkt man daran, ihm beizustehen.

Der Segler schießt an Backbordseite des „Peter von Danzig" in den Wind, birgt die Segel und geht vor Anker, während seine Begleiter ihm nachfolgen. Alsbald werden die Boote zu Wasser gelassen und wenige Ruderschläge tragen sie herüber. Paul Beneke besteigt das Deck. „Wo ist der Rathsherr," lautet seine erste Frage, „Ihr seid mir die Antwort schuldig geblieben," und er heftet seine Augen fest und durchdringend auf den ihm entgegentretenden Steuermann. „Er ist ohnmächtig geworden," erwidert dieser verwirrt, „und ich habe ihn soeben in seine Kajüte tragen lassen." Ein Blick auf das Schiff belehrt Paul, wie die Sachen stehen. „Was ist's mit dem Schiff?" herrscht er den Steuermann an.

„Es hat hinten ein Leck und acht Fuß Wasser im Raum.“

„Weshalb ist Niemand an den Pumpen?“

Der Gefragte senkt schweigend das Haupt.

„Aha!“ sagte Paul, „ich konnte es mir denken. Alle Mann! an die Pumpen!“ donnert dann sein Befehl und er zieht den Säbel, „der erste, den ich müßig stehen sehe, ist ein Kind des Todes. Zimmermann, peilt den Wasserstand!“

Die Leute stürzen zitternd an die Pumpen und unter dem Drucke von Hunderten kräftiger Arme, die Pauls Kommando wie durch Zauber in Thätigkeit gesetzt, fördern sie enorme Wassermassen aus dem Schiff.

Vor Beginn des Pumpens hat der Zimmermann acht Fuß gemeldet. Paul wartet zehn Minuten, dann läßt er wieder peilen. Das Wasser hat um zwei Zoll abgenommen. „Feiges jämmerliches Volk!“ wendet er sich an den Steuermann, der den Blick nicht vom Boden zu erheben wagt, „wo ist die Gefahr, wenn sie sich so schnell bewältigen läßt? Nehmt jetzt fünfzig Mann von den Pumpen ab und laßt ein Großsegel heraufbringen.“

Der Befehl wurde in kürzester Frist ausgeführt das Segel unter dem hintern Schiffsboden durchgezogen, wo sich das Leck befand und zu beiden Seiten der Bordwand nach oben straff gezogen. Alsdann schüttete man Säcke voll Hülsenfrüchte zwischen Schiff und Segel und sehr bald äußerte sich die Wirkung. Während das fast wasserdichte Segeltuch den Zufluß

des Wassers bedeutend hemmte, wurden die Hülsenfrüchte in das Leck gesogen, quollen dort auf und stopften es fast gänzlich. Zusehends leerte sich jetzt das Schiff durch die Pumpen und nach einer Stunde schlugen diese blind.

Der Rathsherr war aus seiner Ohnmacht erwacht, fühlte sich aber noch sehr schwach. Die letzten Monate hatten seinem Körper und Geist zu viel zugemuthet; jetzt trat die Reaktion ein und er brach unter ihr zusammen.

Ehe Paul das Schiff verließ, ging er zu ihm. „Grüß Gott, Herr Pawest," sprach er ihn an, „alle Gefahr ist beseitigt und wir werden sogleich in die Dünen segeln, wo wir Schutz gegen Wind und See für die Nacht finden. Euer Steuermann taugt nichts, er versteht keine Disciplin zu halten und ist an der ganzen Sache schuld. Ich werde Euch einen andern schicken, dann habt Ihr keine Sorge mehr."

Der Rathsherr streckte ihm die Hand entgegen. „Wie soll ich Euch danken, Kapitän," sagte er mit zitternder Stimme, „für das, was Ihr wiederum für mich gethan, und wie wenig habe ich es um Euch verdient."

Ich wüßte nicht, daß ich Dank beanspruchen könnte," erwiderte Paul zurückhaltend. „Ich komme von der Humber, wohin ich König Eduard mit meinem Geschwader geleitet und der Zufall führte mich diesen Weg. Eure Leute hatten den Kopf verloren und einige Befehle von mir haben in kurzer Zeit wieder

die Sache in Ordnung gebracht — das ist alles und kaum der Rede werth."

„So faßt Ihr's auf in Eurer Bescheidenheit," sprach Pawest, „aber nicht ich. Nehmt einen Augenblick Platz, Kapitän, ich habe mit Euch zu reden. Ich fühle mich sehr krank und weiß nicht wie es mit mir wird, deshalb müßt Ihr mich hören. Ich habe viel an Euch gut zu machen und Ihr habt mir viel zu vergeben. Laßt mich sprechen," fuhr er abwehrend fort, als Paul ihn unterbrechen wollte, „es muß vom Herzen herunter, was mich drückt, ich kann sonst keine Ruhe finden Der Dämon des Stolzes und des Hochmuths hat mich beherrscht, mein Auge getrübt und meinen Sinn verhärtet. Ich schätzte Euch gering, lohnte das Gute, was Ihr mir gethan, mit Undank und vergalt es mit Bösem. Mein Gewissen hat mich dafür gestraft; jetzt habe ich mich überwunden und bin demüthig geworden. Könnt Ihr mir Verzeihung gewähren?"

„Von Herzen gern, wenn es Euch beruhigt," entgegnete Paul, dessen Groll durch das Gehörte plötzlich entwaffnet wurde, „doch es ist an mir, Euch zu danken."

Pawest sah ihn erstaunt an. „Ich bin im Ernst," fuhr Paul fort, „Eure Abneigung gegen mich, deren Ursprung mir nicht unbekannt war, ist der Grundstein von dem geworden, was die letzten Jahre mir Gutes gebracht haben. Sie spornte mich an, dem Findlinge einen Namen zu verschaffen, der sich gleichwerthig

neben den Euren stellen sollte. Das Glück ist mir günstig gewesen und mein Streben von Erfolg gekrönt. Ihr seid jedoch die erste Ursache von alledem und habt Euch deshalb keine Vorwürfe zu machen. Ihr erkennt mich als Euresgleichen an und dürft nun auch darauf rechnen, daß ich keinen weiteren Groll gegen Euch habe, sondern Euer freundlich gedenken werde."

„Ich sehe in Euch nicht nur meinesgleichen," sagte der Rathsherr, durch Pauls Großmuth beschämt und gerührt, „sondern Ihr steht hoch über mir. Sollte mir Gott meine Gesundheit wieder schenken, so hoffe ich Euch zu beweisen, daß ich wahr spreche. Zunächst werde ich aber Alles aufbieten, damit Ihr das Kommando des „Peter von Danzig" bekommt! Ich bin nicht fähig dazu, nur in Euren Händen wird das Schiff Großes leisten und zum Heile der Stadt wirken."

„Ich danke Euch für Eure gute Meinung, Herr Pawest," erwiderte Paul. „Gewiß kann der Befehl über ein solches Schiff mir nur zu hoher Ehre gereichen, aber ich glaube kaum, daß es in diesem Kriege noch viel zu thun bekommt. König Eduard hat rasch den Thron zurückgewonnen, Lancaster und Warwick sind auf der Flucht und wir dürfen deshalb dem Frieden entgegensehen. Der Vertrag, den ich mit ihm im Namen Danzigs abgeschlossen, als ich ihm die Freiheit zurückgab und der auch die Unterschrift Karls von Burgund trägt, bindet den König."

„Wohl glaube ich, daß Eduard das verpfändete

Wort zu halten beabsichtigt," sagte der Rathsherr, „aber er steht unter dem Drucke der Kaufleute und ich fürchte, daß sie sobald nicht nachgeben. Sie müssen noch empfindlicher getroffen werden als bisher, und dazu seid Ihr allein der Mann. Wenn der Friede kommt, wird die Hansa ihn nur Euch zu danken haben. Ihr seid beneidenswerth, Kapitän Beneke," fügte er hinzu, „und Danzig kann stolz auf Euch sein."

Pauls Herz schlug höher, als er ein solches Lob aus dem Munde des Mannes vernahm, von dem er es am wenigsten erwartet hatte.

Er drückte Pawest warm die Hand. „Ich habe versucht, meine Pflicht zu thun," sprach er bescheiden, „sind der Stadt dadurch Dienste geleistet, so bin ich hoch belohnt. Doch Ihr bedürft der Ruhe, ich sehe, daß unser Gespräch Euch angreift und will Euch deshalb verlassen. Hoffentlich werdet Ihr Euch morgen besser fühlen. Wenn der Wind sich ändert, wollen wir in aller Frühe segeln. Nehmt Gott zum Gruß, Herr Pawest."

„Lebt wohl, Kapitän," sprach der Rathsherr bewegt. „Ihr habt recht, ich bin angegriffen, aber nicht das Sprechen ist die Ursache, sondern die Freude über diese Stunde. Sie hat mir den Frieden meines Herzens wiedergegeben. Gott segne Euch dafür."

Paul fuhr an Bord seines Schiffes zurück. Als er einsam in seiner Kajütte saß, stürmte eine Fluth von Gedanken auf ihn ein. Was Elisabeths Vater zu ihm gesprochen, hellte auf einmal die Zukunft vor

ihm auf. Die Kluft, welche ihn bis dahin von der Geliebten trennte, war überbrückt durch eigene Kraft; er hatte das sich gegebene Versprechen eingelöst, den Namen Paul Beneke zu hohen Ehren gebracht, daß er klang wie der besten einer und das erfüllte ihn mit stolzer Befriedigung. Nur ein trüber Schatten lagerte auf seinem innern Glück — die Erinnerung an den so früh geschiedenen treuen Freund und Bruder.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Andern Tages segelte die Flotte nach Zween. Der „Peter von Danzig" wurde dort reparirt, während Paul nach kurzem Aufenthalte wieder in See ging, um seine Kreuztouren gegen die Engländer fortzusetzen. Pawest hatte recht gehabt, die „abenteuernden Kaufleute" waren noch nicht stark genug getroffen und erst Pauls scharfe Kriegführung veranlaßte sie, Verhandlungen anzuknüpfen und Gesandte nach Utrecht zu schicken.

Als Paul nach einigen Monaten zurückkam, fand er den „Peter" nahezu seefertig, für sich aber den Befehl des Raths, die Führung des Schiffes zu übernehmen, während der seit längerer Zeit wieder gesundete Pawest nach Danzig zurückberufen war. Dem Bestallungsschreiben lag ein Brief Pawests bei, dessen

Inhalt Paul in mehr als einer Beziehung interessirte. Er lautete folgendermaßen:

„Lieber junger Freund!

So darf ich Euch wohl anreden, nachdem Ihr mir gesagt daß Ihr fernerhin keinen Groll mehr gegen mich hegen wollt. Ich sende Euch meine Glückwünsche zu dem Befehl über den „Peter," den Euch der Rath auf meine Vorstellungen gern übertragen hat. Die Engländer nehmen es nicht ernst mit dem Frieden und wollen nur Zeit gewinnen, doch werdet Ihr sie wohl andern Sinnes machen, daran zweifelt hier Niemand und ich am wenigsten.

„Vor kurzem habe ich Euren Pflegevater besucht. Er ist durch Elers Tod schwer gebeugt, doch trägt er es männlich, ebenso wie den Untergang des „Mariendrache". „Sie sind mit Ehre und Ruhm dahingegangen und haben ihre Schuldigkeit bis zum letzten Augenblicke gethan," äußerte er, wenngleich seine Stimme dabei zitterte, „das ist ein Trost für mich und außerdem bleibt mir noch Paul."

„Die Meinigen sind wohl; ich habe ihnen viel von Euch erzählen müssen und sie können nicht genug hören. Sie senden Euch die freundlichsten Grüße und Elisabeth hofft, daß Ihr bald die Rose zurückbringt, die sie Euch am letzten Abend Eures Hierseins gegeben hat. Ihr werdet dann in unserem Hause herzlich willkommen sein.

Euer dankbarer Freund

Berndt Pawest."

Paul las das Schreiben mit strahlenden Augen. So war denn auch das letzte Hinderniß beseitigt, das seiner Verbindung mit Elisabeth noch hätte im Wege stehen können. Der Rathsherr hieß die Wahl seiner Tochter gut und war bereit, den Findling als Sohn in sein Haus aufzunehmen.

Freudiger Stolz schwellte Pauls Herz. Daß er jetzt das Recht besaß, einen adeligen Namen zu tragen, davon hatte er noch Niemand Mittheilung gemacht, und seine Befriedigung, daß er alles sich selbst dankte, war deshalb um so größer. Doch er gedachte auch mit tiefer Dankbarkeit der Vorsehung, die ihn so wunderbare Wege geführt und ihn in allen Fährlichkeiten des Lebens so sichtlich beschützt hatte. Freilich war das Ziel noch nicht ganz erreicht, der Krieg noch nicht zu Ende, aber er vertraute seiner Schutzheiligen und Elisabeths Talisman und sah dem Kommenden mit ruhigem Blicke entgegen.

Zunächst geleitete Paul ein großes Konvoi hansischer Kauffahrer nach der Elbe und blieb dort während des Winters liegen. Die Verhandlungen in Utrecht wurden wohl weiter geführt, aber es trat immer klarer zu Tage, daß England keinen Frieden wollte, und man beschloß deshalb im Februar 1473 auf der Tagefahrt zu Lübeck, einen stärkeren Druck auf dasselbe zu üben. Vier Hamburger Auslieger sollten sich mit dem „Peter“ vereinigen, um an der Küste von Spanien gegen die Engländer zu kreuzen,

die sich in Nordsee und Kanal nicht mehr zu zeigen wagten.

Das Geschwader steuerte am 10. April aus der Elbe, aber Paul hatte einen andern Plan gefaßt, und als der zweite Morgen tagte, suchten die Hamburger ihn vergebens. Während sie ihren Weg nach Spanien fortsetzten, segelte er nach der flandrischen Küste, um dort auf eigne Faust zu handeln. Er hatte erfahren, daß im Hafen von Sluys zwei Galeeren lagen, die mit köstlichem Gut beladen nach England hinüberwollten. Sie waren englisches Eigenthum, aber aus Furcht vor den Osterlingen durch Scheinvertrag an Thomas Portinari, einen Geheimerath Karls des Kühnen, verkauft, mit der burgundischen Flagge versehen und mit Italienern bemannt, um sie gegen Wegnahme zu sichern. Auf sie hatte es Paul abgesehen und er erwartete sie draußen vor der Maas.

Als sie aus dem Hafen kamen und ihren Weg westwärts nahmen, begleitete er sie aus der Ferne, bis sie unter der englischen Küste anlangten. Er that dies aus Klugheit, weil er die Feindseligkeiten nicht eher eröffnen wollte, bis er den damals allgemein geltenden seerechtlichen Grundsatz „Feindlicher Boden, feindliches Schiff“ zu seinen Gunsten geltend machen konnte. Holländer, Dänen und Franzosen hatten bisher alle Hanseaten gekapert, die den Feinden Jener Waaren zugeführt, die übliche „Warschuwing“ oder Warnung an die Neutralen war seitens Danzigs recht-

zeitig erfolgt und so befand sich Paul nach allen Seiten im Rechte.

Nur in einem Punkte hatte er sich geirrt; seine Leute drohten ihn im Stich zu lassen. Es waren nicht die altgedienten Mannschaften des „Mariendrache", der Barse oder des „St. John", welche Wunder der Tapferkeit verrichteten und für ihren geliebten Führer in den Tod gingen, sondern frisches zusammengelaufenes Volk, das noch keine Schlacht gesehen, denen theilweise selbst das Meer fremd war und das seinen Kapitän noch nicht lange genug kannte, um ihm wie seine früheren Untergebenen blindlings zu vertrauen. Trotzdem verstand es aber Paul, ihren gesunkenen Muth zu beleben und sie zum Siege zu führen. Hören wir, wie der alte Chronist Reimar Kok, Lesemeister der Franziskaner in Lübeck in seiner naiven Weise den Kampf beschreibt, der in seinen Folgen so wichtig für Danzig und die ganze Hansa werden sollte.

„Aber weil der Wind gut war, lief Paul Beneke unter die Küste von Flandern, um gute Beute zu machen, denn es ward ihm zu wissen, wie zu Brügge etliche Florentiner, damals Finanzer genannt, von den Engelschen großes Geld empfangen, damit sie unter ihrem Namen ihnen das englische Gut zugehen ließen, auch daß sie zu Sluys dafür eine große und eine kleine Galeide gemiethet, die sie mit Geschütz und Volk mächtig ausgerüstet und mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert, auch, damit

es um so weniger auffiele, Welsche und Florentiner darauf gesetzt hatten.

„Als Paul Beneke dies hörte, hatte er das Verlangen, sich die Galeiden zu besehen. Es dauerte auch nicht lange, da kamen die Florentiner damit zur See, und die große erschien, als ob ein Schloß oder eine Burg daher schwämme.

„Paul Beneke näherte sich ihnen, bot ihnen seinen Gruß und fragte, woher sie kämen und wohin sie willens wären. Aber der Hauptmann und der Patron der großen Galeere gab ihm eine spöttische Antwort, was er danach zu fragen hätte, ob ihm nicht das Wappen sowohl in der Flagge wie auf der Galeere bekannt sei; wo er zu Haus gehöre?

„Denn der hochfahrige Lombarde ließ sich bedünken, der Deutsche mit seinem Schiffe müsse dem Welschen wohl weichen. Aber er fand einen rechtschaffenen deutschen Mann vor sich. Deshalb sprach Paul zu dem Lombarden, er solle streichen und die Güter herausgeben, die den Engelschen gehörten; wenn er aber nicht mit gutem wolle, solle er schon das Streichen lernen.

„Aber diese Worte achtete der Welsche für große Thorheit; er ließ vielmehr statt der Antwort eine Büchsenladung auf den Deutschen abknallen. Alsbald aber war Paul Beneke und sein Volk fertig, setzten bei und scharmutzirten eine Zeitlang mit den Welschen. Weil aber das Schiffsvolk sah, daß die Welschen in der Galeere an Geschütz und Mannschaft überlegen

waren, wurde es zaghaftig und nahm den Wich. Das sahen die Welschen und riefen und schrieen ihnen aus Leibeskräften nach. Da hub Paul Beneke zornig und traurig zugleich an und sprach zu den Seinen: „Ach Gesellen, was machen wir da? was soll daraus werden, wie wollen wir das verantworten? Wollte ich doch, ich hätte diesen Tag nie erlebt, da ich mit eigenen Augen sehen muß, wie so mancher deutsche Kriegsmann und Seemann vor den Welschen verzagt und die Flucht nimmt. Wäre es nicht ehrenvoller, daß wir alle vor unseren Feinden um unseres Vaterlandes Freiheit stürben und auf dem Platze blieben, als daß wir unser Leben lang die Schande tragen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weisen und uns nachschreien: ‚Das sind sie, die sich von den Welschen jagen lassen!‘ Das wird den Engelschen Muth machen und sie werden allezeit gewinnen und wir davonlaufen. Wie manchen frommen deutschen Seemann und Kaufmann werden wir um Leib und Gut bringen? Ach wären wir nur gar nicht losgegangen! Es wäre ja besser, daß uns die Welschen ihr Lebenlang nicht mit Augen gesehen. Habe ich Euch nicht vorher gesagt: Gesellen, da wäre wohl eine gute Beute, aber sie wird Arbeit kosten? Wolltet Ihr alle, wie ich, mit Ehren drauf und dran, so sollte sie uns nicht entstehen, aber unerschrockene Herzen und Fäuste gehören dazu. Die Galeere ist groß und wie ein scheußliches Beest anzusehen, dessen Ihr nicht gewohnt seid, dazu viel größer, als unser Schiff und mit vielem Volk

und Geschütz ausgerüstet, jedoch es sind Welsche und keine Deutschen. Wollen wir aber nach unserer Väter Art mit Herzen und Fäusten Deutsche sein, so soll die Beute uns nicht entgehen und uns unser Lebenlang gut thun. — Da rieft Ihr alle, ich sollte Euch nicht anders befinden, als wie es deutschen Männern wohl anstünde Oh, großer Gott, nun muß ich mit eignen Ohren anhören, daß die Welschen uns nachrufen: so müsse man deutsche Hunde jagen. Sollte nicht ein ehrlicher Deutscher lieber sterben, als das anhören?"

„Mit solchen und ähnlichen Worten machte Paul Beneke seinem Volke das Blut wieder warm, daß es sprach: „Lieber Herr Hauptmann, hier ist noch nicht groß versehen. Daß wir eine Wendung machen, kann uns viel, unsern Feinden keinen Nutzen bringen. Laßt uns jetzt nun alles auf das sorgsamste und nützlichste einrichten, wir sind noch Deutsche und wollen uns auch als Deutsche finden lassen. Aber führe uns nochmals an die Feinde. Die Welschen sollen Hunde finden, die nicht laufen, sondern weidlich beißen können."

„Als nun Paul Beneke vermerkte, daß der Kriegs- und Seeleute Blut wieder warm und hitzig geworden, wollte er sie auch nicht höher erbittern, sondern gab dem Steuermann gute Worte, daß er das Schiff an die Galeere steuern ließe.

„Da entfiel den Welschen der Muth, da begannen die Preußen sich als Deutsche zu erweisen. Wie

Löwen saßen sie dem Feind im Nacken und packten ihn, und ehe er sich's versah, waren sie in der Galeere und begunnten zu würgen, was ihnen in den Wurf kam. Da hätte man Wunder sehen mögen, wie der große Patron von der Galeere, der vorher alle Deutschen allein fressen wollte und die andern Fucker auf die Erde fielen, sich vor die Brust schlugen und die Deutschen wie Götter anflehten. Und hier ließ Paul Beneke sich abermals wie ein Deutscher hören und sehen, denn wiewohl die Welschen mit ihrem Hohn an den Deutschen kein Gutes verdient, konnte das edle deutsche Blut nicht anders, als Barmherzigkeit erweisen über die, welche nun überwunden sich demüthigten und Gnade begehrten! Wollte Gott, daß solcher deutschen Hauptleute viele wären!" schließt der würdige Chronist seinen Bericht.

Der Kampf war äußerst blutig, fand aber nur mit der großen Galeere statt, da die kleinere sich zur Flucht wandte und auch glücklich den Hafen von Southampton erreichte. Die Engländer hatten achtzehn Todte und hundert Verwundete, und auch die Deutschen starke Verluste, wenngleich nicht annähernd so viel wie der Feind, aber dafür war die Beute eine ganz enorme und Paul hatte sich nicht geirrt, wenn er annahm, daß die Gegner kein härterer Schlag treffen könne, als die Wegnahme dieses großen Schiffes. Es war mit Alaun, Tuch, Leinwand, Pelzwerk, Spezereien, Tapisserieen, Juwelen und goldenen, auf Seide gewirkten Stoffen geladen, im Werthe von

60 000 Pfund Groß oder 1½ Millionen Mark nach unserem Gelde.

So klug und vorsichtig Paul auch zu verfahren geglaubt hatte, indem er den „St. Thomas“ auf englischen Boden angriff und zunächst die Herausgabe der englischen Güter forderte, ehe er zur Gewalt schritt, zog der Akt dennoch politische Verwicklungen ernstester Art nach sich.

Herzog Karl von Burgund war auf das höchste erbittert, daß man es gewagt hatte, ein Schiff mit seiner Flagge zu nehmen und drohte mit Konfiskation alles hansischen Eigenthums in seinen Landen, wenn es nicht wieder herausgegeben würde. Hamburg Lübeck und auch Danzig schickten Sendboten an Paul, um ihn zu veranlassen, wenigstens das burgundische Eigenthum freizugeben, doch er blieb unerschütterlich fest. Er fühlte sich in seinem Rechte und ließ nicht davon. Die Galeere hatte Papiere gefälscht und Widerstand geleistet, danach war sie mit allem in ihr nach Kriegsgebrauch ihm verfallen. Selbst eine Bulle des Papstes, an „seinen lieben Sohn, den Piraten Paul Beneke,“ die mit dem Banne drohte, ließ er unbeachtet, und als Lübeck und Hamburg bei Leibes- und Lebensstrafe die Theilung der Beute auf ihrem Gebiete untersagten, wußte er sich vom Bischof von Bremen freies Geleit zu verschaffen und die Theilung wurde bei Stade vorgenommen. Sein Schiff war vor kurzem aus den Händen des Danziger Raths in das Eigenthum der dortigen Patricier Sidinghusen

und Valand übergegangen, mithin ein Privatkaper geworden, für dessen Handlungen die Stadt nicht verantwortlich sein konnte, und darauf fußte er. Er allein war haftbar und fürchtete sich nicht, ließ vielmehr den heranbrausenden Sturm in der Elbe ruhig über sich ergehen, der dann auch schließlich unschädlich verwehte.

Karl der Kühne gerieth mit Frankreich in Konflikt, gebrauchte die Hansen und ließ die Sache ruhen, so daß sie im Sande verlief, während sie dagegen in anderer Richtung eine ungemein wirksame und die von Paul vorhergesehene Folge äußerte. Der Schlag war für die englischen Kaufleute so empfindlich gewesen, daß sie jetzt ernstlich um Frieden baten und sich zu einer Kriegsentschädigung von 10 000 Pfund Sterling verstanden. Wenn sich der Abschluß auch noch einige Zeit hinzog, beendete doch Pauls kühne That die langjährige blutige Fehde und der Handel begann wieder ungestört zu blühen.

Noch einmal hatte die Hansa siegreich um ihre Privilegien gekämpft und im Glanze ihres alten Ruhmes gestrahlt, um dann allmälig von ihrer Höhe herabzusinken. Entstanden aus der Ohnmacht des deutschen Reiches, fehlte ihr der nationale Rückhalt und sie mußte daran zu Grunde gehen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es war wieder um die Pfingstzeit. Die Bäume grünten, die Blumen blühten, in den Lüften trillerte die Lerche ihr fröhliches Lied und die Sonne schien warm und freundlich herab vom wolkenlosen Himmel auf Wald und Flur. Und wie die Natur sich im vollen Frühlingsglanze zeigte, so hatte auch die alte Stadt Danzig ein heiteres Gewand angelegt und prangte in festlichem Schmucke. Ueberall flatterten bunte Flaggen und Wimpel lustig im Winde, von den Giebeln der Häuser, von den Masten der Schiffe und den Thürmen. In den Straßen wogten Tausende von Menschen und standen in der Langgasse Kopf an Kopf gedrängt. Erwartungsvoll waren ihre Blicke auf ein stattliches Haus gerichtet, aber es mußte wohl ein frohes Ereigniß sein, dessen sie harrten, denn auf ihren Gesichtern las man freudige Spannung.

„Sie kommen, sie kommen!" ging es jetzt von Mund zu Mund, als die Thüren des Hauses sich öffneten, und gleichzeitig der mächtige Klang der Kirchenglocken durch die Lüfte brauste. Ehrerbietig machte die Menge Platz; ein Brautpaar schritt über den blumenbekränzten Beischlag, er in stolzer Manneskraft, sie ein Bild lieblicher Jungfräulichkeit, und beide strahlend von innerem Glück. Und als sie die Straße betraten, da ertönte tausendstimmiger Jubelruf: „Heil unserem Paul Beneke, Heil Elisabeth Pawest!"

Es war ein gar stattlicher Hochzeitszug, der seinen Weg von des Rathsherrn Hause zur Marienkirche

nahm. Selten hatte man in Danzig größere Pracht, nie bei einer solchen Gelegenheit allgemeinere und aufrichtigere Theilnahme gesehen. Freilich war diese vollberechtigt; galt sie doch einem Helden, der den Ruhm der Stadt über die ganzen deutschen Meere getragen, der Großes geleistet und dem allein man den glorreichen Frieden verdankte, unter dessen Segnungen das Wohl der Bevölkerung aus Noth und Trübsal neu erblühte. Ein Mönch von hoher stattlicher Gestalt eröffnete den Kirchgang. Er war mit dem Schiffe Pauls gekommen und hatte auf dessen Bitte vom Bischof die Erlaubniß erhalten, das junge Paar einzusegnen, sonst wußte Niemand etwas von ihm, als daß er aus fremden Landen stamme. Ihm folgten Paul und Elisabeth, geleitet vom Rathsherrn, dessen Frau und dem Mündemeister, und an sie schlossen sich die Hochzeitsgäste, Hunderte an der Zahl, und aus den vornehmsten Geschlechtern der Stadt.

Die Trauung fand vor dem von der Familie Beneke gestifteten St. Georgenaltare statt, den Paul kostbar hatte schmücken lassen. Vorhänge von Gold- und Silberbrokat zierten ihn, und reichgestickte Teppiche deckten den Fußboden; über ihm aber zeigte sich den erstaunten Blicken der Versammelten ein prachtvolles Gemälde, dessen Schönheit alles überstrahlte. Es stellte das jüngste Gericht dar und war von Paul, der es mit der Galeere erobert, als das werthvollste Stück der Beute der Kirche als Weihegeschenk gestiftet. Von einer Vollkommenheit der Malerei, wie sie nur der Pinsel eines der berühmtesten Meister zu schaffen

vermochte, bildete es den glänzendsten Schmuck des Gotteshauses und zog die Bewunderung Aller auf sich.

Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, doch das klangvolle Organ des fremden Priesters drang klar und verständlich in ihre fernsten Räume. In andächtiger Stille vernahm die Menge die begeisterte Rede des Mönches, in der er den Ruhm und die Thaten des jungen Seehelden schilderte, aber in athemloser Spannung lauschten Alle, als er nach vollzogener Trauung noch einmal das Wort an sie richtete und ihnen kündete, wie wunderbar das Schicksal Paul geführt, und wie der namenlose Findling aus adligem deutschen Geschlechte stamme. Der Rathsherr war wie erstarrt, als er den Zusammenhang erfuhr, von dem Niemand außer dem Mündemeister bisher eine Ahnung gehabt hatte. Einen Augenblick stieg eine zornige Regung in ihm auf, doch er unterdrückte sie bald.

„Ich kann es verstehen, lieber Sohn," sprach er zu Paul, als sie die Kirche verließen, „daß Du Dein Geheimniß bis heute vor mir bewahrtest. Es war ein berechtigter Stolz, eines Mannes würdig, und Du bist Dir nur treu geblieben, wenn Du Alles, was Du bis heute errungen hast, allein Dir selbst verdanken wolltest. Ich segne die Stunde, in der ich zur Erkenntniß kam, daß nicht der Zufall der Geburt den Werth des Menschen bestimmt, sondern seine Gesinnungen und seine Thaten."

Für Danzig begann eine Reihe friedlicher Jahre. Handel und Wandel blühten wie nie zuvor und seine

Schiffe durchkreuzten ohne kriegerischen Schutz unbehelligt die Wasser der Ost- und Nordsee. Paul, der im Volksmunde seinen berühmten Namen fortführte, blieb am Lande und in der glücklichen Häuslichkeit, die ihm seine liebende Gattin schuf, empfand er keine Sehnsucht nach dem schwankenden Elemente, auf dem er eine so hervorragende Rolle gespielt hatte. Der Mündemeister gab sein Amt auf und zog zu ihm. Wenn er auch den Schmerz über den Verlust Elers nicht überwinden konnte, wurde derselbe doch durch die kindliche Liebe und Verehrung, mit denen Paul und Elisabeth ihn umgaben und seine letzten Lebensjahre verschönten, allmälig immer mehr gemildert.

Der spanische Mönch ging bald in seine Heimat zurück. Nach einigen Jahren erhielt sein Neffe die Nachricht, daß er in der Ausübung seines Berufes der in Spanien eingeschleppten Pest erlegen war.

Paul lebte, von seinen Mitbürgern hochgeehrt und von den Seinen zärtlich geliebt, auf einer schönen Besitzung in der Nähe von Danzig in friedlicher Ruhe. Der Rathsherrr Pawest wurde, nachdem er als Gesandter der Stadt den endgültigen Frieden mit England in Utrecht abgeschlossen, mit der goldenen Kette des Bürgermeisters geschmückt und hatte damit das Ziel seines Ehrgeizes erreicht.

Leider sollte das Familienglück bald zerstört werden. Nachdem Paul dem alten Bockelmann die Augen zugedrückt hatte, wurde er selbst im kräftigsten Mannesalter, kaum vierzig Jahre alt, den Seinen entrissen. Eine Danzig heimsuchende Seuche raffte

ihn 1480 dahin. Er hinterließ keinen männlichen Erben seines Namens, sondern nur eine Tochter, die wie die Mutter Elisabeth hieß.

Mit Paul verlor Danzig einen seiner besten Männer. Der alte Lübecker Chronist nennt ihn „een hart Seevogel," aber auch den „düdeschen Helden." Er war ein deutscher Held in jeder Beziehung.

Nahe an vierhundert Jahre waren seitdem vergangen und die Erinnerung an Paul Beneke's kühne Thaten fast gänzlich geschwunden. Niemand wußte mehr, woher das schöne Gemälde stammte, das noch heute den St. Georgenaltar der Marienkirche als deren reichster Schatz ziert. Die zufällige Auffindung einer alten Chronik aus der letzten Hälfte des XV. Jahrhunderts, sowie einer Reihe Briefe des Rathsherrn Berndt Pawest an Bürgermeister und Rath von Danzig hat den „düdeschen Helden" wieder im Gedächtniß unseres Volkes aufleben lassen und zugleich dargethan, daß er das „jüngste Gericht" auf jener Galeere eroberte. Es war für die fürstliche Familie der Medici gemalt und dieser Umstand erklärt auch die drohende Bulle des Papstes an Paul.

Im Artushofe aber schwebt von der Decke herab das Modell einer mächtigen Fredekogge. Es stellt den „Peter von Danzig" dar, mit dem Paul Beneke die Engländer schlug, so daß sie von den Hansen den Frieden um 10 000 Pfund Sterling erkaufen mußten.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Werner, Reinhold von,

Der Peter von Danzig Historische Erzählung aus der Zeit der Hansa von Reinhold Werner

Berlin 1884